

Ehlers / Frenking / Kleinmann / Régis / Triesethau (Hg. / éd.)

Begrenzungen, Überschreitungen – Limites, franchir

Interdisziplinäre Perspektiven auf Grenzen und Körper –
Approches interdisciplinaires sur les frontières et les corps

Bonn University Press



V&R unipress



unipress

Deutschland und Frankreich im wissenschaftlichen Dialog
Le dialogue scientifique franco-allemand

Band / Volume 11

Herausgegeben von Véronique Gély, Willi Jung,
Françoise Rétif, Nicolas Wernert und
der Kulturabteilung der französischen Botschaft (Berlin)
Collection dirigée par Véronique Gély, Willi Jung,
Françoise Rétif, Nicolas Wernert et
l'Institut français d'Allemagne (Berlin)

Sarah Ehlers / Sarah Frenking /
Sarah Kleinmann / Nina Régis /
Verena Triesethau (Hg. / éd.)

Begrenzungen, Überschreitungen – Limitier, franchir

Interdisziplinäre Perspektiven auf Grenzen
und Körper – Approches interdisciplinaires
sur les frontières et les corps

Mit 7 Abbildungen / Avec 7 illustrations

V&R unipress

Bonn University Press



Hans Böckler
Stiftung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://dnb.de> abrufbar.

**Veröffentlichungen der Bonn University Press
erscheinen bei V&R unipress.**

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des interdisziplinären Zentrums für Deutschlandstudien
und -forschung / Centre interdisciplinaire d'études et de recherches sur l'Allemagne (CIERA)
sowie der Hans-Böckler-Stiftung.

© 2021, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen
schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: © José Palazón / dpa picture-alliance GmbH (Mediennummer: 99078389)
A golfer hits a tee shot as African migrants sit atop a border fence during an attempt to cross into
Spanish territories between Morocco and Spain's north African enclave of Melilla.

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISSN 2198-5421
ISBN 978-3-8470-1297-9

Inhalt

Sarah Ehlers / Sarah Frenking / Sarah Kleinmann / Verena Triesethau
Körper und Grenzen im Prisma von Erfahrung, Raum und Gewalt 7

Sarah Ehlers / Sarah Frenking / Sarah Kleinmann / Verena Triesethau
Des corps et des frontières au prisme de l'expérience, de l'espace et de la
violence 31

I. Überschreitung von Grenzen – Les franchissements de frontières

Sarah Frenking
Grenzüberschreitungen: Räumliches Polizieren, körperliche Erfahrungen
und die Bedeutung des Nationalen an der deutsch-französischen Grenze
um 1900 57

Kristin Kastner
Grenzkörper und Körpergrenzen in der Migration: Nigerianische Frauen
auf dem Weg nach Europa 83

Adrien Cascarino
Couper son corps, redessiner les frontières 101

II. Produktion von Grenzen – La production de frontières

Tonio Weicker
Körperlichkeit und Grenze im halb-öffentlichen Raum der Marschrutka:
Soziale In- und Exklusion in russischen Sammeltaxis 121

Marie-Dominique Gil
Performer nue, performer la frontière: quand les artistes désignent ce qui
se joue dans les images de femmes encagées 141

III. Praktiken der Differenzierung – *La différenciation le long de la frontière*

Sarah Kleinmann

Veränderungen. Über den Zusammenhang von nationalstaatlichen Grenzziehungen und sozialen Unterscheidungen am Beispiel von Kriminalität und Devianz 167

Katell Brestic

Le corps dans l'exil à l'image des réfugié·e·s juif·ve·s de langue allemande en Bolivie (1933–1945): entre discrimination, exclusion et (ré)affirmation identitaires 189

Verena Triesethau

Verschmelzung und Differenz. Post-phänomenologische Überlegungen zum Begriff sexueller Erfahrung 209

IV. Kontrolle und Gewalt – *Le contrôle et la violence*

Nina Régis

Pain, « corps propre » et « corps vécu ». L'expérience de la faim durant la Grande Guerre en Allemagne 233

Sarah Ehlers

Körpertechniken und Grenztechniken. Schlafkrankheitsbekämpfung im kolonialen Afrika 255

Fabio Santos

Migration und Gewalt an den vergessenen Rändern der Europäischen Union 275

*Autor*innenverzeichnis – Les contributeur·ice·s* 297

Sarah Ehlers / Sarah Frenking /
Sarah Kleinmann / Verena Triesethau

Körper und Grenzen im Prisma von Erfahrung, Raum und Gewalt

Über den Zusammenhang von Grenzen und Körpern nachzudenken, ist im Jahr 2020, dem Entstehungsjahr dieses Sammelbandes, besonders durch zwei Eindrücke geprägt gewesen: Erstens durch Bilder von vor Krieg, Hunger, Armut und Verfolgung flüchtenden Menschen, von Lagern in desaströsen Zuständen, von illegalen *pushbacks* an den EU-Außengrenzen und durch Nachrichten über all diejenigen, die die Flucht über das Mittelmeer nach Europa nicht überlebten. Zweitens durch die Erfahrung der Aktivierung ruhender und der Errichtung neuer Grenzen zur Eindämmung der Corona-Pandemie. Die Bewegungsfreiheit, aber auch das Verständnis körperlicher Integrität, Nähe und Interaktion haben sich aufgrund des bis dahin weitgehend unbekanntes und mitunter lebensbedrohlichen Virus massiv verändert. Die daraus resultierenden Fragen nach (Un-)Versehrtheit und körperlichem Nahbereich waren ungewohnt. Allerdings war die Möglichkeit ungewollter Grenzüberschreitungen – wenn auch in anderer Form – nicht für alle neu: Dies lässt sich etwa unter *#metoo* nachlesen.

Grenzen dienen der Kontrolle eines Gebiets, von Mobilität und damit auch menschlicher Körper. Dabei, so zeigen die Beispiele deutlich, manifestiert sich die Grenze am Körper selbst, auch mit Gewalt. Grenzen gelten jedoch nicht für alle gleichermaßen. Das Titelbild des vorliegenden Bandes verweist auf die unterschiedlichen körperlichen Erfahrungen von Grenzrealitäten: Während Migrant*innen vom afrikanischen Kontinent den meterhohen, gesicherten Grenzzaun der spanischen Exklave Melilla zu überklettern suchen, spielen weiße Europäer*innen in unmittelbarer Nähe Golf.¹

1 Die mehrfach preisgekrönte Aufnahme des Fotografen und Menschenrechtsaktivisten José Palazon hat mittlerweile ikonografischen Charakter und wurde von zahlreichen journalistischen und wissenschaftlichen Publikationen zum Thema aufgegriffen. Siehe beispielsweise als zentrales Werk für die *border* und *borderland studies* die englische Version von Michel Agier, *Borderlands: Towards an anthropology of the cosmopolitan condition* (Cambridge: Polity Press, 2016). Zum Hintergrund des Bildes: Corey Johnson und Reece Jones, »The biopolitics and geopolitics of border enforcement in Melilla«. *Territory, Politics, Governance* 6 (2016): 69.

Wir bringen in diesem Sammelband interdisziplinäre Zugänge zum Verhältnis von Körpern und Grenzen in Dialog. Er behandelt sowohl historische als auch gegenwärtige Grenzziehungsprozesse und setzt sie mithilfe der Analysedimensionen *Erfahrung*, *Raum* und *Gewalt* zueinander in Beziehung. Das theoretische Zusammendenken von Körpern und Grenzen eröffnet eine Perspektive, die auf die konkrete soziale wie sinnliche Erfahrbarkeit von Grenzen, auf die Praktiken, die Grenzen hervorbringen, sowie auf ihre Materialität verweist. So lassen sich an räumlich-geografischen Grenzen spezifische Zugriffe auf Körper beobachten, während an Körpern sichtbar wird, wie sich Praktiken der Grenzüberschreitung auswirken.

Der Band führt Diskussionen fort, die auf der Tagung *Körper – Grenze. Corps – frontière. Über den Zusammenhang von Körperlichkeit, Raum und Gewalt. Les relations entre corporéité, espace et violence* im Oktober 2018 in Straßburg² begonnen wurden. Die Beiträge mit deutsch-französischem Schwerpunkt spiegeln zum einen die vielfältigen Verflechtungen beider Länder wider, die sich aus den politischen, sozialen, ökonomischen und kulturellen Auswirkungen ihrer Nachbarschaft und Grenzverschiebungen ergeben. Auch sind Deutschland und Frankreich historisch ebenso miteinander verbunden wie durch ihr aktuelles politisches Gewicht in Europa. Zum anderen ergibt sich die deutsch-französische Dimension unseres Sammelbandes aus der binationalen Zusammenarbeit zahlreicher Institutionen, die (kooperierende) deutsche und französische Wissenschaftler*innen fördern.³

Gerade die Geisteswissenschaften sind durch französisch-deutsche Transfers geprägt, wie etwa die Rezeption französischer Theorie in Deutschland zeigt: Die theoretischen Diskussionen in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft, Philosophie, Soziologie oder feministischen Theorie wären ohne die französischen Impulse der Phänomenologie und des Poststrukturalismus nicht denkbar gewesen. Auch raumtheoretische Zugänge sind ein Beispiel dieser Transferprozesse. Umgekehrt haben etwa Psychoanalyse und Kritische Theorie französische Debatten geprägt. Diese deutsch-französischen Theorie- und Konzepttransfers prägen auch die Beiträge unseres Sammelbandes.

2 Janine Fubel, Stefan Preiß, »Tagungsbericht Körper – Grenze. Corps – frontière. Über den Zusammenhang von Körperlichkeit, Raum und Gewalt«, 11.10.2018–13.10.2018 Straßburg, *H-Soz-Kult*, 13.02.2019, www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-8111. Die Tagung wurde organisiert von Sarah Frenking, Julian Naujoks, Nina Régis, Fabio Santos und Verena Triesethau.

3 Wir danken dem CIERA (Centre interdisciplinaire d'études et de recherches sur l'Allemagne) sowie der Hans-Böckler-Stiftung für die finanzielle Unterstützung. Die Tagung ging aus der »École d'été de jeunes chercheurs du CIERA« 2017 hervor, einer interdisziplinären Sommerschule in Kooperation mit dem Centre Marc Bloch (Berlin) und der Deutsch-Französischen Hochschule (DFH).

Die Zweisprachigkeit des Bandes bringt Fragen nach begrifflichen Entsprechungen in der jeweils anderen Sprache mit sich – während beispielsweise im Deutschen von »Grenze« gesprochen wird, ist im Französischen eine Differenzierung zwischen »frontière«, »limite« oder »confins« möglich. Die deutschen Begriffe »Erfahrung« bzw. »Erlebnis« hingegen verfügen im Französischen nur über das Pendant der »expérience«. Darüber hinaus gilt es zudem, über das Verhältnis von Materialität und Repräsentation nachzudenken. Der Gebrauch von »Grenze« als Metapher wird offensichtlich, wenn es um die »Grenze des Sagbaren« oder die »Grenze des guten Geschmacks« geht. Dabei können sprachliche Bilder jedoch enorme Wirkmacht entfalten: Es gibt eine lange Tradition der Beschreibung des Raumes in Körpermetaphern und des Körpers in Raummetaphern,⁴ die beides naturalisieren. Die Übertragung aus dem Bedeutungsfeld des Körpers auf das (staatliche) Territorium, den »Staatskörper« beispielsweise, naturalisiert das gesellschaftlich produzierte Gebilde und lässt es organisch und unteilbar erscheinen. Andersherum dienen Repräsentationen, die dem Bedeutungsfeld des Räumlich-Territorialen entspringen, der Beschreibung körperlicher Vorgänge und Zustände: Die Grenzverletzung, die eine hoheitliche Souveränität bezeichnet, kann so herangezogen werden, wenn die Erschütterung der individuellen Souveränität, ein brutaler oder nicht-konsensualer Eingriff in die Intimsphäre, gemeint ist. Analytisch lässt sich derartigen Naturalisierungen entgegenwirken, indem man Prozesshaftigkeit und Herstellung in den Blick nimmt, Körper und Grenze in ihrer Historizität betrachtet, die hervorgebracht, zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich verstanden und mit Bedeutungen aufgeladen werden.⁵

So ist nicht immer eindeutig zu bestimmen, wo Materialität und Stofflichkeit aufhören und Repräsentation und Symbolik anfangen, haben doch etwa Staatsgrenzen eben auch eine symbolische Dimension, da sie auf Definitionen, Konstruktionen und Sinngebungen basieren und demnach nicht einfach als klare territoriale Ordnungen zu verstehen sind. Aus diesem Grund ist der Begriff »Grenze« auch nicht immer hilfreich, weil seine unterschiedlichen Facetten nicht unmittelbar auseinanderzuhalten sind. Wir begreifen Grenzen in diesem Band deshalb primär in ihrer räumlichen Dimension, nicht aber als Begriff für alles, was einen Unterschied markiert oder bezeichnet oder wo dieser wirksam wird. Wir verstehen Grenzen als räumliche Verfestigung von Bedeutungszusammenhängen und Ordnungsprinzipien, als räumliche Realisierung gesellschaftlicher

4 Markus Schroer, »Körper und Raum – Grenzverläufe«. *Leviathan* 31, Nr. 3 (2003): 403.

5 Jan-Friedrich Missfelder, »Quand l'histoire passe par le corps. Sens, signification et sensorialité au service d'une anthropologie historique«. *Trivium*, Nr. 27 (2017); Alain Corbin, *Le miasme et la jonquille: L'odorat et l'imaginaire social, XVIII^e-XIX^e siècles* (Paris: Flammarion, 2008 [1978]): II; Robert Jütte, *Geschichte der Sinne: Von der Antike bis zum Cyberspace* (München: Beck, 2000).

Bedingungen, in der sich symbolische Aufladung, räumliches Erleben und körperliche Erfahrung nicht voneinander trennen lassen.

Gleichzeitig machen sich diese Ordnungsprinzipien am Körper fest und werden damit ebenfalls vielfach naturalisiert: So werden Fragen der Zugehörigkeit oder der gesellschaftlichen Norm, die sowohl an Grenzen besondere Relevanz erfahren als auch die eigene Integrität beeinflussen, über Körper verhandelt. Antisemitische, rassistische und sozialdarwinistische Skizzierungen »fremder« Körper als Gegenentwürfe zu Vorstellungen »volksgemeinschaftlicher« Homogenität können hier als Beispiele dienen. Uns geht es dabei nicht nur um diskursive Konstruktionen und deren Dekonstruktion: Was uns darüber hinaus leitet, ist das Interesse an der materiellen Erfahrbarkeit von Körpern und Grenzen.

Körper und Grenzen – Konturen zweier multisemantischer Begriffe

Körper machen Grenzen und Grenzen machen Körper. Die Herstellung und Kontrolle von Grenzen besteht selbst in körperlichen Praktiken. Zudem richtet sich an Grenzen die Aufmerksamkeit auf Körper: Grenzgänger*innen werden entlang körperlicher Kriterien kategorisiert und kontrolliert. Das heißt, dass die Grenze und diejenigen, die sie schützen, bestimmte (Bilder von) Körper(n) hervorbringen. Grenzraum und (versuchte) Passage stellen für Grenzgänger*innen zudem eine körperliche Erfahrung dar. Der Ort, an dem die Auseinandersetzung um gesellschaftliche Ordnungen stattfindet, ist somit nicht allein die Grenze, sondern der Körper an der Grenze. Damit ist er im Anschluss an Michel Foucault ein Ort politischer Konflikte und politischer sowie gesellschaftlicher Regulierungsversuche.⁶ An ihm werden Fragen der sozialen, politischen und kulturellen Zugehörigkeit sowie des Ausschlusses verhandelt. Folglich ist in der Bestimmung des Verhältnisses von Körper und Grenze der Körper zugleich selbst als Grenzinstanz zu betrachten.

Menschen machen körperliche Erfahrungen des Kontakts, der Überschreitung oder der Verletzung. Der Körper wird räumlich erlebt, sowohl nach außen als auch nach innen. Seine räumliche Begrenztheit drückt sich daher zum einen in der Distanz zu allem aus, was ihn umgibt, aber auch in einer gewissen Distanz zu sich selbst. Die räumlich-materielle Grenze des Körpers wie auch die territoriale Grenze, ist nicht nur Barriere, sondern auch Zone des Austauschs und Kontakts. Um eine Vermittlung zwischen Binnerleben und Außenperspektive

6 Michel Foucault, *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1994 [1977]), 38–40.

vollziehen zu können, muss der Körper daher auch als Medium gedacht werden.⁷ Das Ausloten des Verhältnisses seiner räumlichen Begrenztheit zu seiner Vermittlungsfähigkeit verändert dabei die eigenen Körperempfindungen sowie die Wahrnehmung des Körpers von außen. Diese ständige Neubestimmung der Grenze des Körpers ermöglicht die Verortung in der Welt und die Konstitution des Selbst.⁸

Auf diese Art Körper und Grenzen miteinander ins Verhältnis zu setzen, erfordert einen interdisziplinären Zugriff: Der vorliegende Band bringt daher Beiträge der Grenz(regime)forschung und *border studies*, der Psychoanalyse, Kunstgeschichte, Leibphänomenologie, Körpersoziologie und -geschichte sowie der Geschlechterforschung in Dialog. Um das Verhältnis von Körper und Grenze auf vielfältige Weise fassen zu können, bedienen wir uns der Analysebegriffe Raum, Gewalt und Erfahrung.

Wir begreifen Grenzen also zunächst als räumliche Erscheinungen, die eine materielle Grundlage haben. Dabei wählen wir zwei Foki: zum einen die territoriale Dimension von Grenzen, zum anderen den Körper in seiner räumlichen Begrenztheit. Der Begriff Grenze im territorialen und staatlichen Sinne bezeichnet die Konturen von Hoheitsgebieten, die politische Systeme, Rechtssysteme sowie Eigentumsverhältnisse unterscheiden. Grenzen werden durch gesellschaftliche Prozesse und politische Entscheidungen hergestellt, durch ebensolche erhalten und verteidigt oder auch verschoben und demontiert. Räume – eine zentrale Erkenntnis des *spatial turn* in den Sozial- und Geisteswissenschaften – sind sozial produziert.⁹ Dies ist deshalb entscheidend zu betonen, weil etwa die Geografie des 19. Jahrhunderts oder politische Akteur*innen Staatsräume immer wieder als »natürliche Grenzen« begriffen und somit gleichsam naturalisierten.¹⁰ Doch Grenzen sind alles andere als gegeben, sie müssen vielmehr praktisch hervorgebracht werden: Grenzziehungspraktiken wie das Kartographieren, das Setzen von Grenzsteinen, das Errichten einer Mauer oder eines Kontrollpostens sind körperliche Tätigkeiten, die Grenzen als materielle Teilungslinien und erfahrbare Realitäten herstellen. Territoriale Grenzen sind in unterschiedlicher Weise visuell markiert, was sie auch zu Zeichensystemen macht, die sogar lange nach ihrem Niedergang noch als »Phantomgrenzen«¹¹

7 Bernhard Waldenfels, *Der Spielraum des Verhaltens* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1980).

8 Vgl. Thomas Bedorf, »Leibliche Praxis. Zum Körperbegriff der Praxistheorien«, in *Praxis denken: Konzepte und Kritik*, hg. Volker Schürmann und Jörg Volbers (Wiesbaden: Springer VS, 2015).

9 Vgl. Henri Lefebvre, *La production de l'espace* (Paris: Anthropos, 1974); zum *spatial turn* s. Jörg Döring und Tristan Thielmann, Hg., *Spatial Turn: Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften* (Bielefeld: transcript Verlag, 2008).

10 Friedrich Ratzel, *Politische Geographie* (München: Oldenbourg, 1897).

11 Béatrice von Hirschhausen et al., *Phantomgrenzen: Räume und Akteure in der Zeit neu denken* (Göttingen: Wallstein Verlag, 2015).

wirksam werden können.¹² Doch Grenzen sind nicht nur Linien: Als Grenzräume oder -regionen können Grenzen als Kontakt- oder Konfliktzone zugleich verstanden werden. Auch landschaftliche Barrieren wie Meere, Flüsse und Gebirge waren und sind nicht undurchdringlich, sondern oftmals auch Zonen des Austauschs und Handels.¹³

Grenzen können gänzlich verschiedene Territorien trennen: nicht nur Staaten, sondern auch Verwaltungseinheiten oder Stadtviertel. Dabei werden an ihnen soziale oder politische Zugangsbeschränkungen verhandelt, die anhand von Pässen oder anderen Papieren, aber auch anhand von Codes oder Kleiderordnungen geprüft werden. Diese Form der räumlichen Herrschaft ist als Territorialität zu bezeichnen.¹⁴ Uns geht es dabei nicht nur um Territorialisierungsprozesse im Sinne nationalstaatlicher oder imperialer Herrschaft,¹⁵ sondern auch um städtische, öffentliche, politische oder andere Räume, deren Zutritt reguliert wird. Die Regulierung des Zutritts an räumlichen Grenzen basiert auf Unterscheidungen und der machtvollen, binären Kategorisierung von Menschen danach, ob sie zugehörig sind oder nicht, ob sie berechtigt sind oder nicht, sich in einem Raum zu bewegen, ob sie passieren dürfen oder nicht. Dabei basieren diese Eingriffe in Bewegungen und Aufenthalte auf einer räumlichen Differenzierung entlang einer sozialen Ordnung.¹⁶ Die Grenze ist somit, dem Soziologen Georg Simmel zufolge, eine soziale Tatsache, die sich räumlich formt:¹⁷ Soziale Unterschiede werden für einen bestimmten Raum wirksam und erfahrbar. So entspricht etwa die räumliche Sphärentrennung in der Moderne – Privatheit (Häuser, Küchen), Öffentlichkeit (Straßen, Plätze, öffentliche Gebäude) – den ihr eigenen Geschlechterrollen, während etwa die »colour bar« (»Rassenschranke«)

12 Vgl. Katharina Eisch-Angus, *Grenze: Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums* (München: Inst. für Volkskunde, Komm. für Bayer. Landesgeschichte, 1996).

13 Vgl. Sabine Hess und Matthias Schmidt-Sembdner, »Grenze als Konfliktzone – Perspektiven der Grenzregimeforschung«, in *Grenzforschung: Handbuch für Wissenschaft und Studium*, hg. Maria Klessmann, Hannes Krämer und Dominik Gerst (Baden-Baden: Nomos, 2020); Sarah Kleinmann, Arnika Peselmann und Ira Spieker, Hg. *Kontaktzonen und Grenzregionen: Kulturwissenschaftliche Perspektiven* (Leipzig: Leipziger Uni-Verlag, 2020); Andrea Komlosy, *Grenzen: Räumliche und soziale Trennlinien im Zeitenlauf* (Wien: Promedia Verlag, 2018).

14 Vgl. Charles S. Maier, »Consigning the Twentieth Century to History: Alternative Narratives for the Modern Era«. *The American Historical Review* 105, Nr. 3 (2000); Robert D. Sack, »Human Territoriality: A Theory«. *Annals of the Association of American Geographers* 73, Nr. 1 (1983).

15 Vgl. etwa Ulrike Jureit, *Das Ordnen von Räumen: Territorium und Lebensraum im 19. und 20. Jahrhundert* (Hamburg: Hamburger Edition HIS, 2016).

16 Zu bordering als territoriale Strategie, Henk van Houtum und Ton van Naerssen, »Bordering, Ordering and Othering«. *Tijdschrift voor economische en sociale geografie* 93, Nr. 2 (2002): 127.

17 Georg Simmel, »Der Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft«, in *Grenzsoziologie. Die politische Strukturierung des Raumes*, hg. Monika Eigmüller und Georg Vobruba (Wiesbaden: Springer VS, 2016), 23.

als räumliche Segregationspolitik eine rassistische Gesellschaftsordnung durchsetzt. Anhand von Räumen und Raumbildern lassen sich also auch soziale Ordnungen studieren.¹⁸

Allerdings ist es nicht die Grenze selbst, die ›handelt‹, sondern die mit ihr verbundenen, über sie wachenden Akteur*innen, die sich auf die Einschätzung der Körper der Grenzgänger*innen, ihrer körperlichen Praktiken oder anderer äußerer Merkmale stützen, sodass die sozialen Unterschiede (gewaltsam) räumlich und körperlich wirksam werden. So machen Grenzgänger*innen je nach sozialer Position unterschiedliche Erfahrungen an Grenzen. Die einzelnen Beiträge des Sammelbandes nehmen daher auch verschiedene Akteur*innen in den Blick, die Grenzen »herstellen« und mit ihnen umgehen, und beleuchten ihre Motive, Handlungslogiken und Vorgehensweisen.

Der zweite Fokus richtet sich auf den belebten menschlichen Körper, den wir als räumlich-materiell und darin auf eine Art als begrenzt verstehen. Durch Bewegung kann der Körper sich jedoch den Raum zu eigen machen, in ihn hineinwirken. Der Körper ist also zwar begrenzt in seiner eigenen Räumlichkeit und durch die Räumlichkeit, in der er lebt, gleichzeitig aber in der Lage, zwischen diesen räumlichen Begrenzungen zu vermitteln.¹⁹ Der Körper, an dem sich eigene Handlungsfähigkeit und gesellschaftliche Zugriffe zeigen, ist als soziale Tatsache zu betrachten: Er lässt sich als »Produzent, Instrument und Effekt des Sozialen«, als ein »gesellschaftliches und kulturelles Symbol« und »Agent, Medium und Werkzeug sozialen Handelns« begreifen, sodass sich sowohl soziale Strukturen in den Körper einschreiben als auch soziale Ordnung im körperlichen Handeln und Interagieren hergestellt wird.²⁰ Körper werden durch (bio-)politische Zugriffe geprägt und zugerichtet.²¹

Körperliche Selbstwahrnehmung und Selbstbeschreibungen sind nur in ihrer Historizität zu verstehen: Das Verständnis von Körpern und körperlicher Integrität hat historisch zahlreiche Veränderungen erfahren.²² So machen sich soziale

18 Siegfried Kracauer: Über Arbeitsnachweise, in: Siegfried Kracauer, *Straßen in Berlin und anderswo* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2020), 63.

19 Der phänomenologische Soziologe Alfred Schütz erweiterte durch den Fokus auf die Bewegung die handlungstheoretische Perspektive auf den Körper. Alfred Schütz und Ilja Srubar, Hg., *Theorie der Lebensformen: (frühe Manuskripte aus der Bergson-Periode)* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1981), 165.

20 Robert Gugutzer, Gabriele Klein und Michael Meuser, Hg., *Handbuch Körpersoziologie: Band 2: Forschungsfelder und Methodische Zugänge* (Wiesbaden: Springer VS, 2017), 6.

21 Michel Foucault, *Der Wille zum Wissen* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2017 [1987]), 135.

22 Vgl. v. a. die Analyse der Körperhistorikerin Barbara Duden, *Geschichte unter der Haut: Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730* (Stuttgart: Klett-Cotta, 1991 [1987]), in der sie ihr Konzept des Körpers als »epochenspezifische Erfahrung« beginnt, Barbara Duden, »Somatisches Wissen, Erfahrungswissen und ›diskursive‹ Gewissheiten. Überlegungen zum Erfahrungsbegriff aus der Sicht der Körper-Historikerin«, in *Erfahrung: Alles nur Diskurs?*

Ordnungsvorstellungen an Körpern fest, aber diese Körper wurden und werden selbst in wissenschaftlichen, administrativen und politischen Prozessen konstruiert. Aus diesem Grund war die Beschäftigung mit dem Körper in Feldern wie Anthropologie, Rasseforschung, Bevölkerungspolitik oder Polizeiwesen immer auch eine Beschäftigung mit den *Körpern der Anderen* oder mit Körpern, die als ein zu regulierendes Problem erschienen. Forschungen zu Körpern von Homosexuellen, Kriminellen, rassistisch Klassifizierten oder auch die staatlich verordneten medizinischen Untersuchungen von als Prostituierte kategorisierten Frauen erzählen in dieser Hinsicht eine Herrschaftsgeschichte, die sich in Körpervorstellungen einschrieb und bis heute fortwirkt. Die medizinische Beschäftigung mit dem kranken oder als krank verstandenen Körper wirft für die Medizingeschichte und -soziologie nicht nur Fragen nach der subjektiven Erfahrung von Krankheit auf, sondern rückt Deutungen »normaler« und »abweichender« Körper in den Mittelpunkt.²³ Galt der Körper lange vor allem der Medizin als erforschbares Objekt, hat sich früh – und mit ganz anderem Erkenntnisinteresse – die Frauen- und Geschlechterforschung des Körpers angenommen. Sie verstand sich in ihrer Gründungsphase oftmals als Gegengewicht zu männlicher Diskurshoheit und nahm deshalb nicht nur unterrepräsentierte weibliche Perspektiven, sondern auch Körpererfahrungen in den Blick. Obwohl mittlerweile auch zahlreiche Studien zu männlicher Körperlichkeit vorliegen, begann die Körpergeschichte somit als Geschichte körperlicher Weiblichkeit und verstärkte damit zunächst die stereotype Gegenüberstellung von (männlich gedachtem) Geist und (weiblich gedachtem) Körper.²⁴ Mittlerweise ist der Körper als komplexer und mehrdimensionaler Gegenstand in den Fokus von Soziologie, Politikwissenschaft, Philosophie oder Geschichtswissenschaft sowie der transdisziplinären Geschlechterstudien und kulturwissenschaftlichen *body studies* gerückt.

Unser Interesse an der Grenze des Körpers berührt Erfahrungen körperlicher (Un-) Versehrtheit und subjektiver Integrität. Körper sind Bedingung menschlicher Existenz, von personaler Identität und sexuellem Empfinden, von Leidenschaften und Schmerz- sowie Defiziterfahrungen wie Lust oder Hunger, verletzlich durch Erkrankung oder physische Gewalt und durch gezielte Eingriffe modifizierbar. Grenzüberschreitungen können als Gewalt erfahren oder auch gewünscht werden. Wo die Grenze des Körpers oder der körperlichen Integrität

Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffs in der Geschlechtergeschichte, hg. Marguérite Bos, Bettina Vincenz und Tanja Wirz (Zürich: Chronos, 2004), 28.

23 Vgl. für eine Übersicht: Maren Lorenz, *Leibhaftige Vergangenheit: Einführung in die Körpergeschichte* (Tübingen: Edition Diskord, 2000).

24 Vgl. Barbara Duden, »Frauen- >Körper«, in *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie*, hg. Ruth Becker und Beate Kortendiek (Wiesbaden: VS Verlag, 2010). Für aktuelle Forschungsthemen vgl. die Zeitschrift *body politics*.

verläuft, ist jedoch nicht eindeutig, sondern richtet sich je nach kulturellem, religiösem, sozialem und politischen Kontext mehr oder weniger am wissenschaftlich objektivierenden Blick von außen oder dem subjektiven innerlichen Spüren aus. Der Soziologe Erving Goffman beschreibt den Körper etwa als Markierung der »Territorien des Selbst«, deren Grenzverletzung als Übergriff auf die körperliche Integrität empfunden werden kann.²⁵ Auch Technologien beeinflussen die Frage nach der Grenze des Körpers: Prothetik als Ersatztechnologie für den Erhalt des Körpers, aber auch als transhumanistisches Enhancement prägen den Diskurs über invasive und irreversible Körperpraktiken. Dinge können insofern Teile des Körpers werden, an denen der Körper sich zugleich als Grenze und Medium materiell erfährt.

Die Haut hat bei der Frage nach der Körpergrenze eine besondere Stellung: Die wissenschaftliche Anatomie begann im Verlauf des 19. Jahrhunderts den Körper zu öffnen und der ärztliche Blick durch die Haut hindurch in das Körperinnere vorzudringen.²⁶ Als Grenzorgan ist sie empfindsame Oberfläche des Körpers und sichtbare äußere Erscheinung des Menschen. Sie bildet die Grenze des Körpers zu seiner Umwelt, zwischen außen und innen. Dies gilt auch für die Kleidung, die ihn umgibt. Doch wie auch jede Körperöffnung ist die Haut zudem der Ort des Austauschs mit der Umwelt²⁷ und nicht nur Barriere, weil sie beide Orte miteinander in Beziehung setzt.

Unser Band fragt also danach, wie Menschen Grenzen körperlich erfahren, aber auch auf welche Art sie körperliche Grenzen erfahren, wie Grenzen durch körperliche Praktiken hervorgebracht und überschritten werden. Um diese Fragen grundlegend zu beleuchten, schlagen wir drei Prismen vor, mithilfe derer das Verhältnis von Körpern und Grenzen vielschichtig analysiert werden kann.

Erfahrung – Raum – Gewalt

Erfahrung

Um Wechselverhältnissen von Körpern an Grenzen oder Grenzen des Körpers nachzugehen, interessieren wir uns aus interdisziplinärer Perspektive für die Erfahrungen von Menschen, für Wahrnehmungs-, Handlungs- und Aneignungs-

25 Erving Goffman, *Das Individuum im öffentlichen Austausch: Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1982 [1974]), 54–56.

26 Barbara Duden, »Geschichte unter der Haut«, in *Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie*, hg. Sabine Hark (Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2001), 41.

27 Schroer, »Körper und Raum – Grenzverläufe«, 408.

nungsweisen im Sozialen und gegenüber Dingen.²⁸ Mit Erfahrungen meinen wir Sinneseindrücke, Emotionen, Gewaltereignisse und Schmerzempfindungen. Dieses Verständnis liegt auch der Alltagsgeschichte zugrunde, die nach den alltäglichen Erfahrungszusammenhängen der Vielen fragt und neben Diskursen und Bedeutungszuschreibungen die stoffliche Seite von Geschichte unterstreicht. Dabei geht es hauptsächlich darum, dass Menschen nicht nur Strukturen *ausgesetzt* waren und sind, sondern dass sie mit Herrschafts- und Gewaltformen *umgingen* und *-gehen*.²⁹ Erfahrung hat so auch einen vermittelnden Aspekt: Soziale, politische und ökonomische Strukturen und praktischer Vollzug, der Umgang mit ihnen und ihre Auswirkungen auf die Leben der Menschen müssen zusammengedacht werden. Dabei lässt sich der Körper des Menschen als Ausgangspunkt seiner Vergesellschaftung, seiner Selbst- und Fremdwahrnehmung verstehen.³⁰ Das Verständnis, dass soziale Praktiken immer auch an sinnliche und körperliche Praktiken gebunden sind,³¹ findet sich in verschiedenen Disziplinen, wie etwa der Soziologie Georg Simmels die Menschen als körperlich gebundene Wesen begreift, die körperlich aufeinander wirken.³²

Die Erfahrung gegenwärtiger, aber vor allem auch vergangener Subjekte zu untersuchen, muss dabei notwendig unvollständig bleiben: Es ist schwierig, auf Erfahrungen zuzugreifen, sie überhaupt aufzuspüren, sie in ihrem jeweiligen politischen, historischen und wissenschaftlichen Kontext abzubilden. Für körperliche Erfahrungen, seien sie individuell oder überindividuell, eine sprachliche Entsprechung zu finden, ist zudem ein Ringen nach Worten, das nicht zuletzt auch seinen gesellschaftlichen Zeitkern hat. Für die Analyse muss es deshalb darum gehen zu zeigen, unter welchen Bedingungen Erfahrungen und Subjektivität zustande kommen oder kamen, und auf die Historizität der Empfindungen und eine Geschichte der Emotionen zu verweisen. Es gilt, das Verhältnis individueller und kollektiver Erfahrungen, die einander prägen und sich gegenseitig Deutungsmuster und Handlungsrepertoire zur Verfügung stellen, zu

28 Belinda Davis, Thomas Lindenberger und Michael Wildt, »Einleitung«, in *Alltag, Erfahrung, Eigensinn: Historisch-anthropologische Erkundungen*, hg. Belinda Davis, Thomas Lindenberger und Michael Wildt (Frankfurt am Main: Campus, 2008), 13.

29 Vgl. Alf Lüdtke, *Alltagsgeschichte: Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen* (Frankfurt am Main: Campus, 1989).

30 Bielefelder Graduiertenkolleg Sozialgeschichte, Hg., *Körper macht Geschichte – Geschichte macht Körper: Körpergeschichte als Sozialgeschichte* (Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 1999), 7–8.

31 Vgl. Christian Schmid, *Stadt, Raum und Gesellschaft: Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes* (Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2010).

32 Bielefelder Graduiertenkolleg Sozialgeschichte, *Körper macht Geschichte – Geschichte macht Körper*, 7.

betrachten. Dies bedeutet, zu einem wechselseitigen Verhältnis von Materialität und Narrativität, von Erfahrung und Diskurs zu kommen.³³

Diese lange als Dichotomie verhandelte Thematik des Unmittelbaren und des Gesellschaftlichen, die »hier jene letztlich unveränderbar vorgestellte Leiblichkeit ›des Menschen‹, dort das weite Feld des Geschichtlichen in seiner grundsätzlichen Wandelbarkeit«³⁴ setzt, wurde mittlerweile vielfach in Frage gestellt.³⁵ Gerade für feministische Debatten spielte die Vermittlung von Erfahrung und Diskurs eine große Rolle. Mit Michel Foucault betrachtet ist Erfahrung die Korrelation, »die in einer Kultur zwischen Wissensbereichen, Normativitätstypen und Subjektivierungsformen besteht«.³⁶ Erfahrung ist so mindestens zweierlei: Sie ist zum einen körperlich-leiblich, eine sinnliche Wahrnehmungs- und Deutungsweise der Welt. Zum anderen ist sie aber nichts rein Subjektives, sondern immer auch gesellschaftlich bedingt. Der menschliche Körper ist also durch ein Zusammenwirken von Wissen und Macht geprägt, verbunden mit jenen Praktiken, durch die Menschen ihren Körper erfahren. Erfahrungen sind somit weder »richtig« noch »falsch«, aber gesellschaftliche Strukturen und Prozesse haben eine (historische) Wirksamkeit als erfahrbare Phänomene, auf die handelnde Menschen wiederum einwirken.³⁷ Zugleich weisen sie aber auch über Sprache hinaus: Körperliche Erfahrungen können mitunter nicht versprachlicht werden und verweisen auf den Eigensinn des Körpers.

Erfahrungen von Grenzen werden in den Beiträgen des Bandes vor allem als Gewalterfahrungen im Zusammenhang mit Grenzüberschreitungen in den Blick genommen. Dabei geht es sowohl darum, den eigenen Körper über eine räumliche Grenze zu bewegen, als auch körperliche Grenzen zu überschreiten. Dies thematisiert etwa Sarah Frenking in ihrem Beitrag zu polizeilichen Kontrollpraktiken an der deutsch-französischen Grenze um 1900, die sich an den Körpern

33 Maren Wehrle, »Normale und normalisierte Erfahrung«, in *Dem Erleben auf der Spur: Feminismus und die Philosophie des Leibes*, hg. Hilge Landweer und Isabella Marcinski (Bielefeld: transcript Verlag, 2016), 254.

34 Barbara Duden, »Geschichte unter der Haut«. In *Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie*, 36.

35 Vgl. Kathleen Canning, »Problematische Dichotomien«. *Historische Anthropologie* 10, Nr. 2 (2002); Jakob Tanner, »Wie machen Menschen Erfahrungen? Zur Historizität und Semiotik des Körpers«. In Bielefelder Graduiertenkolleg Sozialgeschichte, *Körper macht Geschichte – Geschichte macht Körper*. Für einen aktuellen Forschungsüberblick zum Potential des Erfahrungsbegriffs s. Leonhard Birnbacher, *Arbeit an der Erfahrung: Zum deutschen Weg aus der kriegsgesellschaftlichen Moderne 1943–1949* (Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2020), 35–75.

36 Michel Foucault, *Der Gebrauch der Lüste – Sexualität und Wahrheit 2* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1989), 10.

37 Vgl. Roger Chickering, »Drei Gesichter des Kaiserreiches. Zu den großen Synthesen von Wolfgang J. Mommsen, Hans-Ulrich Wehler und Thomas Nipperdey«. *Neue Politische Literatur* 41 (1996).

von Grenzgänger*innen festmachten und die eine ungewohnte körperliche Erfahrung staatlichen Zugriffs darstellten. Für den Kontext des Exils von Jüdinnen und Juden in Bolivien zeigen die Ausführungen von Katell Brestic, wie Grenzüberschreitungen mit Erfahrungen körperlicher Anpassung, Alterität und Selbstermächtigung einhergehen konnten. Neben staatlichen Zugriffspraktiken auf Körper kommen in diesem Sammelband etwa Hunger und medizinische Eingriffe als körperliche und leibliche Erfahrungen zur Sprache. Darüber hinaus wird die Permeabilität zwischen »Innen« und »Außen« thematisiert. Grenzerfahrungen können so wortwörtlich »unter die Haut gehen«, sodass der Körper als durchlässig, fragil und verletzlich erscheint. Grenzerfahrungen machen sich dem Individuum als leiblich-affektive Betroffenheit bemerkbar, indem bestimmte Entitäten eine besondere subjektive Bedeutung erlangen und das eigene Spüren des Individuums betreffen.³⁸ Diese Betroffenheit kann zum einen durch einen Grenzübertritt von außen erfahren werden, etwa durch die Kleidung, die einen Körper berührt, wodurch das Individuum diesen als begrenzt wahrnimmt. Die Grenzerfahrung besteht aber auch in Berührungen von innen, etwa im leiblichen Empfinden dieser Berührungen als unangenehm, wenn sich ein innerer Widerstand dagegen regt. Erfahrungen finden dabei nicht im Nirgendwo statt, sondern in bestimmten Räumen, oder sie bestehen darin, keinen Zugang zu einem Raum zu erhalten. Nicht zuletzt haben körperliche Erfahrungen selbst eine räumliche Dimension: Etwa, wenn es darum geht, körperliche Schmerzen zu verorten, wenn Bewegungsweisen oder -radien eingeschränkt werden oder wenn durch den (medizinischen) Blick ins Innere des Körpers die Grenze des Körpers überwunden wird.³⁹

Raum

Seit der *spatial turn* das Verständnis von Raum als einem a priori gegebenen ›Container‹ erschüttert und das Interesse auf die Herstellung von Räumen gelenkt hat, ist Raumproduktion nicht ohne körperliche Praktiken zu denken: Räume und Raumwahrnehmungen und damit auch Grenzen – es gibt keine Räumlichkeit, die nicht durch die Festlegung von Grenzen gebildet wird⁴⁰ – werden sozial konstruiert und praktisch hervorgebracht. Oder, so das bekannte Diktum Henri Lefebvres: »L'espace (social) est un produit (social).«⁴¹ Dies umfasst so unterschiedliche Räume wie Städte, Lager oder Infrastrukturen. Raum ist

38 Robert Gugutzer, »Grenzerfahrungen: zur Bedeutung von Leib und Körper für die personale Identität«. *Psychologie und Gesellschaftskritik* 25, Nr. 1 (2001): 96.

39 Schroer, »Körper und Raum – Grenzverläufe«, 409.

40 Michel de Certeau, *Kunst des Handelns* (Berlin: Merve, 1988), 228.

41 Lefebvre, *La production de l'espace*, 35.

keine abstrakte Figur, vielmehr sind es zahlreiche Akteur*innen, die ihn unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen konzipieren, praktisch hervorbringen und mit Bedeutung versehen, ihn zu einem erlebten und erlebbaren Raum machen. Das heißt, Räume sind »sowohl Resultat des Handelns als auch dem Handeln vorrangig«. ⁴² Sie sind also eine »relationale (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern«, die »in Routinen immer wieder auf die gleiche Weise hergestellt« werden. ⁴³

Körper stehen »im Zentrum vieler Raumkonstruktionen«, da Menschen »körperlich in der Welt« sind und sich mit ihren Körpern »bewegen und platzieren«. ⁴⁴ Dabei sind die Praktiken, die Räume hervorbringen, immer auch sinnliche, körperliche Praktiken, die etwa in der Bewegung von Körpern oder dem (körperlichen) Umgang mit Dingen bestehen. ⁴⁵ Der Raum ist, nach Michel de Certeau, ein Geflecht von beweglichen Elementen, ein Resultat von Aktivitäten und Bewegungen. ⁴⁶ Diese Raumproduktion durch Bewegung findet sich in mehreren Beiträgen dieses Bandes, etwa bei Kristin Kastner, Tonio Weicker, Katell Brestic und Fabio Santos. Der Fokus auf körperliche Praktiken verdeutlicht den Gegensatz zwischen einer geometrischen und anthropologischen Räumlichkeit ⁴⁷: Obwohl Stadtplanung, politische Akteur*innen oder auch Mediziner*innen Raum auf die Bedürfnisse einer Ordnung und damit einer alles sehenden Macht ⁴⁸ hin konzipieren, existiert kein kohärenter Raum, sondern eine Vielfalt an Raumbezügen. Auch die Erfahrungen von Grenzen sind unterschiedlich: Dieselbe territoriale Grenze kann etwa als Linie, Gebiet, Zone oder Nicht-Ort ⁴⁹ erfahren werden. Aber auch Wahrnehmungen des Raumes in Form von *mental maps*, Raumverdichtungen und Zugänglichkeiten variieren je nach Perspektive, Zugehörigkeit, Status und Macht. Auf derart variierende Grenzerfahrungen geht etwa Tonio Weickers Beitrag ein, der den Zusammenhang von begrenztem Bewegungsradius und sozialer Segregation im städtischen Raum thematisiert. Die Frage nach den sozialen Unterschieden, die sich räumlich ausdrücken, kann wiederum bewusst symbolisch gewendet werden, wie es Marie-Dominique Gil anhand feministischer Performances analysiert, die soziale Ausschlüsse in die räumliche Materialität des Käfigs überführen.

42 Silke Steets, »Raum«. In Gugutzer; Klein; Meuser, *Handbuch Körpersoziologie*, 100.

43 Martina Löw, *Raumsoziologie* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001), 160, 166.

44 Ebd., 179.

45 Schmid, *Stadt, Raum und Gesellschaft*, 210.

46 Certeau, *Kunst des Handelns*, 218. Erst durch das Gehen wird die Straße in einen Raum verwandelt.

47 Ebd., mit Verweis auf Merleau-Ponty, 218.

48 Ebd., 182.

49 Vgl. Marc Augé, *Nicht-Orte* (München: Beck, 2014).

Ebenso wie territoriale werden auch körperliche Grenzen praktisch hervor-gebracht und räumlich erfahren sowie wahrgenommen und damit als begrenzt realisiert. Die Räumlichkeit des Körpers geht aber über seine Platzierung im Raum oder die körperlichen Praktiken, die den Raum hervorbringen, hinaus, denn er hat einen eigenen Radius und eine Reichweite, die begrenzt ist und innerhalb derer »Ausstrahlung, Verfügungsmacht und Wirkung einer Person auf ihre Umgebung« stufenweise abnehmen: Dies lässt sich als »konzentrisch um den Leib gestaffelte Schalen oder Sphären von Territorialität«⁵⁰ begreifen. Somit endet der »zu mir gehörige Raum« keineswegs an der Haut, sondern umfasst einen persönlichen Raum, den privaten Raum und den öffentlichen Raum.⁵¹ In diesem Sinne ist der Körper selbst eine räumliche Instanz, denn er besitzt, dem Philosophen Maurice Merleau-Ponty zufolge, eine Räumlichkeit und ist damit »Ursprungsraum und die Matrix jedes anderen wirklichen Raums«.⁵² Somit lässt sich von einem Inneren des Körpers sprechen, das die*der Einzelne erlebt und durch das sie*er den Raum um sich herum erlebt.⁵³ So geht es nicht nur um das Verhältnis zur Welt, die Erfahrung eines »Außen« in Form des Raumes, sondern auch um die eigene räumliche Existenz.⁵⁴

Das Paradox der Grenze, sowohl in körperlicher als auch in territorialer Hinsicht, besteht darin, dass der Raum auf beiden Seiten erst durch die Grenze geschaffen wird und dass die Differenzpunkte somit auch Berührungspunkte sind: »Verbindendes und Trennendes ist hier eins.«⁵⁵ Diese Zweideutigkeit kommt etwa in der Grenzbrücke zwischen Brasilien und Französisch-Guyana im Beitrag von Fabio Santos zum Ausdruck, aber auch im leiblichen Erleben einer erotischen Situation, in der das Selbst sich in die Gegenwart des Anderen eingeschlossen und zugleich von dieser ausgeschlossen erfährt, wie Verena Triesethau analysiert.

50 Thomas Fuchs, *Leib, Raum, Person: Entwurf einer phänomenologischen Anthropologie* (Stuttgart: Klett-Cotta, 2000), 309.

51 Ebd.

52 Maurice Merleau-Ponty, »Das Auge und der Geist (1961)«, in *Raumtheorie: Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, hg. Jörg Dünne und Stephan Günzel (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2006), 188.

53 Ebd., 190.

54 Certeau, *Kunst des Handelns*, mit Verweis auf Merleau-Ponty, 219.

55 Ebd., 233.

Gewalt

Wo die Produktion und das Ordnen von Räumen und die (körperliche) Unterscheidung von Menschen umkämpft sind, kommt es zu Konflikten. Gewalt spielt deshalb für die Untersuchung der Wechselbeziehungen von Körpern und Grenzen eine zentrale Rolle. Unser hier angewandter Gewaltbegriff ist stets an eine physische Komponente gekoppelt; es geht also um körperliche Gewalt.⁵⁶ Doch umfasst Gewalt auch Phänomene, die sich auf der symbolischen Ebene abspielen und kommunikative Elemente enthalten. So diskutiert etwa Adrien Cascarinos Beitrag die psychische Bedeutung von Selbstverletzungen, während Sarah Ehlers zeigt, wie über gewaltsame Praktiken von Kolonialmediziner*innen nicht nur die Möglichkeiten von Krankheitsbekämpfung, sondern auch das Durchsetzungsvermögen kolonialer Herrschaft verhandelt wurden.

Gewalt verbindet die Analysefelder Körper und Grenze. Zum einen dienen territoriale Grenzen dazu, Körper zu kontrollieren. Mit der Androhung und Ausübung von Gewalt versuchen Grenzschrützer*innen, eine unkontrollierte Passage der Grenze zu verunmöglichen und sichern somit Macht und Herrschaft des Staates.⁵⁷ Mehrere Beiträge dieses Sammelbandes thematisieren staatliche Gewalt an Grenzübergängen, die historisch und gegenwärtig in Europa, in kolonialen Konstellationen oder an der EU-Außengrenze von Grenzpatrouillen und -beamten*innen oder Mediziner*innen verübt wird.

Grenzwalt wird jedoch nicht nur von Vertreter*innen des Staates verübt: Für Menschen, die sich in Grenznähe illegal aufhalten, weil sie keine Ausweispapiere haben, die versuchen, unbemerkt den Übertritt zu erreichen, die in irgendeiner Form von der Gunst der Grenzschrützer*innen abhängig sind, ist die Grenzzone ein rechtsfreier Raum, in dem kein staatlicher Schutz für sie vorgesehen ist. Dass die Grenze zu schützen eben nicht heißt, die Migrant*innen zu schützen, offenbart sich in extremer Form in neuen Gewaltordnungen in Grenzonen, wie etwa die Folterlager in Libyen oder das Geschäft mit Entführungen an der Grenze zwischen Mexiko und den USA zeigen.⁵⁸ Auch Übergriffe in klandestinen Lagern und sexuelle Gewaltverhältnisse innerhalb migrantischer Gruppen, wie sie etwa Kristin Kastners Beitrag zu nigerianischen Migrantinnen vor der Meerenge von

56 Für einen Überblick s. Michaela Christ, »Gewaltforschung. Ein Überblick«. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 67, Nr. 4 (2017).

57 Vgl. Thomas M. Wilson und Hastings Donnan, *A companion to border studies* (Malden, MA: Wiley Blackwell, 2016); Sabine Hess, Hg., *Grenzregime: Diskurse, Praktiken, Institutionen in Europa* (Berlin: Assoziation A, 2012).

58 Vgl. Kathleen A. Staudt, Tony Payan und Z. A. Kruszewski, Hg., *Human rights along the U.S.-Mexico border: Gendered violence and insecurity* (Tucson: University of Arizona Press, 2009); zur Situation in libyschen Lagern s. Francesca Mannocchi, »Torture, rape and murder: inside Tripoli's refugee detention camps«. *The Guardian*, 03. 11. 2019, <https://www.theguardian.com/world/2019/nov/03/libya-migrants-tripoli-refugees-detention-camps>.

Gibraltar thematisiert, unterstreichen, dass die Gewalt in der Grenzzone nicht von der Grenze selbst zu trennen ist – auch wenn sie nicht seitens der Grenzmacht verübt wird. Auch Praktiken des *Othering* und die damit verbundene Gewalt können in Grenzregionen durchaus von nicht-staatlichen Akteur*innen ausgehen, wie Sarah Kleinmanns Beitrag über rassistische Diskurse und Anfeindungen in der Grenzstadt Görlitz untersucht.

Gewalt ist zum anderen mit körperlichen Grenzüberschreitungen verknüpft. Körperliche Transgressionen gehen mit Vulnerabilität einher. So wird das Verwundbare, Vergängliche, Dynamische, das allen Körpern innewohnt, durch Grenzen geschützt oder aber auch durch Grenzüberschreitungen neu erprobt. Die eigenen Grenzen aufzugeben, bedeutet, Schutz aufzugeben und verletzlich zu sein. Geschieht dies nicht selbstbestimmt, wird die Grenzüberschreitung als Gewalt erlebt, die Körper, Seele oder Identität versehrt.⁵⁹ In dieser Hinsicht bedeutet Autonomie nicht nur Schutz vor ungewollten Transgressionen, sondern auch zu bestimmen, wie Grenzen ausgehandelt werden und wo sie verlaufen. Dies lenkt den Fokus auf Gewaltpraktiken und Gewalterfahrung. Die historische Gewaltforschung hat sich seit den 1990er Jahren zunehmend von Makroperspektiven abgewandt, um stärker Gewalt selbst zu historisieren und sie in historische Kontexte und Sinnzusammenhänge einzuordnen. Obwohl es noch immer an Studien mangelt, die über den Begriff der Erfahrung Körper und Gewalt gleichsam historisieren, rückt mit dieser Neuorientierung die Frage ins Zentrum, was wann als Gewalt empfunden, was mit Gewalt kommuniziert und wie Gewalt in welchen Situationen erlebt wurde.⁶⁰ Vergleichbar widmet sich auch die neue Gewaltsoziologie Gewalt aus einer Erfahrungsperspektive, die auf das Zusammenspiel aus direkten individuellen Effekten und gesellschaftlicher Rahmung zielt. So definiert die Soziologin Gesa Lindemann Gewalt »als unmittelbare leibliche Interaktion, die zugleich symbolisch vermittelt in generalisierter Weise kommuniziert«. ⁶¹ Gemeinsam ist diesen neueren Forschungsansätzen laut der Soziologin Teresa Koloma Beck, dass sie Gewalt in sozialen

59 Vgl. stellvertretend Bianca Fileborn und Rachel Loney-Howes, *#MeToo and the politics of social change* (Cham: Palgrave Macmillan, 2019); sowie für die Konzepte »sexual citizenship«, und »sexual geographies« s. Jennifer S. Hirsch und Shamus Khan, *Sexual citizens: A landmark study of sex, power, and assault on campus* (New York, NY: W.W. Norton & Company, 2020).

60 Pascal Eitler, »Einführung: Gewaltverhältnisse – eine körpergeschichtliche Perspektive«. *Body Politics* 1, Nr. 2 (2013), 166–67; Christian Gudehus und Michaela Christ, Hg., *Gewalt: Ein interdisziplinäres Handbuch* (Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH, 2013); Randall Collins, *Violence: A micro-sociological theory* (Princeton: Princeton University Press, 2009). Vgl. zum kommunikativen Aspekt von Gewalt: Thomas Lindenberger und Alf Lüdtke, »Physische Gewalt – eine Kontinuität der Moderne. Einleitung«, in *Physische Gewalt: Studien zur Geschichte der Neuzeit*, hg. Thomas Lindenberger und Alf Lüdtke (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2016 [1995]), 27.

61 Gesa Lindemann, »Gewalt als soziologische Kategorie«. *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* 101, Nr. 4 (2015), 504.

Räumen studieren, die sie »als historisch, sozial und kulturell kontingent verstehen und davon ausgehen, dass sich diese Kontingenz nur aus einer an der Erfahrung orientierten Perspektive erschließen lässt.«⁶²

Die Auseinandersetzung mit Gewalt gehört zur Analyse von Körpern und Grenzen im Gefüge von Raum- und Machtverhältnissen. Begriffe wie »Gewalt-räume« als »Ermöglichungs- und Ermächtigungsräume«⁶³ mit eigenen Regeln oder Konzepte wie die »violence située« der deutsch-französischen Forschungsgruppe »Saisir l'Europe« gehen darauf ein, wie Gewaltdynamiken soziale Räume prägen und wie umgekehrt soziale Räume Gewaltdynamiken beeinflussen.⁶⁴ Das Zusammenspiel von Raum und Gewalt kommt auch in Untersuchungen über koloniale Ordnungen oder über das Ordnen von Räumen als Schattenseite des *social engineering* in der Moderne in den Blick.⁶⁵ Dabei kann Gewalt auch indirekten Charakter haben, worauf etwa die Geschichte der Kriege oder die Umweltgeschichte hingewiesen haben, indem sie die Zerstörung von Städten und Anbauflächen oder Kontrolle von Ressourcen thematisiert haben: Damit sind nicht nur militärische Beschlagnahmungen von Nahrungsmitteln und der unmittelbare Zugriff auf ihre Produktion und Verteilung gemeint, sondern auch, was der Anglistiker und Umweltforscher Rob Nixon als »slow violence« beschrieb: die graduelle, fortschreitende und dauerhafte Zerstörung von Lebensräumen.⁶⁶

Macht, Herrschaft und Gewalt sind in diesen Forschungsperspektiven untrennbar miteinander verbunden, jedoch keineswegs deckungsgleich. Räume der Gewalt sind im Sinne einer biopolitischen Herrschaftstechnik durch Orte der Disziplinierung, der Kontrolle, der Produktion von Ordnung gekennzeichnet. Michel Foucaults Analysen jener Orte, die einen Raum zur Kontrolle menschlicher Körper schaffen, wie etwa die Klinik, das Gefängnis oder auch die Fabrik, zielen auf strukturelle Gewalt ab – und lösen Gewalt damit von unmittelbaren personalen Akteur*innen. Während Foucault Macht als etwas begreift, das – in Gegenwart und Zukunft – Handlungen kontrolliert und produziert, richtet sich Gewalt direkt auf Materialitäten – den Körper oder Dinge. Gewalt kann folglich Teil einer Machttechnik sein, ist aber keineswegs Grundprinzip der Macht. Gewalt negiert oder zerstört die Handlungsmacht seines Objekts, macht es passiv.

62 Teresa Koloma Beck, »Gewalt | Raum«. *Soziale Welt* 67, Nr. 4 (2016), 445.

63 Jörg Baberowski und Gabriele Metzler, *Gewaltträume: Soziale Ordnungen im Ausnahmezustand* (Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag, 2012).

64 Vgl. Falk Bretschneider, Ariane Jossin und Teresa Koloma Beck, Hg., *Gewalt vor Ort: Raum – Körper – Kommunikation = Violence située: espace – corps – communication* (Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag, 2019).

65 Vgl. Jureit, *Das Ordnen von Räumen*.

66 S. Kapitel 6 bei Peter Holquist, *Making war, forging revolution: Russia's continuum of crisis, 1914–1921* (Harvard: Harvard University Press, 2002); Rob Nixon, *Slow violence and the environmentalism of the poor* (Cambridge, MA, London: Harvard University Press, 2013).

Macht dagegen braucht ein handlungsfähiges Gegenüber und basiert auf dem Prinzip, dass die andere Person erkannt wird und als handelnde bestehen bleibt.⁶⁷ Für die Verhältnisbestimmung von Körpern und Grenzen ist diese Unterscheidung insofern zentral, als dass es in mehreren Beiträgen um Praktiken derjenigen geht, die mit Gewalt konfrontiert sind – und handeln. Körpergrenzen und Grensräume sind folglich Orte, an denen Machtverhältnisse ausgehandelt werden. Gewalt ist in diesem Foucaultschen Sinne Teil dieser Räume – aber eben nicht ihr bestimmendes Prinzip.

Die Beiträge des Sammelbands stellen dabei vor allem die Körper derer in den Mittelpunkt, die Ziel von Gewalt sind und nicht die Körper derer, die Gewalt ausüben. Dies hängt zum einen damit zusammen, dass Gewalt aus Perspektive der Täter nicht unbedingt körperlich erfahren wird: In der NS-Forschung geprägte Begriffe wie »Verwaltungsmassenmord« und »Schreibtischtäter« verweisen darauf, dass Verantwortliche sich vom eigentlichen Akt des Tötens juristisch aber auch körperlich distanzieren (auch wenn es viele Täter*innen gab, die sowohl am Schreibtisch handelten, als auch an Tatorten mordeten). Auch in anderen Gewaltkonstellationen, wie sie etwa in Nina Régis' Beitrag zu Hungererfahrungen während des Ersten Weltkrieges thematisiert werden, können Täter abwesend oder die Gewalterfahrungen struktureller Natur sein. Zum anderen werden körperliche Praktiken des Durchsuchens oder Zurückweisens von den Ausführenden selbst keineswegs unbedingt mit Gewalt assoziiert. So wären für die Diskussion über das Zusammenspiel von Körpern und Grenzen auch an die jüngere Gewaltforschung anschließende Analysen denkbar, die untersuchen, wie Gewalt die Körper der Gewalttäter zurichtet und sich als körperliche Erfahrung in ihre Identität einschreibt.⁶⁸ Für die Perspektive auf Aushandlungen von Macht- und Herrschaftsverhältnissen sind jedoch die raumproduzierenden Praktiken und körperlichen Erfahrungen relevant.

67 Michel Foucault, »The Subject and Power«. *Critical Inquiry* 8, Nr. 4 (1982), 789.

68 Vgl. Klaus Theweleit, *Das Lachen der Täter: Breivik u.a.: Psychogramm der Tötungslust* (St. Pölten: Residenz Verlag, 2015); Elissa Mailänder Koslov, »Work, Violence and Cruelty«. *L'Europe en Formation* 357, Nr. 3 (2010); Alette Smeulers, Maartje Weerdesteijn und Barbora Holá, Hg., *Perpetrators of international crimes: Theories, methods, and evidence* (Oxford: Oxford University Press, 2019).

Die Beiträge

Der erste Teil zur *Überschreitung* von Grenzen betrachtet ihre Materialität und Aspekte ihrer Verletzung: »Grenze und Übertretung verdanken einander die Dichte ihres Seins«⁶⁹, heißt es bei Michel Foucault. So konstituieren Grenzüberschreitungen oder der Umgang mit ihnen die Grenze in ihrer Bedeutung: *Sarah Frenking* setzt sich in historischer Perspektive mit der deutsch-französischen Grenze auseinander, indem sie das Polizieren verdächtiger Grenzgänger*innen anhand ihrer Körper betrachtet, den medialen Resonanzen eines »Grenzverletzungsproblems« nachspürt und damit die zeitgenössische Nationalisierung der Grenze und des staatlichen Territoriums nachzeichnet. *Kristin Kastners* Beitrag wendet sich den körperlichen Erfahrungen nigerianischer Migrantinnen auf dem Weg nach Europa zu und unterstreicht die Ambivalenz ihrer Körperlichkeit: Ihre Körper sind Zielscheiben massiver Gewalt und gleichzeitig Ursprung von Praktiken der Selbstermächtigung. Der Psychoanalytiker *Adrien Cascarino* betrachtet die Praxis des Ritzens, also der Verletzung der eigenen Haut als somatischer Grenze, in ihrer Funktion, ein anderes Selbst hervorzubringen. Damit gehen diese Beiträge den territorialen und körperlichen Dimensionen von Grenzverletzungen nach.

Im zweiten Teil geht es um die *Produktion* von Grenzen durch körperlich-räumliche Praktiken. Dies lässt sich an *Tonio Weickers* soziologischer Untersuchung städtischer (Binnen-)Grenzen nachvollziehen, die urbane Mobilität in Form russischer Sammeltaxis in den Blick nimmt und dabei aufzeigt, welcher soziale Raum für die Passagier*innen in welcher Weise zugänglich ist. Praktisch hervorgebracht wird auch die Grenze im Beitrag von *Marie-Dominique Gil*, die aus kunsthistorischer Perspektive untersucht, wie künstlerische Performances soziale und politische patriarchale Beschränkungen in Form von Käfigen als räumliche Grenze materialisieren.

Von den Praktiken der *Differenzierung* an der Grenze handeln die Beiträge im dritten Teil. Die Kulturwissenschaftlerin *Sarah Kleinmann* beleuchtet Konstruktionen von Kriminalität und Devianz im deutsch-polnischen Grenzgebiet und geht so der Frage der Verbindung von nationalstaatlichen Grenzziehungen mit sozialen Unterscheidungen nach. Die Historikerin *Katell Brestic* dreht die Perspektive um, indem sie nicht aus der Perspektive staatlicher Herrschaft auf Grenzgänger*innen schaut, sondern die Grenzpassage und Alteritätserfahrung deutscher Jüdinnen und Juden, die vor der NS-Verfolgung fliehen konnten, im bolivianischen Exil in den Blick nimmt und das Augenmerk auf Identitätsstiftung durch Abgrenzung und die Schaffung von Körperidealen legt. Im Sinne

69 Michel Foucault, »Zum Begriff der Übertretung«, in *Schriften zur Literatur*, hg. Michel Foucault (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1988), 73.

eines Wechselspiels von Selbst und Anderem setzt *Verena Triesethau* philosophisch die sexuelle Interaktion von Körpern mit dem Begriff der Zwischenleiblichkeit in Verbindung und fragt nach dem Sich-Empfinden in der Beziehung zum Fremden. So analysiert sie die sexuelle Erfahrung und den Wunsch nach Verschmelzung als intendierte und notwendige Grenzüberschreitung.

Im vierten Teil zu *Kontrolle* und Gewalt geht die Historikerin *Nina Régis* ebenfalls von leibphänomenologischen Überlegungen aus, um über körperliche Gewalt in Form von Hunger nachzudenken, der das Empfinden körperlicher Grenzen verändern kann. Mit dem gewaltsamen Zugriff auf den Körper setzt sich auch der geschichtswissenschaftliche Beitrag von *Sarah Ehlers* auseinander, die im kolonialen Afrika das Zusammenspiel der Ausbildung eines territorialen Grenzregimes mit der Bekämpfung von Krankheit untersucht. Der Soziologe *Fabio Santos* geht in seinem Text auf Grenzpassagen ein, die gefährlichen Routen über Gewässer oder durch undurchdringliche Vegetation folgen und stellt dabei heraus, dass die EU-Außengrenzen »in äußerster Randlage« oftmals tödlich wirken.

Das Verhältnis von Körpern und Grenzen lässt sich also in interdisziplinärer Breite für Geschichte und Gegenwart auf vielfältige Weise untersuchen, wie die Zusammenschau der Beiträge zeigt. Sie miteinander in Beziehung zu setzen, ermöglicht Erkenntnisse über die soziale sowie sinnliche Erfahrbarkeit von Grenzen, der Praktiken, die Grenzen hervorbringen, sowie ihrer Materialität. Die Beiträge zeigen zum einen, wie sich an staatlichen Grenzen spezifische Zugriffe auf Körper beobachten lassen, und zum anderen, wie sich Praktiken von Grenzüberschreitungen auswirken. Die Analysedimensionen Erfahrung, Raum und Gewalt und die theoretischen Perspektiven auf Körper und Grenzen lassen dabei überraschende Dialoge zwischen unterschiedlichen Gegenständen, Disziplinen und Perspektiven entstehen. Die Überlegungen sämtlicher Autor*innen verweisen auf vielversprechende, künftig zu erwartende weitere Arbeiten aus unterschiedlichen Disziplinen, die historische und gegenwartsbezogene Desiderate aufgreifen. Der Fokus auf Begrenzungen und Überschreitungen kann so den analytischen Blick auf unterschiedliche Gegenstände schärfen.

Bibliographie

- Agier, Michel. *Borderlands. Towards an anthropology of the cosmopolitan condition*. Cambridge: Polity Press, 2016.
- Augé, Marc. *Nicht-Orte*. München: Beck, 2014.
- Baberowski, Jörg, und Gabriele Metzler. *Gewalträume: Soziale Ordnungen im Ausnahmezustand*. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag, 2012.

- Bedorf, Thomas. »Leibliche Praxis. Zum Körperbegriff der Praxistheorien«. In *Praxis denken: Konzepte und Kritik*, herausgegeben von Volker Schürmann und Jörg Volbers, 129–51. Wiesbaden: Springer VS, 2015.
- Bielefelder Graduiertenkolleg Sozialgeschichte, Hg., *Körper macht Geschichte – Geschichte macht Körper: Körpergeschichte als Sozialgeschichte*. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 1999.
- Birnbacher, Leonhard. *Arbeit an der Erfahrung: Zum deutschen Weg aus der kriegsgesellschaftlichen Moderne 1943–1949*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2020.
- Bretschneider, Falk, Ariane Jossin und Teresa Koloma Beck, Hg., *Gewalt vor Ort: Raum – Körper – Kommunikation = Violence située : espace – corps – communication*. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag, 2019.
- Canning, Kathleen. »Problematische Dichotomien«. *Historische Anthropologie* 10, Nr. 2 (2002): 163–182.
- Certeau, Michel de. *Kunst des Handelns*. Berlin: Merve, 1988.
- Chickering, Roger. »Drei Gesichter des Kaiserreiches. Zu den großen Synthesen von Wolfgang J. Mommsen, Hans-Ulrich Wehler und Thomas Nipperdey«. *Neue Politische Literatur* 41 (1996): 364–375.
- Christ, Michaela. »Gewaltforschung. Ein Überblick«. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 67, Nr. 4 (2017): 9–15.
- Collins, Randall. *Violence: A micro-sociological theory*. Princeton: Princeton University Press, 2009.
- Corbin, Alain. *Le miasme et la jonquille: L'odorat et l'imaginaire social, XVIIIe–XIXe siècles*. Paris: Flammarion, 2008 [1978].
- Davis, Belinda, Thomas Lindenberger und Michael Wildt. »Einleitung«. In *Alltag, Erfahrung, Eigensinn: Historisch-anthropologische Erkundungen*, herausgegeben von Belinda Davis, Thomas Lindenberger und Michael Wildt, 11–28. Frankfurt am Main: Campus, 2008.
- Döring, Jörg, und Tristan Thielmann, Hg., *Spatial Turn: Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Bielefeld: transcript Verlag, 2008.
- Duden, Barbara. *Geschichte unter der Haut: Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*. Stuttgart: Klett-Cotta, 1991 [1987].
- »Geschichte unter der Haut«. In *Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie*, herausgegeben von Sabine Hark, 35–51. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2001.
 - »Somatisches Wissen, Erfahrungswissen und ›diskursive‹ Gewissheiten. Überlegungen zum Erfahrungsbegriff aus der Sicht der Körper-Historikerin«. In *Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffs in der Geschlechtergeschichte*, herausgegeben von Marguérite Bos, Bettina Vincenz und Tanja Wirz, 25–35. Zürich: Chronos, 2004.
 - »Frauen->Körper«. In *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie*, herausgegeben von Ruth Becker und Beate Kortendiek, 601–15. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010.
- Eisch-Angus, Katharina. *Grenze: Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums*. München: Inst. für Volkskunde, Komm. für Bayer. Landesgeschichte, 1996.
- Eitler, Pascal. »Einführung: Gewaltverhältnisse – eine körpergeschichtliche Perspektive«. *Body Politics* 1, Nr. 2 (2013): 163–183.

- Fileborn, Bianca, und Rachel Loney-Howes. *#Metoo and the politics of social change*. Cham: Palgrave Macmillan, 2019.
- Foucault, Michel. »The Subject and Power«. *Critical Inquiry* 8, Nr. 4 (1982): 777–795.
- »Zum Begriff der Übertretung«. In *Schriften zur Literatur*, herausgegeben von Michel Foucault, 69–89. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1988.
 - *Der Gebrauch der Lüste – Sexualität und Wahrheit 2*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1989.
 - *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1994 [1977].
 - *Der Wille zum Wissen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2017 [1987].
- Fuchs, Thomas. *Leib, Raum, Person: Entwurf einer phänomenologischen Anthropologie*. Stuttgart: Klett-Cotta, 2000.
- Goffman, Erving. *Das Individuum im öffentlichen Austausch: Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1982 [1974].
- Gudehus, Christian, und Michaela Christ, Hg., *Gewalt: Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH, 2013.
- Gugutzer, Robert. »Grenzerfahrungen: zur Bedeutung von Leib und Körper für die personale Identität«. *Psychologie und Gesellschaftskritik* 25, Nr. 1 (2001): 69–102.
- Gugutzer, Robert, Gabriele Klein und Michael Meuser, Hg., *Handbuch Körpersoziologie: Band 2: Forschungsfelder und Methodische Zugänge*. Wiesbaden: Springer VS, 2017.
- Hess, Sabine, Hg., *Grenzregime: Diskurse, Praktiken, Institutionen in Europa*. Berlin: Assoziation A, 2012.
- Hess, Sabine, und Matthias Schmidt-Sembdner. »Grenze als Konfliktzone – Perspektiven der Grenzregimeforschung«. In *Grenzforschung: Handbuch für Wissenschaft und Studium*, herausgegeben von Maria Klessmann, Hannes Krämer und Dominik Gerst, 190–205. Baden-Baden: Nomos, 2020.
- Hirsch, Jennifer S., und Shamus Khan. *Sexual citizens: A landmark study of sex, power, and assault on campus*. New York, NY: W.W. Norton & Company, 2020.
- Hirschhausen, Béatrice von, Hannes Grandits, Claudia Kraft, Dietmar Müller und Thomas Serrier. *Phantomgrenzen: Räume und Akteure in der Zeit neu denken*. Göttingen: Wallstein Verlag, 2015.
- Holquist, Peter. *Making war, forging revolution: Russia's continuum of crisis, 1914–1921*. Harvard: Harvard University Press, 2002.
- Johnson, Corey, und Reece, Jones. »The biopolitics and geopolitics of border enforcement in Melilla«. *Territory, Politics, Governance* 6 (2016): 61–80.
- Jureit, Ulrike. *Das Ordnen von Räumen: Territorium und Lebensraum im 19. und 20. Jahrhundert*. Hamburg: Hamburger Edition HIS, 2016.
- Jütte, Robert. *Geschichte der Sinne: Von der Antike bis zum Cyberspace*. München: Beck, 2000.
- Kleinmann, Sarah, Arnika Peselmann und Ira Spieker, Hg., *Kontaktzonen und Grenzregionen: Kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Leipzig: Leipziger Uni-Verlag, 2020.
- Koloma Beck, Teresa. »Gewalt | Raum«. *Soziale Welt* 67, Nr. 4 (2016): 431–450.
- Komlosy, Andrea. *Grenzen: Räumliche und soziale Trennlinien im Zeitenlauf*. Wien: Promedia Verlag, 2018.
- Kracauer, Siegfried. *Straßen in Berlin und anderswo*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2020.

- Lefebvre, Henri. *La production de l'espace*. Paris: Anthropos, 1974.
- Lindemann, Gesa. »Gewalt als soziologische Kategorie«. *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* 101, Nr. 4 (2015): 501–512.
- Lindenberger, Thomas, und Alf Lüdtkke. »Physische Gewalt – eine Kontinuität der Moderne. Einleitung«. In *Physische Gewalt: Studien zur Geschichte der Neuzeit*, herausgegeben von Thomas Lindenberger und Alf Lüdtkke, 7–38. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2016 [1995].
- Lorenz, Maren. *Leibhaftige Vergangenheit: Einführung in die Körpergeschichte*. Tübingen: Edition Diskord, 2000.
- Löw, Martina. *Raumsoziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001.
- Lüdtkke, Alf. *Alltagsgeschichte: Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*. Frankfurt am Main: Campus, 1989.
- Maier, Charles S. »Consigning the Twentieth Century to History: Alternative Narratives for the Modern Era«. *The American Historical Review* 105, Nr. 3 (2000): 807–831.
- Mailänder Koslov, Elissa. »Work, Violence and Cruelty«. *L'Europe en Formation* 357, Nr. 3 (2010): 29.
- Mannocchi, Francesca. »Torture, rape and murder: inside Tripoli's refugee detention camps«. *The Guardian*, 03.11.2019. <https://www.theguardian.com/world/2019/nov/03/libya-migrants-tripoli-refugees-detention-camps>.
- Merleau-Ponty, Maurice. »Das Auge und der Geist (1961)«. In *Raumtheorie: Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, herausgegeben von Jörg Dünne und Stephan Günzel, 180–94. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2006.
- Missfelder, Jan-Friedrich. »Quand l'histoire passe par le corps. Sens, signification et sensorialité au service d'une anthropologie historique«. *Trivium*, Nr. 27 (2017).
- Nixon, Rob. *Slow violence and the environmentalism of the poor*. Cambridge, MA, London: Harvard University Press, 2013.
- Ratzel, Friedrich. *Politische Geographie*. München: Oldenbourg, 1897.
- Sack, Robert D. »Human Territoriality: A Theory«. *Annals of the Association of American Geographers* 73, Nr. 1 (1983): 55–74.
- Schmid, Christian. *Stadt, Raum und Gesellschaft: Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2010.
- Schroer, Markus. »Körper und Raum – Grenzverläufe«. *Leviathan* 31, Nr. 3 (2003): 401–416.
- Schütz, Alfred, und Ilja Srubar, Hg., *Theorie der Lebensformen: (frühe Manuskripte aus der Bergson-Periode)*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1981.
- Simmel, Georg. »Der Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft«. In *Grenzsoziologie. Die politische Strukturierung des Raumes*, herausgegeben von Monika Eig Müller und Georg Vobruba, 9–17. Wiesbaden: Springer VS, 2016.
- Smeulers, Alette, Maartje Weerdesteijn und Barbora Holá, Hg., *Perpetrators of international crimes: Theories, methods, and evidence*. Oxford: Oxford University Press, 2019.
- Staudt, Kathleen A., Tony Payan und Z. A. Kruszewski, Hg., *Human rights along the U.S.-Mexico border: Gendered violence and insecurity*. Tucson: University of Arizona Press, 2009.
- Steets, Silke. »Raum«. In *Handbuch Körpersoziologie: Band 2: Forschungsfelder und Methodische Zugänge*, herausgegeben von Robert Gugutzer, Gabriele Klein und Michael Meuser, 97–101. Wiesbaden: Springer VS, 2017.

- Tanner, Jakob. »Wie machen Menschen Erfahrungen? Zur Historizität und Semiotik des Körpers«. In *Körper macht Geschichte – Geschichte macht Körper: Körpergeschichte als Sozialgeschichte*, herausgegeben von Bielefelder Graduiertenkolleg Sozialgeschichte, 16–34. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 1999.
- Theweleit, Klaus. *Das Lachen der Täter: Breivik u.a.: Psychogramm der Tötungslust*. St. Pölten: Residenz Verlag, 2015.
- van Houtum, Henk, und Ton van Naerssen. »Bordering, Ordering and Othering«. *Tijdschrift voor economische en sociale geografie* 93, Nr. 2 (2002): 125–136.
- Waldenfels, Bernhard. *Der Spielraum des Verhaltens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1980.
- Wehrle, Maren. »Normale und normalisierte Erfahrung«. In *Dem Erleben auf der Spur: Feminismus und die Philosophie des Leibes*, herausgegeben von Hilge Landweer und Isabella Marcinski, 235–56. Bielefeld: transcript Verlag, 2016.
- Wilson, Thomas M., und Hastings Donnan. *A companion to border studies*. Malden, MA: Wiley Blackwell, 2016.

Sarah Ehlers / Sarah Frenking /
Sarah Kleinmann / Verena Triesethau

Des corps et des frontières au prisme de l'expérience, de l'espace et de la violence

Traduit de l'allemand par Nina Régis

En 2020, année au cours de laquelle cet ouvrage collectif a vu le jour, deux événements d'actualité marquants ont influencé la réflexion autour des frontières et des corps: le premier est lié aux images de la guerre, la faim, la pauvreté et la persécution de personnes en fuite, aux camps de migrants dans des états désastreux, aux refoulements illégaux (*pushbacks*) le long des frontières extérieures de l'Union Européenne et aux nouvelles sur tous ceux qui, au cours de leur exode, ne survivent pas à la traversée de la Méditerranée jusqu'à l'Europe. Le second est associé à l'émergence de frontières auparavant peu remarquées et à l'établissement de nouvelles frontières pour contenir la pandémie du coronavirus. La liberté de mouvement, tout comme la perception de l'intégrité corporelle, la proximité et l'interaction, se sont profondément transformées avec l'apparition du virus, largement inconnu et entraînant, dans de nombreux cas, le décès des personnes touchées. Dans ce contexte, des questionnements peu habituels ont émergé concernant l'intégrité et la proximité physique. Bien que les transgressions involontaires des frontières (physiques et personnelles) prenaient, dans ce contexte, des formes différentes, celles-ci n'étaient pourtant pas nouvelles pour certaines personnes, ce dont témoignent les messages publiés suivis du hashtag *#metoo*.

Les frontières permettent de contrôler un territoire et la mobilité, tout comme les corps des individus. Des exemples attestent que les frontières se manifestent à travers le corps lui-même, parfois avec violence. Elles ne s'appliquent pourtant pas à chaque personne de la même manière, comme le montre l'image de la première de couverture de cet ouvrage, qui se réfère aux différentes expériences physiques des réalités frontalières: alors que des migrant·e·s du continent africain tentent de passer le mur de plusieurs mètres de l'enclave espagnole de Melilla, des Européen·ne·s blanc·che·s jouent au golf à proximité.¹

1 Le cliché du photographe et militant des droits de l'homme José Palazon primé à plusieurs reprises est devenu une image iconographique et a été mentionné par de nombreux·x·ses journalistes et chercheur·e·s. Voir par exemple l'ouvrage central pour les études sur les fron-

Cet ouvrage collectif relie des approches interdisciplinaires sur la relation aux corps et aux frontières. Il porte à la fois sur des processus du passé et du présent et les met en relation à travers les concepts *d'expérience, d'espace et de violence*. Penser conjointement, et sur un plan théorique, les corps et les frontières, élargit une perspective qui renvoie à la possibilité d'une expérience concrète, sociale et sensible, à des pratiques faisant émerger des frontières, ainsi qu'à la matérialité de ces dernières. À l'abord de frontières spatiales et géographiques, il est donc possible d'observer des approches spécifiques du corps, le long duquel s'expriment et s'incarnent les pratiques liées à leur franchissement.

L'ouvrage prolonge des échanges initiés lors du colloque *Körper – Grenze. Corps – frontière. Über den Zusammenhang von Körperlichkeit, Raum und Gewalt. Les relations entre corporéité, espace et violence*, tenu en octobre 2018 à Strasbourg.² Les contributions, dont l'approche est avant tout franco-allemande, reflètent d'une part la multitude des liens entre les deux pays, issus des influences politiques, sociales, économiques et culturelles dues à leur voisinage ainsi qu'aux déplacements de leurs frontières. Par ailleurs, l'Allemagne et la France sont aujourd'hui liées, autant par leur histoire que par leur poids politique en Europe. D'autre part, la dimension franco-allemande de notre ouvrage collectif est le fruit de la collaboration de nombreuses institutions encourageant la coopération de scientifiques allemand·e·s et français·es.³

Comme le montre la réception de la recherche française en Allemagne, les sciences humaines sont tout particulièrement marquées par les transferts franco-allemands: les discussions théoriques menées en Allemagne, au sein des études historiques, philosophiques, sociologiques ou de la théorie féministe, seraient impensables sans certaines impulsions françaises. Des approches de théories concernant l'espace sont un exemple de ces processus de transfert. Inversement, la psychanalyse et la théorie critique ont marqué les débats français. Ces transferts de théories et de concepts franco-allemands façonnent également les contributions de notre ouvrage collectif.

tières et les *borderland studies* en version anglaise de Michel Agier, *Borderlands: Towards an anthropology of the cosmopolitan condition* (Cambridge: Polity Press, 2016). Concernant le contexte de l'image voir Corey Johnson et Reece Jones, „The biopolitics and geopolitics of border enforcement in Melilla“. *Territory, Politics, Governance* 6 (2016): 69.

- 2 Janine Fubel, Stefan Preiß, „Tagungsbericht Körper – Grenze. Corps – frontière. Über den Zusammenhang von Körperlichkeit, Raum und Gewalt, 11. 10. 2018–13. 10. 2018 Straßburg“, *H-Soz-Kult*, 13. 02. 2019, www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-8111. La journée d'étude a été organisée par Sarah Franking, Julian Naujoks, Nina Régis, Fabio Santos et Verena Triesethau.
- 3 Nous remercions le CIERA (Centre interdisciplinaire d'études et de recherches sur l'Allemagne) ainsi que la fondation Hans-Böckler pour leur soutien financier. Ce colloque a pu voir le jour grâce à la tenue d'une école d'été interdisciplinaire de jeunes chercheurs du CIERA en 2017, organisée en coopération avec le centre Marc Bloch (Berlin) et l'Université Franco-Allemande (UFA).

Son bilinguisme interroge les correspondances conceptuelles d'une langue à l'autre: alors qu'en allemand, par exemple, on parle de « *Grenze* », en français, il est possible de faire la différence entre « frontière », « limite » ou « confins ». Les concepts allemands d'« *Erfahrung* » ou, à défaut, d'« *Erlebnis* », au contraire, n'ont comme seule équivalence le mot « expérience » en français. En outre, il s'agit de réfléchir à la relation entre matérialité et représentation. L'utilisation de la « frontière » en tant que métaphore devient évidente lorsqu'il est question de « la limite du dicible » ou de « la limite du bon goût ». Le langage imagé peut donc avoir un impact considérable sur les représentations: il y a une longue tradition de description de l'espace à travers des métaphores relatives au corps et du corps à travers des métaphores relatives à l'espace,⁴ qui les font apparaître comme naturelles. Le transfert du champ sémantique du corps vers le territoire (étatique), le « corps de l'État » par exemple, donne l'impression que l'entité produite par la société est naturellement donnée et lui confère une apparence organique et indivisible. Inversement, les représentations dont le champ sémantique relève du domaine du spatial et du territorial servent à la description des processus et des états corporels: la violation de frontières désignant une souveraineté territoriale peut ainsi être invoquée, lorsque l'on pense à l'ébranlement de la souveraineté individuelle, un empiètement brutal et non-consensuel dans la sphère intime. D'un point de vue analytique, il est possible de faire obstacle à l'établissement de telles évidences trompeuses en prenant en considération l'aspect processuel de leur production, en envisageant le corps et la frontière dans leur historicité, produits et compris différemment, imprégnés de significations divergentes selon les époques.⁵

Bien qu'il soit difficile de déterminer où la matérialité et la forme sensibles s'arrêtent et où la représentation et la symbolique commencent, les frontières des États ont elles aussi une dimension symbolique, puisqu'elles reposent sur des définitions, des constructions et des attributions sémantiques et ne sont donc pas seulement concevables comme des constructions territoriales allant de soi ou étant clairement identifiables. Le concept de la « frontière » n'est, pour cette raison, pas toujours utile, puisqu'il n'est pas toujours possible de départager ses différentes facettes. Ainsi, dans cet ouvrage, nous comprenons les frontières d'abord dans leur dimension spatiale, non en tant que terme désignant tout ce qui marque ou indique une différence, mais comme le lieu où celle-ci prend effet. Nous concevons les frontières comme une matérialisation dans l'espace de liens

4 Markus Schroer, « Körper und Raum – Grenzverläufe ». *Leviathan* 31, n° 3 (2003): 403.

5 Jan-Friedrich Missfelder, « Quand l'histoire passe par le corps. Sens, signification et sensorialité au service d'une anthropologie historique ». *Trivium*, n° 27 (2017); Alain Corbin, *Le miasme et la jonquille: L'odorat et l'imaginaire social, XVIII^e-XIX^e siècles* (Paris: Flammarion, 2008 [1978]): II; Robert Jütte, *Geschichte der Sinne: Von der Antike bis zum Cyberspace* (Munich: Beck, 2000).

sémantiques et de principes conférant une structure et un ordre, comme une réalisation spatiale de conditions sociales, dans laquelle la charge symbolique, l'expérience spatiale et l'expérience corporelle ne peuvent être séparées les unes des autres.

Ces principes fondateurs peuvent, dans le même temps, être rattachés au corps et, ainsi, sembler d'autant plus évidents: les questions d'appartenances et de normes sociales prennent tout leur sens à l'abord des frontières, tout en influençant l'intégrité des individus eux-mêmes. Elles sont ainsi négociées au niveau du corps. Les conceptions antisémites, racistes et social-darwinistes de corps « étrangers » allant à l'encontre de représentations d'une homogénéité patriotique appelées « *volksgemeinschaftlich* », peuvent tenir lieu d'exemples. Nous ne voyons pas seulement des constructions discursives ou leur déconstruction: ce qui nous anime en particulier est l'intérêt porté à la possibilité de faire l'expérience sensible des corps et des frontières.

Corps et frontières – définir des concepts multi-sémantiques

Les corps engendrent des frontières et les frontières engendrent des corps. La production et le contrôle des frontières se composent eux-mêmes de pratiques corporelles. Par ailleurs, à l'abord des frontières, l'attention se porte sur les corps: les frontalier·ière·s sont contrôlé·e·s et catégorisé·e·s suivant des critères physiques. Cela revient à dire que la frontière et ceux qui la protègent produisent certains corps et certaines images de ces derniers. En outre, l'espace frontalier et les (tentatives) de passages représentent pour les frontaliers·ière·s une expérience corporelle. Le lieu de la confrontation aux structures et aux lois sociales n'est, par conséquent, pas seulement la frontière, mais également le corps à la frontière. Celui-ci représente en effet, au regard des travaux de Michel Foucault, un lieu de conflits politiques et de tentatives de régulations sociales.⁶ Le long de cette frontière se négocient des enjeux relatifs à l'appartenance sociale, politique et culturelle, ainsi qu'à l'exclusion. Par conséquent, dans le rapport entre la frontière et le corps, ce dernier peut lui-même être considéré comme un élément à travers lequel la frontière se matérialise.

Les individus peuvent faire l'expérience du contact, du dépassement ou de la blessure. Le corps est alors lui-même perçu spatialement, autant vers l'extérieur que vers l'intérieur. Sa limite spatiale est déterminée par la distance qui le sépare de tout ce qui l'entoure, mais également par la distance vis-à-vis de lui-même. La frontière spatiale et matérielle du corps, tout comme la frontière territoriale, n'est

6 Michel Foucault, *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses* (Francfort-sur-le-Main: Suhrkamp, 1994 [1977]), 38–40.

pas seulement une barrière, mais également une zone d'échange et de contact. Puisque le corps fait dialoguer l'expérience intérieure avec la perspective extérieure, il est nécessaire de le penser en tant qu'intermédiaire.⁷ En mettant en relation sa limitation spatiale et sa faculté de médiation, le corps transforme perpétuellement ses ressentis ainsi que sa propre perception externe. Cette redéfinition permanente de la frontière du corps permet de déterminer sa position dans le monde et la construction du Soi.⁸

Mettre ainsi en relation le corps et les frontières requiert une approche interdisciplinaire: de ce point de vue, l'ouvrage associe des études relatives aux régimes frontaliers et aux *border studies*, à la psychanalyse, à l'histoire de l'art, à la phénoménologie du corps, à la sociologie et à l'histoire du corps, ainsi qu'aux études de genre. Dans le but d'appréhender la relation entre le corps et la frontière dans toute sa richesse, nous allons mobiliser les concepts d'espace, de violence et d'expérience.

En premier lieu, nous concevons les frontières comme des manifestations spatiales qui reposent sur une certaine matérialité. Ce faisant, nous choisissons deux axes principaux: d'une part, la dimension territoriale des frontières, d'autre part, le corps dans sa limitation spatiale. Le terme de frontière dans son acception territoriale et étatique désigne le périmètre de territoires souverains qui se distinguent par des systèmes politiques et législatifs, ainsi que par des rapports de possession. Les frontières sont créées par des processus sociaux et des décisions politiques qui les maintiennent, les défendent, autant qu'elles les déplacent et les détruisent. Les espaces sont produits socialement: c'est une conclusion centrale du *spatial turn* dans les sciences sociales et humaines.⁹ Il est important de souligner cet aspect puisque la géographie du XIX^e siècle, ou des acteur·ice·s politiques, par exemple, n'a cessé de concevoir les espaces nationaux comme des « frontières naturelles » et donne ainsi l'impression trompeuse que ces dernières existent en dehors de toute action humaine.¹⁰ Cependant, les frontières ne sont pas données d'avance, elles doivent être produites à travers des pratiques établissant des limites, à travers la cartographie, le fait de positionner des bornes, d'établir un mur ou un poste de contrôle. Ce sont des pratiques corporelles, qui constituent autant de lignes de démarcations matérielles et de réalités appréhensibles. Les frontières territoriales sont en outre rendues visibles par des

7 Bernhard Waldenfels, *Der Spielraum des Verhaltens* (Francfort-sur-le-Main: Suhrkamp, 1980).

8 Voir: Thomas Bedorf, « Leibliche Praxis. Zum Körperbegriff der Praxistheorien », dans *Praxis denken: Konzepte und Kritik*, éd. Volker Schürmann et Jörg Volbers (Wiesbaden: Springer VS, 2015).

9 Voir: Henri Lefebvre, *La production de l'espace* (Paris: Anthropos, 1974); concernant le *spatial turn* voir: Jörg Döring et Tristan Thielmann, éd., *Spatial Turn: Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften* (Bielefeld: transcript Verlag, 2008).

10 Friedrich Ratzel, *Politische Geographie* (Munich: Oldenbourg, 1897).

marquages variés, ce qui leur confère une fonction symbolique, pouvant d'autre part opérer en tant que « frontières fantômes »¹¹ longtemps après leur abolition.¹² En revanche, les frontières ne sont pas uniquement des lignes: en temps qu'espaces frontaliers ou régions frontalières, les frontières peuvent à la fois être comprises comme des zones de contact ou de conflit. Les barrières paysagères telles que les mers, les fleuves et les montagnes n'ont pas été et ne sont pas infranchissables, mais sont souvent des interfaces d'échange et de commerce.¹³

Les frontières peuvent séparer des territoires radicalement différents: non seulement des États, mais également des entités administratives ou des quartiers au sein de villes. On y négocie des limitations d'accès suivant des marqueurs sociaux ou politiques, sur la base de critères contrôlés par le moyen de passeports ou d'autres documents, mais également à l'aune de codes ou de normes vestimentaires. Cette forme de domination spatiale peut être désignée par le terme de territorialité.¹⁴ Notre attention ne se porte pas seulement sur des processus de territorialisation correspondant à une domination nationale ou impériale,¹⁵ mais également sur des espaces étatiques, publics ou autres, dont l'accès est régulé. La régulation de l'accès aux frontières spatiales se fonde sur la puissante distinction et catégorisation binaire des personnes selon leur appartenance ou leur non-appartenance, leur autorisation ou non à se déplacer dans un espace, leur possibilité de circuler ou non. Les contraintes imposées dans le cadre de déplacements et de séjours sont ainsi déterminées par une construction spatiale liée aux normes sociales.¹⁶ La frontière est, selon le sociologue Georg Simmel, un fait social

11 Béatrice von Hirschhausen et al., *Phantomgrenzen: Räume und Akteure in der Zeit neu denken* (Göttingen: Wallstein Verlag, 2015).

12 Voir: Katharina Eisch-Angus, *Grenze: Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums* (Munich: Inst. für Volkskunde, Komm. für Bayer. Landesgeschichte, 1996).

13 Voir: Sabine Hess et Matthias Schmidt-Semdbner, « Grenze als Konfliktzone – Perspektiven der Grenzregimeforschung ». Dans *Grenzforschung: Handbuch für Wissenschaft und Studium*, éd. Maria Klessmann, Hannes Krämer et Dominik Gerst (Baden-Baden: Nomos, 2020); Sarah Kleinmann, Arnika Peselmann und Ira Spieker, éd., *Kontaktzonen und Grenzregionen: Kulturwissenschaftliche Perspektiven* (Leipzig: Leipziger Uni-Verlag, 2020); Andrea Komlosy, *Grenzen: Räumliche und soziale Trennlinien im Zeitenlauf* (Vienne: Promedia Verlag, 2018).

14 Voir: Charles S. Maier, « Consigning the Twentieth Century to History: Alternative Narratives for the Modern Era ». *The American Historical Review* 105, n° 3 (2000); Robert D. Sack, « Human Territoriality: A Theory ». *Annals of the Association of American Geographers* 73, n° 1 (1983).

15 Voir: par exemple Ulrike Jureit, *Das Ordnen von Räumen: Territorium und Lebensraum im 19. und 20. Jahrhundert* (Hamburg: Hamburger Edition HIS, 2016).

16 Concernant le « bordering » en tant que stratégie territoriale, Henk van Houtum et Ton van Naerssen, « Bordering, Ordering and Othering ». *Tijdschrift voor economische en sociale geografie* 93, n° 2 (2002): 127.

qui produit un espace.¹⁷ Les différences sociales prennent effet et deviennent appréhendables dans un espace donné. La séparation spatiale de diverses sphères à l'époque contemporaine – privée (maison, cuisines) et publique (rues, place, bâtiments) – correspond aux rôles de genre leur étant propres, alors que la « *colour bar* » (« barrière de la couleur »), en tant que politique de ségrégation, impose un ordre social fondé sur l'idée de race. Il est donc possible d'étudier des structures sociales à l'aide des espaces et des représentations de ces derniers.¹⁸

En revanche, ce n'est pas la frontière elle-même qui « agit », mais les acteur-ice-s en lien avec elle, qui la surveillent et qui s'appuient sur l'évaluation des corps des frontalier-ière-s, leurs pratiques corporelles ou d'autres critères extérieurs, devenant ainsi vecteurs d'une concrétisation des différences sociales, à travers l'espace et les corps. C'est ainsi que les frontalier-ière-s, selon leur position sociale, font différentes expériences à l'abord des frontières. Chaque contribution de cet ouvrage collectif prend donc en considération différent-e-s acteur-ice-s, qui « produisent » des frontières, les manient et met en lumière leurs motifs, les logiques qui sous-tendent leurs actions et leurs manières de procéder.

Le deuxième axe concerne le corps humain animé, que nous appréhendons dans sa dimension spatiale et matérielle et comme étant, par-là même, limité. À travers le mouvement, le corps peut cependant s'approprier l'espace et le transformer. Or, si le corps est limité dans sa propre spatialité, ainsi qu'à travers celle dans laquelle il vit, il n'en est pas moins, simultanément, en mesure de servir d'intermédiaire entre ces limitations spatiales.¹⁹ Le corps, à travers lequel s'exprime sa propre capacité d'action et sa condition sociale, doit lui-même être perçu comme un fait social: il peut être compris en tant que « producteur, instrument et effet du social », comme un « symbole social et culturel » et tel un « agent, moyen et outil de l'agir social », si bien que des structures sociales s'inscrivent dans le corps et imprègnent l'action et l'interaction corporelles.²⁰ Les corps peuvent notamment être marqués et conditionnés par des interventions biopolitiques.²¹

La perception des corps par eux-mêmes ainsi que leur auto-description ne sont compréhensibles que par le biais de leur développement au cours du temps: le

17 Georg Simmel, « Der Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft », dans *Grenzsoziologie. Die politische Strukturierung des Raumes*, éd. Monika Eigmüller et Georg Vobruba (Wiesbaden: Springer VS, 2016), 23.

18 Siegfried Kracauer, « Über Arbeitsnachweise », dans: Siegfried Kracauer, *Straßen in Berlin und anderswo* (Francfort-sur-le-Main: Suhrkamp, 2020), 63.

19 En plaçant la focale sur le mouvement, le sociologue-phénoménologue Alfred Schütz a contribué à élaborer la perspective théorique de l'action sur le corps. Alfred Schütz et Ilja Srubar, éd., *Theorie der Lebensformen: (frühe Manuskripte aus der Bergson-Periode)* (Francfort-sur-le-Main: Suhrkamp, 1981), 165.

20 Robert Gugutzer, Gabriele Klein et Michael Meuser, éd., *Handbuch Körpersoziologie: Band 2: Forschungsfelder und Methodische Zugänge* (Wiesbaden: Springer VS, 2017), 6.

21 Michel Foucault, *Der Wille zum Wissen* (Francfort-sur-le-Main: Suhrkamp, 2017 [1987]), 135.

rapport entre corps et intégrité corporelle a connu de nombreuses évolutions.²² Les imaginaires normatifs sociaux sont ainsi rendus visibles à travers les corps, qui ont été et sont construits, y compris par le biais de processus scientifiques, administratifs et politiques. Par conséquent, l'intérêt pour les corps dans des domaines tels que l'anthropologie, l'étude des identités ethniques, de la politique démographique ou de la police revient, toujours et dans le même temps, à s'intéresser aux *corps des autres*, ou à ceux perçus comme devant être contrôlés. Les études sur les corps des homosexuels, des criminels, des personnes classifiées à partir de leur appartenance ethnique, ou encore sur les examens médicaux prescrits par l'État à des femmes catégorisées en tant que prostituées, retracent ainsi une histoire de la domination s'inscrivant dans les représentations corporelles et ayant des répercussions jusqu'aujourd'hui. L'étude médicale des malades, ou de ce que l'on entend par corps malades, soulève non seulement des questions relatives à l'expérience subjective de la maladie dans le cadre de l'histoire de la médecine et de la sociologie, mais replace également l'interprétation des corps « normaux » ou « déviants » au cœur de ces préoccupations.²³ Bien que le corps ait, surtout en médecine et pendant longtemps, été perçu comme un objet d'étude à part entière, la recherche sur les femmes et le genre a rapidement pris en considération le sujet du corps. Les connaissances auxquelles cette approche s'est intéressée ont néanmoins été tout à fait différentes. Cette dernière s'est conçue, à ses débuts, souvent comme un contre-poids au pouvoir discursif masculin et a par conséquent considéré non seulement des perspectives féminines, mais également des expériences corporelles. Bien qu'entre-temps, de nombreuses études sur la corporéité masculine aient vu le jour, il convient de rappeler que l'histoire du corps s'est développée, entre autres, à partir de l'histoire du corps des femmes et a ainsi renforcé, dans un premier temps, la confrontation stéréotypique de l'esprit (imaginé comme masculin) et du corps (imaginé comme féminin).²⁴ Depuis, le corps, davantage perçu comme un objet complexe et multidimensionnel, s'est mué en un sujet d'étude de prédilection de la sociologie,

22 Voir l'analyse de l'historienne du corps Barbara Duden, *Geschichte unter der Haut: Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730* (Stuttgart: Klett-Cotta, 1991 [1987]), dans laquelle la chercheuse commence à développer son concept de corps en tant « qu'expérience spécifique d'époque », Barbara Duden, « Somatisches Wissen, Erfahrungswissen und « diskursive » Gewissheiten. Überlegungen zum Erfahrungsbegriff aus der Sicht der Körper-Historikerin », dans *Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffs in der Geschlechtergeschichte*, éd. Marguérite Bos, Bettina Vincenz et Tanja Wirz (Zurich: Chronos, 2004), 28.

23 Pour une approche plus globale voir: Maren Lorenz, *Leibhaftige Vergangenheit: Einführung in die Körpergeschichte* (Tübingen: Edition Diskord, 2000).

24 Voir: Barbara Duden, « Frauen-« Körper » », dans *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie*, éd. Ruth Becker et Beate Kortendiek (Wiesbaden: VS Verlag, 2010). Concernant les thèmes de recherche les plus actuels, voir la revue *Body Politics*.

la politique, la philosophie ou l'histoire, ainsi que des études transdisciplinaires de genre et des études culturelles ou *body studies*.

Notre intérêt pour la frontière du corps est lié à celui pour les expériences de l'intégrité corporelle humaine et de l'intégrité subjective. Les corps conditionnent l'existence individuelle, l'identité personnelle et l'expérience sexuelle, les passions et les expériences de la douleur et du manque, telles que l'envie ou la faim. Ils sont vulnérables, modifiables à travers des interventions ciblées, et peuvent être atteints de maladies ou victimes de violences. Le franchissement des frontières peut ainsi être perçu comme un acte de violence, tout comme il peut être souhaité. Les limites des frontières du corps ou de l'intégrité corporelle ne sont cependant pas clairement déterminées: celles-ci s'orientent, au contraire, suivant le contexte culturel, religieux, social et politique, ou plus ou moins selon le regard scientifique objectif, mais aussi en fonction du ressenti subjectif intérieur. Le sociologue Erving Goffman décrit le corps comme la matérialisation du « soi territorial », comme une frontière dont la violation peut être ressentie comme un acte portant atteinte à l'intégrité corporelle.²⁵ Les technologies influencent elles aussi la question de la frontière du corps: la prothèse en tant que technologie de substitution permettant de reconstituer le corps, mais également en tant que renforcement [*enhancement*] transhumain, marque le discours porté sur les pratiques corporelles invasives et irréversibles. Des objets peuvent ainsi se transformer en prolongements du corps, grâce auxquels ce dernier s'expérimente simultanément et matériellement en tant que frontière et en tant que moyen.

Lorsque se pose la question de la frontière du corps, la peau joue un rôle particulier: au cours du XIX^e siècle, l'anatomie scientifique a commencé à ouvrir les corps et le regard médical à travers la peau, à explorer les entrailles.²⁶ En tant qu'organe limitrophe, elle est la surface sensible du corps et l'apparition visible, externe de l'humain. Elle constitue la frontière du corps à l'égard de son environnement, entre l'intérieur et l'extérieur. Cela vaut également pour les vêtements qui l'entourent. En revanche, tout comme les autres ouvertures du corps, la peau n'est pas seulement une barrière, elle représente également un lieu d'échange avec l'environnement²⁷, puisqu'elle met en relation ces deux espaces.

Notre ouvrage pose par conséquent la question de savoir comment les humains font l'expérience corporelle de la frontière, mais également, et de quelle manière, ils expérimentent ces frontières corporelles, comment les frontières sont créées et franchies à travers des pratiques corporelles. Pour mettre en lumière ces

25 Erving Goffman, *Das Individuum im öffentlichen Austausch: Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung* (Francfort-sur-le-Main: Suhrkamp, 1982 [1974]), 54–56.

26 Barbara Duden, « Geschichte unter der Haut », dans *Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie*, éd. Sabine Hark (Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2001), 41.

27 Schroer, « Körper und Raum – Grenzverläufe », 408.

questions fondamentales, nous proposons trois prismes à l'aide desquels peuvent être analysés les rapport complexes entre les corps et les frontières.

Expérience – espace – violence

Expérience

Dans l'intention d'étudier les interactions entre les corps à l'abord des frontières ou les frontières du corps lui-même, nous nous emparons d'une perspective interdisciplinaire permettant d'explorer l'expérience d'individus, de multiples formes de perception, d'action et d'appropriation dans le domaine social et dans le rapport aux objets.²⁸ Ce que nous appelons expériences correspond à des sensations, des émotions, des réactions à des événements violents, ainsi qu'au ressenti de la douleur. Cette approche se fonde sur l'histoire du quotidien en interrogeant les liens entre les expériences quotidiennes des individus et souligne également la matérialité dans l'histoire, au-delà des discours et des attributions sémantiques. Dans ce cadre, il est principalement question de la confrontation des individus à des structures, auxquelles ces derniers ont réagi et réagissent par ailleurs avec une certaine volonté propre, tout comme à l'égard de différentes formes de violence et de domination.²⁹ L'expérience constitue par conséquent un lien entre ces deux échelles: les structures sociales, politiques et économiques, ainsi que leurs matérialisations, et leurs répercussions sur les vies des individus doivent être étudiées conjointement. Le corps des hommes peut être pensé comme le point de départ de sa sociabilisation, de son auto-perception et de celle d'autrui.³⁰ L'approche selon laquelle les pratiques sociales sont par ailleurs toujours liées à des pratiques sensibles et corporelles³¹ est présente dans différentes disciplines telles que la sociologie de Georg Simmel qui conçoit les humains comme des êtres charnels, interagissant les uns avec les autres à travers leurs corps.³²

28 Belinda Davis, Thomas Lindenberger et Michael Wildt, « Einleitung », dans *Alltag, Erfahrung, Eigensinn: Historisch-anthropologische Erkundungen*, éd. Belinda Davis, Thomas Lindenberger et Michael Wildt (Francfort-sur-le-Main Main: Campus, 2008), 13.

29 Voir: Alf Lüdtke, *Alltagsgeschichte: Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen* (Francfort-sur-le-Main: Campus, 1989).

30 Bielefelder Graduiertenkolleg Sozialgeschichte, éd., *Körper macht Geschichte – Geschichte macht Körper: Körpergeschichte als Sozialgeschichte* (Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 1999), 7–8.

31 Voir: Christian Schmid, *Stadt, Raum und Gesellschaft: Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes* (Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2010).

32 Bielefelder Graduiertenkolleg Sozialgeschichte, *Körper macht Geschichte – Geschichte macht Körper*, 7.

Une analyse d'expériences d'acteur-ice-s contemporain-e-s, mais surtout d'acteur-ice-s du passé, ne sera cependant pas en mesure de décrire ces dernières dans leur totalité: il est difficile de cerner des expériences, et même de les détecter, les replacer dans leur contexte politique, historique et scientifique respectif. Trouver un équivalent langagier à des expériences corporelles, qu'elles soient individuelles ou collectives, revient par ailleurs à lutter pour trouver les mots adéquats, une action qui reste elle-même inscrite dans son propre temps. Au cours de cette analyse, il s'agira par conséquent de se référer à l'historicité des sensations et à l'histoire des émotions, afin de montrer dans quel contexte se forment ou se formaient des expériences ainsi que des perspectives subjectives. Il conviendra d'examiner les expériences individuelles et collectives qui s'entre-influencent mutuellement et s'imprègnent de modèles d'interprétation et de modes d'action. On peut donc en déduire une relation de réciprocité, qui oscille entre matérialité et narrativité, expérience et discours.³³

Entre-temps, cette thématique de l'immédiat et du social, longtemps discutée et comprise sous la forme d'une dichotomie, a souvent été remise en question³⁴: « d'une part cette corporéité imaginée < de l'homme > comme étant finalement immuable, de l'autre, le large champ historique dans son inconstance fondamentale »³⁵. En particulier dans les débats féministes, l'intervention de l'expérience et du discours a joué un rôle majeur. Selon Michel Foucault, l'expérience correspond à la corrélation « qui existe entre des domaines de connaissance, des types de normativité et des formes de subjectivité dans une culture »³⁶. Par conséquent, il existe au minimum deux types d'expériences: d'une part, elles sont corporelles, *leiblich* (relatives au corps vécu) et correspondent à une perception et à une interprétation sensibles du monde. D'autre part, elles ne sont cependant pas purement subjectives, mais toujours conditionnées socialement. Le corps humain est donc façonné par une synergie entre le savoir et le pouvoir, associée aux pratiques à travers lesquelles les humains font l'expérience de leurs corps. Les expériences ne sont ni « justes » ni « fausses ». Cependant, les structures et les

33 Maren Wehrle, « Normale und normalisierte Erfahrung », dans *Dem Erleben auf der Spur: Feminismus und die Philosophie des Leibes*, éd. Hilge Landweer et Isabella Marcinski (Bielefeld: transcript Verlag, 2016), 254.

34 Voir: Kathleen Canning, « Problematische Dichotomien », *Historische Anthropologie* 10, n° 2 (2002); Jakob Tanner, « Wie machen Menschen Erfahrungen? Zur Historizität und Semiotik des Körpers », dans Bielefelder Graduiertenkolleg Sozialgeschichte, *Körper macht Geschichte – Geschichte macht Körper*. Concernant des recherches actuelles concernant le potentiel du concept d'expérience voir: Leonhard Birnbacher, *Arbeit an der Erfahrung: Zum deutschen Weg aus der kriegsgesellschaftlichen Moderne 1943–1949* (Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2020), 35–75.

35 Barbara Duden, « Geschichte unter der Haut », dans *Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie*, 36.

36 Michel Foucault, *Der Gebrauch der Lüste – Sexualität und Wahrheit 2* (Francfort-sur-le-Main: Suhrkamp, 1989), 10.

processus ont un retentissement (historique) en tant que phénomènes appréhensibles sur lesquels les humains ont à leur tour une incidence.³⁷ Dans le même temps, elles désignent quelque chose au-delà de la langue: certaines expériences corporelles ne peuvent pas être exprimées verbalement et désignent une volonté et une détermination propres au corps.

Les contributions de cet ouvrage considèrent l'expérience des frontières essentiellement en tant qu'expérimentations de la violence liée à leur franchissement. Ce faisant, il s'agit autant de mouvoir son propre corps par-delà une frontière spatiale que de franchir une frontière corporelle. Sarah Frenking aborde cet aspect à travers sa contribution sur les contrôles des pratiques policières à la frontière franco-allemande vers 1900. Celles-ci ont un impact sur le corps des frontalier·ière·s et représentent une expérience corporelle inhabituelle de la mainmise étatique. Concernant le cas des Juives et des Juifs en exil en Bolivie, l'étude de Katell Brestic montre en quoi le franchissement de la frontière peut s'accompagner d'expériences d'adaptations corporelles, d'altérité et d'émancipation. Mis à part les pratiques étatiques prenant effet sur le corps, cet ouvrage collectif aborde la faim et les interventions médicales découlant de pratiques subies par le corps propre et le corps vécu. En outre, on abordera la perméabilité entre « l'intérieur » et « l'extérieur ». Les expériences de la frontière peuvent ainsi littéralement « prendre quelqu'un aux tripes » et faire apparaître le corps dans sa transparence, sa fragilité et sa vulnérabilité. Les expériences le long des frontières relèvent du ressenti propre de l'individu et se manifestent sous la forme d'un ébranlement corporel et affectif, par le biais de certaines entités qui acquièrent alors une signification subjective.³⁸ Ce ressenti peut d'une part être expérimenté à travers le franchissement d'une frontière depuis l'extérieur, par exemple via les vêtements qui touchent un corps, permettant à l'individu de se rendre compte que son corps est lui-même limité. Cependant, l'expérience de la frontière consiste aussi en une approche de l'intérieur, entre autres lorsque le ressenti physique du toucher est désagréable, quand une résistance intérieure s'exprime à son encontre. Les expériences n'ont pas lieu hors de toute spatialité: elles s'opèrent dans des espaces particuliers ou consistent à ne pas avoir accès à un lieu. Enfin, les expériences corporelles possèdent elles-mêmes une dimension spatiale: notamment lorsqu'il s'agit de situer des douleurs physiques, lorsque les formes ou le diamètre du mouvement sont restreints ou lorsque l'on franchit la frontière du corps à travers le regard (médical) pour s'aventurer à l'intérieur de celui-ci.³⁹

37 Voir: Roger Chickering, « Drei Gesichter des Kaiserreiches. Zu den großen Synthesen von Wolfgang J. Mommsen, Hans-Ulrich Wehler et Thomas Nipperdey ». *Neue Politische Literatur* 41 (1996).

38 Robert Gugutzer, « Grenzerfahrungen: Zur Bedeutung von Leib und Körper für die personale Identität ». *Psychologie und Gesellschaftskritik* 25, n° 1 (2001): 96.

39 Schroer, « Körper und Raum – Grenzverläufe », 409.

Espace

Depuis que le *spatial turn* a bouleversé la compréhension de l'espace en tant que « contenant » donné *a priori* et a attiré l'attention sur la production d'espaces, cette dernière n'est plus pensable sans pratiques corporelles: les espaces et les perceptions de l'espace, et donc les frontières elles-aussi⁴⁰ sont construits socialement et produits par le biais de pratiques. Ainsi, selon la formule connue d'Henri Lefebvre: « l'espace (social) est un produit (social) ». ⁴¹ Par là, on entend des espaces variés, tels que des villes, des camps ou bien des infrastructures. L'espace n'est pas une figure abstraite, il est constitué des nombreux acteur-ice-s, qui le conçoivent, le créent concrètement et lui confèrent ainsi des significations, le transforment en un espace vécu ou pouvant l'être. Cela signifie que les espaces sont « le résultat de l'action tout en précédant cette dernière ». ⁴² Ils correspondent par conséquent à un « ordre relationnel d'êtres vivants et de bien sociaux » qui sont « par le biais de routines, constamment produits de la même manière ». ⁴³

Les corps se placent « au centre de nombreuses constructions spatiales », puisque les êtres humains existent « corporellement dans le monde » et se « déplacent et se placent » ⁴⁴ grâce à leur corps. Les pratiques qui créent des espaces sont par conséquent toujours sensibles et corporelles, existant par exemple à travers le mouvement des corps ou la manipulation (physique) des objets. ⁴⁵ Selon Michel de Certeau, l'espace est un enlacement d'éléments mobiles, le résultat d'activités et de mouvements. ⁴⁶ Cette production de l'espace fait l'objet de plusieurs contributions au sein de l'ouvrage, à savoir celles de Kristin Kastner, Tonio Weicker, Katell Brestic et Fabio Santos. Le fait de recentrer la focale sur les pratiques corporelles permet ainsi de révéler la contradiction entre une spatialité rationnelle et anthropologique⁴⁷: bien que les acteur-ice-s politiques et les médécins conçoivent les projets d'urbanisme selon un ordre répondant à des besoins particuliers, et donc à partir d'une perspective surplombante allant de pair avec un certain pouvoir, ⁴⁸ il n'existe aucun espace cohérent et bien plutôt une multitude de relations spatiales. Les expériences de la frontière sont également multiples: une même frontière territoriale peut être appréhendée sous forme de

40 Il ne saurait y avoir de spatialité qui ne soit formée de frontières établies. Michel de Certeau, *Kunst des Handelns* (Berlin: Merve, 1988), 228.

41 Lefebvre, *La production de l'espace*, 35.

42 Silke Steets, « Raum », dans Gugutzer; Klein; Meuser, *Handbuch Körpersoziologie*, 100.

43 Martina Löw, *Raumsoziologie* (Francfort-sur-le-Main: Suhrkamp, 2001), 160, 166.

44 *Ibid.*, 179.

45 Schmid, *Stadt, Raum und Gesellschaft*, 210.

46 Certeau, *Kunst des Handelns*, 218. Ce n'est qu'à travers l'action de marcher que la rue se transforme en un espace.

47 *Ibid.*, mit Verweis auf Merleau-Ponty, 218.

48 *Ibid.*, 182.

ligne, de région, de zone ou de non-lieu.⁴⁹ La perception des espaces, leur représentation sous forme de cartes mentales, leur densification et leur accessibilité peuvent également varier selon la perspective, l'appartenance, le statut et le pouvoir. La contribution de Tonio Weicker aborde, par exemple, des expériences frontalières variées en étudiant le lien entre un rayon de mobilité restreint et la ségrégation sociale dans l'espace urbain. La question des différences sociales peut par ailleurs être volontairement interprétée d'un point de vue symbolique, comme le montre Marie-Dominique Gil à travers le cas des performances féministes qui projettent les exclusions sociales sur la matérialité spatiale de la cage.

Tout comme les frontières territoriales, les frontières corporelles sont elles aussi créées concrètement et vécues spatialement et, par conséquent, réalisées dans un espace circonscrit. En revanche, la spatialité du corps dépasse son positionnement dans l'espace ou les pratiques corporelles qui créent l'espace, car celui-ci a un rayon et une portée propres. Au sein de cette spatialité corporelle délimitée, « le rayonnement, la mainmise et l'effet d'une personne sur son entourage » diminuent graduellement: ainsi, cette spatialité du corps peut être pensée comme « des peaux ou des sphères de territorialité agencées autour du corps en cercles concentriques »⁵⁰. L'espace « m'étant propre » ne s'arrête par conséquent nullement à ma peau, mais comprend un espace personnel, l'espace privé, ainsi que l'espace public.⁵¹ En ce sens, le corps est lui-même une instance spatiale, car il comporte, d'après le philosophe Maurice Merleau-Ponty, une spatialité intrinsèque: il est « espace originel et matrice de tout autre espace existant ».⁵² Il est ainsi possible de parler d'un corps intérieur, que l'individu décèle et à travers lequel ce dernier perçoit l'espace autour de lui.⁵³ Par conséquent, il ne s'agit pas uniquement de la relation au monde, de l'expérience d'un « extérieur » perçu sous la forme d'un espace, mais également d'une existence spatiale propre.⁵⁴

Le paradoxe de la frontière, d'un point de vue corporel ainsi que d'un point de vue territorial, réside dans le fait que, des deux côtés, l'espace est produit par la frontière, et que les différences entre ces deux pôles sont en même temps des points de contact: à cet endroit, « ce qui converge et ce qui diverge ne font plus qu'un »⁵⁵. Ainsi, dans la contribution de Fabio Santos, le pont frontalier entre le

49 Voir: Marc Augé, *Nicht-Orte* (Munich: Beck, 2014).

50 Thomas Fuchs, *Leib, Raum, Person: Entwurf einer phänomenologischen Anthropologie* (Stuttgart: Klett-Cotta, 2000), 309.

51 *Ibid.*

52 Maurice Merleau-Ponty, « Das Auge und der Geist (1961) », dans *Raumtheorie: Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, éd. Jörg Dünne et Stephan Günzel (Francfort-sur-le-Main: Suhrkamp, 2006), 188.

53 *Ibid.*, 190.

54 Cerneau, *Kunst des Handelns* qui fait référence à Merleau-Ponty, 219.

55 *Ibid.*, 233.

Bésil et la Guyane française renvoie à cette dualité, également présente dans l'expérience corporelle analysée par Verena Triesethau, celle d'une situation érotique dans laquelle l'individu fait l'expérience du Soi en étant inclus, tout en étant exclu, de la présence d'autrui.

Violence

Au cours de luttes où la production et l'agencement des espaces et la distinction (corporelle) des êtres humains sont en jeu, des conflits font surface. La violence joue par conséquent un rôle central dans le cadre de l'étude des relations entre corps et frontières. Le concept de violence que nous employons dans ce cadre est toujours relié à une composante physique: il s'agit par conséquent d'étudier des violences infligées au corps.⁵⁶ Pourtant, la violence comporte aussi des phénomènes qui se jouent sur un plan symbolique et qui incluent des éléments communicatifs. La contribution d'Adrien Cascarino propose ainsi une analyse de la signification des blessures auto-infligées, tandis que Sarah Ehlers montre comment, en contexte colonial, des médecins négocient les possibilités de contrer des maladies au moyen de pratiques violentes, tout en négociant la capacité même des pouvoirs coloniaux à s'imposer.

La violence relie les champs d'analyse du corps et de la frontière. D'une part, les frontières territoriales servent à contrôler des corps. Par la menace et l'exercice de la violence, les contrôleur-se-s des frontières tentent d'empêcher un passage incontrôlé et assurent ainsi le pouvoir et la souveraineté de l'État.⁵⁷ Plusieurs contributions thématisent la violence étatique lors des passages à la frontière, exercée par des patrouilles frontalières et des fonctionnaires ou des médecins, dans le passé et le présent en Europe, dans des contextes coloniaux ou encore le long des frontières extérieures de l'Union Européenne.

La violence frontalière n'est pourtant pas exercée seulement par des représentants de l'État: pour des hommes n'ayant pas de papiers d'identité, séjournant illégalement à l'abord des frontières afin de tenter de les franchir sans être vus, étant dépendants des gardes-frontières, la zone frontalière est un espace de non-droit dans lequel ils ne peuvent compter sur aucune protection étatique. Le fait que la protection de la frontière ne revienne pas à protéger les migrant-e-s est rendu extrêmement visible à travers des structures exerçant la violence dans les zones frontalières, comme dans les camps de torture en Lybie, ou comme le

56 Pour une vue d'ensemble voir: Michaela Christ, « Gewaltforschung. Ein Überblick ». *Aus Politik und Zeitgeschichte* 67, n° 4 (2017).

57 Voir: Thomas M. Wilson et Hastings Donnan, *A companion to border studies*, (Malden, MA: Wiley Blackwell, 2016); Sabine Hess, éd., *Grenzregime: Diskurse, Praktiken, Institutionen in Europa* (Berlin: Assoziation A, 2012).

montrent le commerce des enlèvements à la frontière entre le Mexique et les USA.⁵⁸ Les abus dans les camps clandestins et les relations sexuelles violentes au sein des groupes de migrants, un sujet abordé par Kristin Kastner à travers l'étude de migrantes nigérianes à l'abord du détroit de Gibraltar, soulignent également que la violence dans les zones frontalières ne peut être séparée de la frontière elle-même – bien que la violence en question ne soit pas exercée par le pouvoir frontalier. Dans des régions frontalières, des pratiques intrinsèquement violentes telles que l'*othering* peuvent ici aussi émaner d'acteur-ice-s non-étatiques, comme le montre la contribution de Sarah Kleinmann consacrée aux discours et aux attaques racistes dans la ville de Görlitz, à la frontière entre l'Allemagne et la Pologne.

La violence est par ailleurs corrélée aux transgressions des frontières corporelles. Ces dernières sont indissociables de la vulnérabilité. Ainsi, la frontière est en mesure de protéger les corps dans leur fragilité, leur caractère éphémère et dynamique, mais également de les mettre à l'épreuve à de multiples reprises, lorsqu'elle est franchie. Abandonner ses propres frontières revient alors à abandonner une protection et à se rendre vulnérable. Lorsque cette décision est contrainte, le franchissement de la frontière est souvent vécu comme une violence qui porte atteinte au corps, à l'esprit ou à l'identité.⁵⁹ De ce point de vue, l'autonomie est non seulement synonyme de protection contre des transgressions non-souhaitées, mais confère aussi une plus grande marge de manœuvre lorsqu'il s'agit de négocier les frontières et d'en déterminer le tracé. Cela permet de mettre l'accent sur les pratiques violentes et les expériences de la violence. Depuis les années 1990, les études historiques dans ces domaines sont progressivement détournées des perspectives à grande échelle, dans le but d'historiciser d'avantage leur objet d'étude, de le replacer dans son contexte temporel et sémantique. Bien qu'à l'heure actuelle peu d'études historicisent le corps et la violence par le biais du concept d'expérience, cette nouvelle approche soulève la question de ce que l'on entend par violence en fonction des périodes historiques, de ce qui est communiqué à travers la violence, de la manière avec laquelle la violence est vécue et les situations dans lesquelles elle s'inscrit.⁶⁰ Les études récentes en sociologie de

58 Voir: Kathleen A. Staudt, Tony Payan et Z. A. Kruszewski, éd., *Human rights along the U.S.-Mexico border: Gendered violence and insecurity* (Tucson: University of Arizona Press, 2009), concernant la situation dans les camps libyens voir: Francesca Mannocchi, « Torture, rape and murder: inside Tripoli's refugee detention camps ». *The Guardian*, 03.11.2019, <https://www.theguardian.com/world/2019/nov/03/libya-migrants-tripoli-refugees-detention-camps>.

59 Voir: Bianca Fileborn et Rachel Loney-Howes, *#MeToo and the politics of social change* (Londres: Palgrave Macmillan, 2019); ainsi que pour les concepts de « *sexual citizenship* » et de « *sexual geographies* », Jennifer S. Hirsch et Shamus Khan, *Sexual citizens: A landmark study of sex, power, and assault on campus* (New York, NY: W.W. Norton & Company, 2020).

60 Voir: Pascal Eitler, « Einführung: Gewaltverhältnisse – eine körpergeschichtliche Perspektive ». *Body Politics* 1, n° 2 (2013), 166–67; Christian Gudehus et Michaela Christ, éd., *Gewalt: Ein*

la violence se consacrent notamment à cette dernière à partir du point de vue de l'expérience: cette perspective vise à comprendre les liens entre ses effets directs sur les individus et le cadre social. C'est dans ce contexte que la sociologue Gesa Lindemann définit la violence comme « une interaction corporelle immédiate, qui transmet symboliquement et communique globalement ». ⁶¹ Selon la sociologue Teresa Koloma Beck, le point commun de ces nouvelles approches est le fait qu'elles étudient la violence dans des espaces sociaux « perçus comme étant historiquement et culturellement contingents, et [qu'elles] partent du principe, que cette contingence est seulement compréhensible à partir d'une analyse partant de l'expérience. » ⁶²

Dans le cadre des recherches sur les rapports à l'espace et au pouvoir, l'étude de la violence fait partie intégrante de l'analyse des corps et des frontières. Des concepts tels que les « espaces de violence » en tant « qu'espaces de potentialité et de pouvoir » ⁶³, régi par des règles distinctes, ainsi que des concepts propres telle que la « violence située » introduits par le groupe de recherche franco-allemand « saisir l'Europe », abordent la manière dont les dynamiques de violence façonnent les espaces sociaux et, inversement, dont les espaces sociaux influencent les dynamiques de violence. ⁶⁴ La corrélation entre espace et violence entre également dans le champ d'études portant sur les régimes coloniaux ou sur la structuration des espaces comme envers du *social engineering* à l'époque contemporaine. ⁶⁵ Dans ce contexte, la violence peut également être indirecte, comme l'ont montré des études sur l'histoire de la guerre ou l'histoire de l'environnement, à travers l'analyse de la destruction de villes et de terres cultivables. L'attention y est non seulement portée sur les réquisitions militaires de nourriture, la possibilité immédiate de leur production et de leur répartition, mais également sur ce que l'angliciste Rob Nixon et les chercheurs spécialisés dans les études

interdisziplinäres Handbuch (Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung et Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH, 2013); Randall Collins, *Violence: A micro-sociological theory* (Princeton: Princeton University Press, 2009). Concernant l'aspect communicatif de la violence voir: Thomas Lindenberger et Alf Lüdtke, « Physische Gewalt – eine Kontinuität der Moderne. Einleitung », dans *Physische Gewalt: Studien zur Geschichte der Neuzeit*, éd. Thomas Lindenberger et Alf Lüdtke (Francfort-sur-le-Main: Suhrkamp, 2016 [1995]), 27.

61 Gesa Lindemann, « Gewalt als soziologische Kategorie ». *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* 101, n° 4 (2015) 504.

62 Teresa Koloma Beck, « Gewalt | Raum ». *Soziale Welt* 67, n° 4 (2016), 445.

63 Jörg Baberowski et Gabriele Metzler, *Gewalträume: Soziale Ordnungen im Ausnahmezustand* (Francfort-sur-le-Main: Campus Verlag, 2012).

64 Falk Bretschneider, Ariane Jossin et Teresa Koloma Beck, éd., *Gewalt vor Ort: Raum – Körper – Kommunikation = Violence située: espace – corps – communication* (Francfort-sur-le-Main, New York: Campus Verlag, 2019).

65 Voir: Jureit, *Das Ordnen von Räumen*.

environnementales ont désigné par le terme de « *slow violence* »: la destruction graduelle, progressive et durable des espaces de vie.⁶⁶

Au regard de ces approches, le pouvoir, la domination et la violence sont inextricablement liés, sans pour autant être superposables. Dans le cadre d'une stratégie de souveraineté biopolitique, les espaces de violence correspondent à des lieux voués à la discipline, au contrôle et à la production d'ordre. Les analyses forgées par Michel Foucault à propos de certains lieux qui créent des espaces voués à contrôler les corps, tels que l'hôpital, la prison ou encore l'usine, mettent l'accent sur une violence structurelle et se détachent ainsi d'acteur-ice-s individuel-le-s immédiat-e-s. Selon Foucault, le pouvoir contrôle et produit des actions dans le présent et le futur, contrairement à la violence qui s'applique directement sur des éléments matériels, le corps ou des objets. Par conséquent, la violence peut faire partie d'une stratégie émanant d'une autorité, sans aucunement en être un principe constitutif. La violence nie ou détruit la capacité d'action de ce sur quoi elle prend effet, en imposant la passivité. Le pouvoir, en revanche, nécessite un interlocuteur capable d'agir et se fonde sur le principe de reconnaissance de ce dernier en tant qu'individu conservant sa capacité d'action.⁶⁷ Cette distinction est fondamentale afin de pouvoir déterminer la relation entre les corps et les frontières, car plusieurs contributions portent sur les pratiques d'individus confrontés à la violence, qu'ils en soient victimes ou qu'ils en fassent eux-mêmes l'usage. Les frontières du corps et les espaces frontaliers sont par conséquent des lieux de négociation des relations de pouvoir. Dans cette optique, selon Foucault, la violence fait partie de ces espaces, sans pour autant en être le principe fondateur.

Par ailleurs, les contributions placent avant tout au cœur de leur propos les corps cibles de violences et non les corps de ceux qui l'exercent. Ce choix s'explique par le fait que la violence n'est pas forcément vécue physiquement par ceux qui l'exercent: les concepts désignant des meurtres de masse perpétrés par le biais d'actes administratifs, (« *Verwaltungsmassenmord* »), également qualifiés de « gratte-papier » (« *Schreibtischtäter* ») indiquent que les responsables se distancient juridiquement, mais également physiquement de l'acte de tuer lui-même (bien qu'il y ait eu de nombreux auteurs de violences qui aient aussi bien agi depuis leur bureau que depuis les lieux du crime). Dans d'autres contextes, dans lesquels des individus sont confrontés à la violence, comme le souligne Nina Régis dans sa contribution consacrée aux expériences de la faim durant la Première Guerre mondiale, les coupables peuvent aussi être absents, tandis que les expé-

66 Voir le chapitre 6 de Peter Holquist, *Making war, forging revolution: Russia's continuum of crisis, 1914–1921* (Harvard: Harvard University Press, 2002); Rob Nixon, *Slow violence and the environmentalism of the poor* (Cambridge, MA, Londres: Harvard University Press, 2013).

67 Michel Foucault, « The Subject and Power », *Critical Inquiry* 8, n° 4 (1982), 789.

riences de la violence peuvent être de nature structurelle. Par ailleurs, les exécutants ne font pas nécessairement eux-mêmes le lien entre les pratiques corporelles de la perquisition ou du refoulement aux frontières et la violence. De ce fait, il serait possible de prolonger cette réflexion sur le rapport entre corps et frontières à travers les récentes études sur la violence qui examinent son impact sur les corps des criminels et en quoi cette dernière s'inscrit, à travers l'expérience corporelle, dans leur identité propre.⁶⁸ Dans le cadre des négociations des rapports de pouvoir et de domination, les pratiques produisant des espaces et des expériences corporelles sont quoi qu'il en soit déterminantes.

Les contributions

La première partie de l'ouvrage, portant sur les *franchissements* des frontières, analyse leur matérialité et les aspects de leur transgression: selon Michel Foucault « la frontière et son passage se doivent mutuellement la densité de leur Être ».⁶⁹ Dès lors, les franchissements des frontières ou leur manipulation se situent à l'origine même de ces dernières: Sarah Frenking appréhende ainsi la frontière franco-allemande dans une perspective historique, en étudiant les pratiques policières vis-à-vis de frontalier-ière-s suspect-e-s à travers leur corps, et mène l'enquête pour comprendre les résonnances médiatiques d'un « problème de franchissement de frontière », afin d'examiner, à l'époque contemporaine, la nationalisation de la frontière et du territoire étatique. La contribution de *Kristin Kastner* se tourne quant à elle vers l'expérience corporelle de migrantes nigérianes au cours de leur périple vers l'Europe, et souligne l'ambivalence de leur corporeité: leurs corps sont en effet les cibles d'une violence massive et en même temps sources de pratiques d'autonomisation. Le psychanalyste *Adrien Cascarino* considère la pratique de la scarification, c'est-à-dire de la transgression de la peau en tant que frontière somatique, à travers sa fonction génératrice d'un autre Soi. Ces diverses contributions examinent ainsi les dimensions territoriales et corporelles du franchissement des frontières.

La deuxième partie porte sur la *production* des frontières à travers les pratiques spatiales et corporelles. Celle-ci est rendue visible à travers l'étude sociologique de *Tonio Weicker*, consacrée aux frontières (intra-) urbaines. Elle porte le regard sur

68 Voir: Klaus Theweleit, *Das Lachen der Täter: Breivik u.a. Psychogramm der Tötungslust* (St. Pölten: Residenz Verlag, 2015); Elissa Mailänder Koslov, « Work, Violence and Cruelty ». *L'Europe en Formation* 357, n° 3 (2010); Alette Smeulers, Maartje Weerdesteijn et Barbora Holá, éd., *Perpetrators of international crimes: Theories, methods, and evidence* (Oxford: Oxford University Press, 2019).

69 Michel Foucault, « Zum Begriff der Übertretung », dans *Schriften zur Literatur*, éd. Michel Foucault (Francfort-sur-le-Main: Suhrkamp, 1988), 73.

la mobilité urbaine assurée par les taxis collectifs russes et montre quels types d'espaces sociaux sont accessibles aux passagers et passagères, ainsi que les moyens d'y accéder. À travers la contribution de *Marie-Dominique Gil*, les frontières sont également perçues en tant que créations tangibles: du point de vue de l'histoire de l'art et à partir de performances, l'auteure étudie la matérialisation des limites patriarcales sous la forme de cages, en tant que frontières spatiales.

La *différenciation* le long des frontières est au cœur de la troisième partie. *Sarah Kleinmann*, chercheuse spécialisée en anthropologie culturelle, met en lumière les constructions de la criminalité et de la déviance dans l'espace frontalier germano-polonais et approfondit ainsi la question du lien entre le tracé des frontières nationales ou étatiques et les différenciations sociales. L'historienne et germaniste *Katell Brestic* inverse pour sa part la perspective, en n'adoptant pas le point de vue du pouvoir étatique sur les frontalier·ière·s, mais en examinant au contraire le passage de la frontière et l'expérience de l'altérité de Juives et Juifs allemands ayant pu fuir la persécution nazie et s'étant exilés en Bolivie. Elle met ainsi l'accent sur l'impact identitaire de l'altérité et sur la création d'idéaux physiques. Au regard de l'alternance entre soi et l'autre, *Verena Triesethau* met en relation la lecture philosophique de l'interaction sexuelle du corps avec le concept d'intercorporéité, et interroge ainsi le ressenti du soi dans la relation à ce qui est étranger. De cette manière, elle analyse l'expérience sexuelle et le souhait d'une union des corps sous la forme du franchissement intentionnel et nécessaire d'une frontière.

Dans la quatrième partie relative *au contrôle et à la violence*, l'historienne et germaniste *Nina Régis* croise elle aussi des réflexions phénoménologiques avec des enjeux concernant la violence physique de la faim, susceptible de transformer la perception de frontières corporelles. Les violences infligées aux corps font également l'objet de la contribution historique de *Sarah Ehlers*, qui étudie les liens entre la formation d'un régime frontalier et la lutte contre une maladie. Le sociologue *Fabio Santos* traite quant à lui de passages frontalier·ière·s impliquant des routes dangereuses, à travers des courants ou une végétation impénétrable. Il met ainsi en lumière le fait que les frontières extérieures de l'UE, situées « aux extrêmes confins », s'avèrent souvent mortelles.

En définitive, il est donc possible d'étudier la relation entre corps et frontières à travers un ensemble de perspectives interdisciplinaires prenant en considération le passé tout comme le présent, par le biais d'approches multiples, comme le démontre cette synthèse des diverses contributions constituant l'ouvrage. En les croisant, il a été possible de faire émerger des connaissances relatives à la capacité sensible de faire l'expérience des frontières, aux pratiques qui les engendrent, ainsi qu'à leur matérialité. Les contributions révèlent, d'une part, en quoi l'analyse des frontières permet de déployer des approches spécifiques du corps et, d'autre part, l'impact des pratiques liées à leur traversée. Les analyses de l'ex-

périence, de l'espace et de la violence, ainsi que les perspectives théoriques portant sur le corps et les frontières, font apparaître de la sorte des liens inattendus entre les différents objets, disciplines et perspectives. Les réflexions de toutes les auteures et de tous les auteurs annoncent ainsi de prometteuses recherches à venir, issues de différentes disciplines, à travers des analyses relevant aussi bien de l'histoire que du temps présent. Étudier plus précisément les limitations et les transgressions, tout en croisant les disciplines est, par conséquent, susceptible de permettre un enrichissement analytique et conceptuel de ces différents champs d'étude.

Bibliographie

- Augé, Marc. *Nicht-Orte*. München: Beck, 2014.
- Baberowski, Jörg et Gabriele Metzler. *Gewalträume: Soziale Ordnungen im Ausnahmezustand*. Francfort-sur-le-Main: Campus Verlag, 2012.
- Bedorf, Thomas. « Leibliche Praxis. Zum Körperbegriff der Praxistheorien. » Dans *Praxis denken: Konzepte und Kritik*. Édité par Volker Schürmann et Jörg Volbers, 129–51. Wiesbaden: Springer VS, 2015.
- Bielefelder Graduiertenkolleg Sozialgeschichte, éd., *Körper macht Geschichte – Geschichte macht Körper: Körpergeschichte als Sozialgeschichte*. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 1999.
- Birnbacher, Leonhard. *Arbeit an der Erfahrung: Zum deutschen Weg aus der kriegsgesellschaftlichen Moderne 1943–1949*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2020.
- Bretschneider, Falk, Ariane Jossin et Teresa Koloma Beck, (éd) *Gewalt vor Ort: Raum – Körper – Kommunikation = Violence située: espace – corps – communication*. Francfort-sur-le-Main, New York: Campus Verlag, 2019.
- Canning, Kathleen. « Problematische Dichotomien. » *Historische Anthropologie* 10, n° 2 (2002): 163–182.
- Certeau, Michel de. *Kunst des Handelns*. Berlin: Merve, 1988.
- Chickering, Roger. « Drei Gesichter des Kaiserreiches. Zu den großen Synthesen von Wolfgang J. Mommsen, Hans-Ulrich Wehler et Thomas Nipperdey. » *Neue Politische Literatur* 41 (1996): 364–375.
- Christ, Michaela. « Gewaltforschung. Ein Überblick. » *Aus Politik und Zeitgeschichte* 67, n° 4 (2017): 9–15.
- Collins, Randall. *Violence: A micro-sociological theory*. Princeton: Princeton University Press, 2009.
- Corbin, Alain. *Le miasme et la jonquille: L'odorat et l'imaginaire social, XVIII^e–XIX^e siècles*. Paris: Flammarion, 2008 [1978].
- Davis, Belinda, Thomas Lindenberger et Michael Wildt. « Einleitung. » Dans *Alltag, Erfahrung, Eigensinn: Historisch-anthropologische Erkundungen*. Édité par Belinda Davis, Thomas Lindenberger et Michael Wildt, 11–28. Francfort-sur-le-Main: Campus, 2008.
- Döring, Jörg et Tristan Thielmann, éd., *Spatial Turn: Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Bielefeld: transcript Verlag, 2008.

- Duden, Barbara. *Geschichte unter der Haut: Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*. Stuttgart: Klett-Cotta, 1991 [1987].
- « Geschichte unter der Haut. » Dans *Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie*. Édité par Sabine Hark, 35–51. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2001.
 - « Somatisches Wissen, Erfahrungswissen und < diskursive > Gewissheiten. Überlegungen zum Erfahrungsbegriff aus der Sicht der Körper-Historikerin. » Dans *Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffs in der Geschlechtergeschichte*. Édité par Marguérite Bos, Bettina Vincenz et Tanja Wirz, 25–35. Zürich: Chronos, 2004.
 - « Frauen-< Körper >. » Dans *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie*. Édité par Ruth Becker et Beate Kortendiek, 601–15. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010.
- Eisch-Angus, Katharina. *Grenze: Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums*. München: Inst. für Volkskunde, Komm. für Bayer. Landesgeschichte, 1996.
- Eitler, Pascal. « Einführung: Gewaltverhältnisse – eine körpergeschichtliche Perspektive. » *Body Politics* 1, n° 2 (2013): 163–183.
- Fileborn, Bianca et Rachel Loney-Howes. *#Metoo and the politics of social change*. Cham: Palgrave Macmillan, 2019.
- Foucault, Michel. « The Subject and Power. » *Critical Inquiry* 8, n° 4 (1982): 777–795.
- « Zum Begriff der Übertretung. » Dans *Schriften zur Literatur*. Édité par Michel Foucault, 69–89. Francfort-sur-le-Main: Suhrkamp, 1988.
 - *Der Gebrauch der Lüste – Sexualität und Wahrheit 2*. Francfort-sur-le-Main: Suhrkamp, 1989.
 - *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses*. Francfort-sur-le-Main: Suhrkamp, 1994 [1977].
 - *Der Wille zum Wissen*. Francfort-sur-le-Main: Suhrkamp, 2017 [1987].
- Fuchs, Thomas. *Leib, Raum, Person: Entwurf einer phänomenologischen Anthropologie*. Stuttgart: Klett-Cotta, 2000.
- Goffman, Erving. *Das Individuum im öffentlichen Austausch: Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*. Francfort-sur-le-Main: Suhrkamp, 1982 [1974].
- Gudehus, Christian et Michaela Christ, éd., *Gewalt: Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung et Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH, 2013.
- Gugutzer, Robert. « Grenzerfahrungen: zur Bedeutung von Leib und Körper für die personale Identität. » *Psychologie und Gesellschaftskritik* 25, n° 1 (2001): 69–102.
- Gugutzer, Robert, Gabriele Klein et Michael Meuser, éd., *Handbuch Körpersoziologie: Band 2: Forschungsfelder und Methodische Zugänge*. Wiesbaden: Springer VS, 2017.
- Hess, Sabine, éd., *Grenzregime: Diskurse, Praktiken, Institutionen in Europa*. Berlin: Assoziation A, 2012.
- Hess, Sabine et Matthias Schmidt-Sembdner. « Grenze als Konfliktzone – Perspektiven der Grenzregimeforschung. » Dans *Grenzforschung: Handbuch für Wissenschaft und Studium*. Édité par Maria Klessmann, Hannes Krämer et Dominik Gerst, 190–205. Baden-Baden: Nomos, 2020.
- Hirsch, Jennifer S. et Shamus Khan. *Sexual citizens: A landmark study of sex, power, and assault on campus*. New York: W.W. Norton & Company, 2020.

- Hirschhausen, Béatrice von, Hannes Grandits, Claudia Kraft, Dietmar Müller et Thomas Serrier. *Phantomgrenzen: Räume und Akteure in der Zeit neu denken*. Göttingen: Wallstein Verlag, 2015.
- Holquist, Peter. *Making war, forging revolution: Russia's continuum of crisis, 1914–1921*. Harvard: Harvard University Press, 2002.
- Johnson, Corey et Reece Jones. « The biopolitics and geopolitics of border enforcement in Melilla. » *Territory, Politics, Governance* 6 (2016): 61–80.
- Jureit, Ulrike. *Das Ordnen von Räumen: Territorium und Lebensraum im 19. und 20. Jahrhundert*. Hamburg: Hamburger Edition HIS, 2016.
- Jütte, Robert. *Geschichte der Sinne: Von der Antike bis zum Cyberspace*. München: Beck, 2000.
- Kleinmann, Sarah, Arnika Peselmann et Ira Spieker, éd., *Kontaktzonen und Grenzregionen: Kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Leipzig: Leipziger Uni-Verlag, 2020.
- Koloma Beck, Teresa. « Gewalt | Raum. » *Soziale Welt* 67, n° 4 (2016): 431–450.
- Komlosy, Andrea. *Grenzen: Räumliche und soziale Trennlinien im Zeitenlauf*. Wien: Promedia Verlag, 2018.
- Kracauer, Siegfried. *Straßen in Berlin und anderswo*. Francfort-sur-le-Main: Suhrkamp, 2020.
- Lefebvre, Henri. *La production de l'espace*. Paris: Anthropos, 1974.
- Lindemann, Gesa. « Gewalt als soziologische Kategorie. » *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* 101, n° 4 (2015): 501–512.
- Lindenberger, Thomas et Alf Lüdtke. « Physische Gewalt – eine Kontinuität der Moderne. Einleitung. » Dans *Physische Gewalt: Studien zur Geschichte der Neuzeit*. Édité par Thomas Lindenberger et Alf Lüdtke, 7–38. Francfort-sur-le-Main: Suhrkamp, 2016 [1995].
- Lorenz, Maren. *Leibhaftige Vergangenheit: Einführung in die Körpergeschichte*. Tübingen: Edition Diskord, 2000.
- Löw, Martina. *Raumsoziologie*. Francfort-sur-le-Main: Suhrkamp, 2001.
- Lüdtke, Alf. *Alltagsgeschichte: Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*. Francfort-sur-le-Main: Campus, 1989.
- Maier, Charles S. « Consigning the Twentieth Century to History: Alternative Narratives for the Modern Era. » *The American Historical Review* 105, n° 3 (2000): 807–831.
- Mailänder Koslov, Elissa. « Work, Violence and Cruelty. » *L'Europe en Formation* 357, n° 3 (2010): 29.
- Mannocchi, Francesca. « Torture, rape and murder: inside Tripoli's refugee detention camps. » *The Guardian*, 03. 11. 2019. <https://tinyurl.com/t45yu8hs>.
- Merleau-Ponty, Maurice. « Das Auge und der Geist (1961). » Dans *Raumtheorie: Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Édité par Jörg Dünne et Stephan Günzel, 180–94. Francfort-sur-le-Main: Suhrkamp, 2006.
- Missfelder, Jan-Friedrich. « Quand l'histoire passe par le corps. Sens, signification et sensorialité au service d'une anthropologie historique. » *Trivium*, n° 27 (2017).
- Nixon, Rob. *Slow violence and the environmentalism of the poor*. Cambridge, MA, London: Harvard University Press, 2013.
- Ratzel, Friedrich. *Politische Geographie*. München: Oldenbourg, 1897.
- Sack, Robert D. « Human Territoriality: A Theory. » *Annals of the Association of American Geographers* 73, n° 1 (1983): 55–74.

- Schmid, Christian. *Stadt, Raum und Gesellschaft: Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2010.
- Schroer, Markus. « Körper und Raum – Grenzverläufe. » *Leviathan* 31, n° 3 (2003): 401–416.
- Schütz, Alfred et Ilja Srubar, éd., *Theorie der Lebensformen: (frühe Manuskripte aus der Bergson-Periode)*. Francfort-sur-le-Main: Suhrkamp, 1981.
- Simmel, Georg. « Der Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft. » Dans *Grenzsoziologie. Die politische Strukturierung des Raumes*. Édité par Monika Eigmüller et Georg Vobruba, 9–17. Wiesbaden: Springer VS, 2016.
- Smeulers, Alette, Maartje Weerdesteijn et Barbora Holá, éd., *Perpetrators of international crimes: Theories, methods, and evidence*. Oxford: Oxford University Press, 2019.
- Staudt, Kathleen A., Tony Payan et Z. A. Kruszewski, éd., *Human rights along the U.S.-Mexico border: Gendered violence and insecurity*. Tucson: University of Arizona Press, 2009.
- Steets, Silke. « Raum. » Dans *Handbuch Körpersoziologie: Band 2: Forschungsfelder und Methodische Zugänge*. Édité par Robert. Gugutzer, Gabriele. Klein et Michael Meuser, 97–101. Wiesbaden: Springer VS, 2017.
- Tanner, Jakob. « Wie machen Menschen Erfahrungen? Zur Historizität und Semiotik des Körpers. » Dans *Körper macht Geschichte – Geschichte macht Körper: Körpergeschichte als Sozialgeschichte*. Édité par Bielefelder Graduiertenkolleg Sozialgeschichte, 16–34. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 1999.
- Theweleit, Klaus. *Das Lachen der Täter: Breivik u.a. Psychogramm der Tötungslust*. St. Pölten: Residenz Verlag, 2015.
- Van Houtum, Henk et Ton van Naerssen. « Bordering, Ordering and Othering. » *Tijdschrift voor economische en sociale geografie* 93, n° 2 (2002): 125–136.
- Waldenfels, Bernhard. *Der Spielraum des Verhaltens*. Francfort-sur-le-Main: Suhrkamp, 1980.
- Wehrle, Maren. « Normale und normalisierte Erfahrung. » Dans *Dem Erleben auf der Spur: Feminismus und die Philosophie des Leibes*. Édité par Hilge Landweer et Isabella Marcinski, 235–56. Bielefeld: transcript Verlag, 2016.
- Wilson, Thomas M. et Hastings Donnan. *A companion to border studies*. Malden, MA: Wiley Blackwell, 2016.

I. Überschreitung von Grenzen – Les franchissements de frontières

Grenzüberschreitungen: Räumliches Polizieren, körperliche Erfahrungen und die Bedeutung des Nationalen an der deutsch-französischen Grenze um 1900

À la fin du XIX^e siècle, les violations de frontière prenaient une place plus importante dans les débats politiques et juridiques, les relations internationales et les médias. Alors que les conceptions de l'intégrité territoriale reposaient souvent sur des métaphores corporelles, cette contribution analyse les effets des nouvelles pratiques de contrôle de la frontière sur les corps. Des nouveaux commissaires spéciaux, établis par l'administration allemande d'Alsace-Lorraine en 1888, souvent originaires d'Alsace et convaincus de participer à une grande mission patriotique, observaient les transfrontalièr·e·s, leur apparence et leur manière de se déplacer dans le borderland, tout en les catégorisant suivant des critères nationaux d'appartenance et de loyauté. Les conflits qui en résultaient provoquaient des débats au sein de la presse. Ces rapports sur les incidents de frontière marquaient par conséquent la perception de la frontière, l'idée d'un territoire national et d'une nation spatialement limitée.

Die deutsche Annexion Elsass-Lothringens im Jahr 1871, Resultat des Deutsch-Französischen Krieges, brachte eine neue Grenze hervor.¹ Diese Grenze des gerade gegründeten Deutschen Kaiserreichs sollte der politischen Rhetorik zufolge militärstrategisch als »Glacis« fungieren, also ein Bollwerk gegenüber Frankreich bilden.² Die Konzeption, die dem Festungsbau entlehnt war, suggerierte Linearität und Eindeutigkeit. Doch erst in den 1880er Jahren erhielt die Grenze eine Materialität,³ indem Steine und gusseiserne Grenzzeichen mit der Aufschrift »France« oder »Deutsches Reich« in der Landschaft platziert wurden. Von diesen

1 Siehe ausführlicher auch meine Studie *Zwischenfälle im Reichsland. Überschreiten, Polizieren, Nationalisieren der deutsch-französischen Grenze (1887–1914)* (Frankfurt am Main, New York: Campus, 2021).

2 Dabei ging es nicht nur um die Sicherheit des Reichslands, sondern des ganzen Reichs. Reichskanzler Otto von Bismarck und auch seine Nachfolger bezeichneten die Grenze immer wieder als »Glacis«.

3 Damit sind Artefakte gemeint, die einerseits praktisch hergestellt werden, andererseits in Form dinglicher Logiken Handlungen strukturieren (vgl. Marian Füssel, »Die Materialität der Frühen Neuzeit: Neuere Forschungen zur Geschichte der materiellen Kultur«, *Zeitschrift für Historische Forschung* 42 (2015): 450.) Erst die »Grenzdinge« ermöglichten eine Überschreitung.

»Grenzdingen« berichteten beim alltäglichen Patrouillieren in der Grenzregion deutsche und französische Zoll-, Forst- oder Polizeibeamte den höheren Behörden, um Beschädigungen zu melden, und prägten sich somit eine lineare Grenze ein. Eine ständige Instandhaltungskommission, die Begehungen, Verhandlungen und Vermessungen vornahm, besserte kontinuierlich nach, da ansonsten die Sichtbarkeit der Grenze gefährdet wurde, die wiederum wichtig war, um Grenzüberschreitungen überhaupt bestimmen zu können.⁴

Grenzüberschreitungen gewannen in diesem Zeitraum und an dieser Grenze an Brisanz. Der deutsch-französischen Grenze kam dabei eine besondere Bedeutung zu: Im Gegensatz zu anderen Reichsgrenzen war sie neu und umstritten. Darüber hinaus stellte sie, da das Reichsland unmittelbar dem Kaiser unterstellt war, eine genuine *Reichsgrenze* dar und nicht die Grenze eines deutschen Einzelstaats. Doch die Loyalität der Bewohner*innen, die durch die Annexion deutsche Staatsangehörige geworden waren, unterlag Zweifeln.⁵ Aus diesem Grund existierte hier eine rigorose »Germanisierungspolitik«, um die Region in eine »deutsche Kulturprovinz« umzuwandeln.⁶ Die Grenze sollte demnach in dieser Hinsicht eine Trennung durchsetzen und gewissermaßen als Loyalitätsgrenze zu Frankreich fungieren.

Daneben gab es noch einen anderen Aspekt, der Grenzüberschreitungen in diesem Zeitraum so brisant werden ließ. Ausführlich diskutierte die Staatsrechtslehre über ein neues Verhältnis zwischen Staat, Gebiet und Nation. Der Straßburger Jurist Paul Laband sprach davon, dass ein Angriff auf einen Einzelstaat zugleich das Reich verletze und dies besonders im Fall von Elsass-Lothringen gelte, weil dieses das Reich verkörpere.⁷ Georg Jellinek führte aus, es sei das »Sein des Staates selbst«, das aus einer Gebietsverletzung eine »Verletzung der angegriffenen Staatspersönlichkeit« mache.⁸ Die Ansicht, dass der Staat durch sein Territorium verkörpert werde, er also ein Gebiet *war*, machte Grenzverletzungen demnach besonders gravierend. Hugo Preuß formulierte noch deutlicher, »eine Verletzung des Reichsgebiets« sei »eine Verletzung des Reichs selbst, nicht eines Besitzobjekts desselben« und entspreche somit »einer

4 Deutsch-französische Grenz-Regulierungs-Kommission, 13. Mai 1877, Politisches Archiv des Auswärtigen Amts 359 C 38 (im Folgenden PA/ AA).

5 Vgl. Detmar Klein, »Battleground of Cultures: Politics of Identities and the National Question in Alsace under German Imperial Rule (1870–1914)«, *Revue d'Alsace* 132 (2006): 4.

6 »Germanisierungsmaßnahmen« bestanden etwa im Austausch von Beamten, Sprachregelungen und dem Verbot pro-französischer Ausdrucksformen, vgl. François Roth, *Alsace-Lorraine. Histoire d'un »pays perdu« de 1870 à nos jours* (Paris: Tallandier, 2016), 48.

7 Paul Laband, *Das Staatsrecht des Deutschen Reiches* (Tübingen: Laupp, 1876), 194, 580.

8 Georg Jellinek, *Das Recht des modernen Staates* (Berlin: Häring, 1905), 384f.

Körperverletzung nicht einem Eigentumsdelikt.⁹ Diese Idee territorialer Integrität erforderte eine exakte Definition der räumlichen Ausdehnung des Staates und eine neue Form der Grenzkontrolle, für die die Grenze gut sichtbar sein musste.

Körpermetaphern in der Bestimmung des nationalen Territoriums fanden sich bereits in der Figur der *Germania*, die seit den 1860er Jahren zunehmend öffentlich »germanische Wehrhaftigkeit« symbolisierte.¹⁰ Im Kontext des Deutsch-Französischen Krieges wandte sich die *Zeitung für Norddeutschland* gegen Frankreich, »das unserer Mutter Germania schon lange im Elsaß und Lothringen auf den Saum des Kleides tritt«,¹¹ um für eine Annexion der Regionen zu plädieren. Die Nationalismusforschung hat derartige Allegorien eingehend beschrieben und ist auch auf andere Zusammenhänge von Körper und Nation in Turnbewegung, Militärfeiern oder Bevölkerungspolitik eingegangen.¹² Doch soll es hier um einen anderen Aspekt von Körpern, Grenze und Nation gehen: Die körperliche Dimension der staatlichen Praxis der Grenzkontrolle, die in diesem Zeitraum begann, nach nationalen Kriterien zu erfolgen.

Nach einem außenpolitisch angespannten Krisenjahr, in dem ein neuer deutsch-französischer Krieg möglich schien, nahmen 1888 auf der deutschen Seite der Grenze fünf neuartige Polizeieinstitutionen ihren Dienst auf. Sie entstanden in Analogie zu den französischen Polizeistellen, in denen *commissaires spéciaux* die Grenze kontrollierten.¹³ Von diesen deutschen Grenzpolizeistellen aus, die in Bahnhöfen angesiedelt waren, sollten fortan Grenzpolizeikommissare

-
- 9 Hugo Preuß, *Gemeinde, Staat, Reich als Gebietskörperschaften: Versuch einer deutschen Staatskonstruktion auf Grundlage der Genossenschaftstheorie* (Berlin: Scientia, 1964 [1889]), 349.
- 10 Stilbildend war hier das Bild des Malers Lorenz Clasen »Germania auf der Wacht am Rhein« von 1860, die ihren kämpferischen Blick nach Frankreich richtete, vgl. Joseph Jurt, »Historische Repräsentationen nationaler Identität«, in *Nation als Stereotyp: Fremdwahrnehmung und Identität in deutscher und französischer Literatur*, hg. Ruth Florack (Tübingen: De Gruyter, 2000), 135.
- 11 Lothar Gall, »Zur Frage der Annexion von Elsass und Lothringen 1870«, *Historische Zeitschrift* 206 (1968): 280ff.
- 12 Vgl. George L. Mosse, *Nationalismus und Sexualität: Bürgerliche Moral und sexuelle Normen* (München: Carl Hanser Verlag, 1985), 65. Vgl. Jakob Vogel, »Militärfeiern in Deutschland und Frankreich als Rituale der Nation (1871–1914)«, in *Nation und Emotion: Deutschland und Frankreich im Vergleich 19. und 20. Jahrhundert* (hg. Étienne François, Hannes Siegrist, Jakob Vogel (Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1995)). Vgl. Malte König, »Geburtenkontrolle: Abtreibung und Empfängnisverhütung in Frankreich und Deutschland, 1870–1940«, *Francia – Forschungen zur westeuropäischen Geschichte* 38 (2011).
- 13 Schreiben Bezirkspräsident Lothringen an Ministerium für Elsass-Lothringen, 4. Jul 1887, Archives Départementales du Bas-Rhin 69 AL 313 (im Folgenden ADBR). Schreiben Bezirkspräsident Lothringen an Ministerium für Elsass-Lothringen Abteilung des Innern, 27. Apr 1887, ADBR 69 AL 313. Vgl. Olivier Forcade, »Considération sur le renseignement, la défense nationale et l'État secret en France aux XIXe et XXe siècles«, *Revue historique des armées* 247 (2007), 4.

Grenzgänger*innen beobachten und Bericht erstatten.¹⁴ Somit war ihre Tätigkeit vorrangig als »Beobachtungsdienst« gekennzeichnet, stellte aber zugleich gewissermaßen einen Nachrichtendienst dar: Was die höhere Verwaltung von der Grenze erfuhr, erfuhr sie von den Grenzpolizeikommissaren. Mit dieser Art der Wissensproduktion können die Polizeistellen als Orte der Strategie verstanden werden – angelehnt an Michel de Certeau meint dies Orte, von denen eine Kontrolle über den Raum ausgeht und die auf strategischem Wissen basieren.¹⁵ In den folgenden Jahren entstanden zunehmend mehr Stationen zur territorialen Überwachung in verschiedenen Kontexten, wobei ähnliche Grenzpolizeistellen an anderen deutschen Grenzen sich am Vorbild Elsass-Lothringen orientierten.¹⁶

In den kleinen Polizeidienststellen in Elsass-Lothringen taten engagierte, patriotische Beamte, die durchaus elsässischer Herkunft sein konnten, ihren Dienst und erachteten es als ihre Aufgabe, das nationale Territorium zu schützen. Dies lässt sich am besten an Grenzpolizeikommissar Jakob Ludwig Wittwer erkennen, der in seiner Schrift *Die politische Polizei und das französische Polizeikommissariat* darlegte, das Staatsgebiet werde in seiner äußeren und inneren Sicherheit bedroht, und der immer wieder betonte, alles zu seinem Schutze beitragen zu wollen.¹⁷ Bei diesen *street-level bureaucrats*¹⁸ – Michael Lipsky bezeichnet so diejenigen, die in alltäglichen Begegnungen Regelungen umsetzen und für Bürger*innen den Staat erst erfahrbar machen – handelte es sich um die Letztverantwortlichen vor Ort, die der Grenze praktische Gestalt und Wirkmächtigkeit innerhalb ihrer Ermessensspielräume verliehen. Sie prägten dabei die Praxis der Grenzkontrolle maßgeblich, auch indem sie eigenmächtig von den wenigen Vorgaben der Reichslandverwaltung abwichen und neue Standards etablierten. Ihre Einstellungen und ihr Aufgabenverständnis waren demnach ausschlaggebend für die Realität und Erfahrbarkeit der Grenzkontrolle.

In den 1880er Jahren nahmen sowohl in Deutschland als auch in Frankreich allgemein Kontrollmaßnahmen zu, die die Nation gegen Gefahren schützen

14 Anweisung betreffend den Dienstbetrieb der Grenzpolizeistellen, 16. Feb 1888, ADBR 69 AL 313.

15 Vgl. Manfred Zmy, *Orte des Eigenen, Räume des Anderen: Zugänge zum Werk von Michel de Certeau aus raumphilosophischer Perspektive* (Göttingen: Cuvillier, 2014), 24f., 31.

16 Seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts entstanden Auswandererkontroll- und Registrierstationen, Grenzämter der Deutschen Feldarbeiterzentrale oder medizinische Checkpoints in den Kolonien. Ab den 1890er Jahren gab es Grenzpolizeistellen an der preußisch-russischen und preußisch-niederländischen Grenze. Etwa um 1913 wurden Beamte anderer deutscher Staaten nach Elsass-Lothringen entsandt, um dort den Grenzpolizeidienst zu erlernen.

17 Jakob Ludwig Wittwer, *Die politische Polizei und das französische Polizeikommissariat* (Straßburg: Schultz, 1900) 45, 56.

18 Michael Lipsky, *Street-Level Bureaucracy: Dilemmas of the Individual in Public Services* (New York: Russell Sage Foundation, 1980).

sollten und die auf genauen Definitionen von Staatsangehörigkeit basierten.¹⁹ Derartige Kontrollen erfolgten ab 1888 auch an der deutsch-französischen Grenze. An ihnen lässt sich nachvollziehen, wie die Bedeutung des Nationalen sich im konkreten staatlichen Handeln ausdrückte und wie vor Ort und in einer breiten Öffentlichkeit darum gerungen wurde. Wenn Nationen in Anschluss an Benedict Anderson als imaginierte Gemeinschaften zu betrachten sind, stellt sich die Frage, inwiefern diese Konstruktion handlungsleitend und für verschiedene Akteur*innen erfahrbar wurde.²⁰ Somit kann nicht einfach von einer *national-staatlichen* Grenze ausgegangen werden, in der Staat und Nation zur Deckung gebracht würden. Stattdessen geht es um Handlungslogiken und Deutungskämpfe. Verschiedene Akteur*innen auf verschiedenen Ebenen spielten dabei eine Rolle, deren Handeln und Sinnhorizonte sich in so unterschiedlichen Quellen wie Polizei- und Zeitungsberichten, diplomatischer Korrespondenz, parlamentarischen Debatten, Postkarten und Literatur finden lassen.²¹ Es waren mehrere Faktoren, die die deutsch-französische Grenze als Grenze der Nation etablierten und plausibel machten, dass Kontrollen nach nationalen Kriterien stattfanden: die politische Konzeption einer Trennlinie zugunsten der nationalen Sicherheit, die Praktiken vor Ort – das Kategorisieren von Grenzgänger*innen und das Polizieren, das die Grenze körperlich erfahrbar machte – und die medialen Echos, die die Ereignisse vor Ort mit nationaler Bedeutung versahen.²²

Grenzkontrolle und -überschreitungen, darum geht es im Folgenden, hatten in mehrerlei Hinsicht körperliche Dimensionen. Denn erstens zielten die Praktiken der Grenzkontrolle nicht allein auf Papiere der Grenzgänger*innen, sondern entscheidend auch auf ihre Körper ab, die damit einen Ort politischer Konflikte und gesellschaftlicher Ordnungsversuche darstellten.²³ Grenzen zeichnen sich dadurch aus, dass machtvolle Akteur*innen an ihnen Unter-

19 Ilse About und Vincent Denis, *Histoire de l'identification des personnes* (Paris: La Découverte, 2010), 70.

20 Vgl. Benedict Anderson, *Die Erfindung der Nation: Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts* (Frankfurt am Main, New York: Campus, 2005). Eine solche Herangehensweise entzieht sich zudem den ideengeschichtlichen Konzeptionen, »Nationsentwürfen« und Typologien.

21 Diese finden sich in den Beständen der Reichslandverwaltung sowie den französischen Verwaltungen in den Archives Départementales du Haut-Rhin, Archives Départementales du Bas-Rhin, Archives Départementales du Territoire de Belfort, im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes, im Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde und den Archives Diplomatiques des Ministère des Affaires Étrangères. Für eine Untersuchung auf verschiedenen Ebenen, ausgehend von der Grenze selbst, plädieren *border* und *borderland studies*, vgl. Hastings Donnan und Thomas Wilson, *Borders: Frontiers of Identity, Nation and State* (Oxford: Berg, 1999), 21.

22 Die Idee einer dreifachen Raumproduktion durch Konzeptionen, Praktiken und Repräsentationen orientiert sich an Henri Lefebvre, *La production de l'espace* (Paris: Anthropos, 1974).

23 Vgl. Pascal Eitler, »Einführung: Gewaltverhältnisse: Eine körpergeschichtliche Perspektive«, *BodyPolitics* 1, 2 (2013): 179, mit Verweis auf Michel Foucault.

scheidungen zwischen Menschen treffen, die diese überschreiten wollen. Hier war das Entscheidende, dass fortan hauptsächlich *nationale* Unterscheidungen getroffen wurden. Im Sinne dieses nationalen *Othering* wurden Grenzgänger*innen *an* der Grenze definiert, kategorisiert und kontrolliert.²⁴ Nicht nur, dass die Grenze so körperlich erfahrbar war, auch stellten zweitens die Praktiken der Grenzkontrolle und Grenzüberschreitung selbst körperliche Praktiken dar:²⁵ Die Grenzpolizeibeamten legten Praktiken des Befragens, Kontrollierens, Durchsuchens oder Zurückweisens an den Tag, die Grenzgänger*innen wiederum konnten sich die Grenze auf vielfältige Weise praktisch aneignen, etwa indem sie sie als Möglichkeit, sich staatlicher Verfolgung zu entziehen, räumlich nutzten. Grenzüberschreitungen und -kontrolle müssen demnach als Interaktionen mit Menschen und Dingen gefasst werden. Gerade an Orten der Grenzpassage, wie etwa an Bahnhöfen, erweisen sich Grenzen somit als aktives Gefüge.²⁶ Drittens hatten die körperlichen Praktiken vor Ort ein mediales Echo, das gerade auch die Körper der Grenzgänger*innen in Szene setzte: Die Aushandlungsprozesse – insbesondere wenn sie zu Konflikten führten – führten zu medialen Resonanzen innerhalb der sich herausbildenden Massenpresse, die dazu beitrug, »öffentliche Meinung herzustellen«.²⁷ Zeitungen unterschiedlicher Reichweite bezogen sich innerhalb eines transnationalen Kommunikationsraums aufeinander und diskutierten intensiv die Vorfälle an der Grenze. Dabei standen in diesen Debatten um Zweckmäßigkeit und Existenzberechtigung der nationalen Grenze Fragen der Gewalt und körperlichen Integrität im Mittelpunkt. So hatte das Zusammenspiel von Grenzkontrolle und Grenzüberschreitung in der Konzeption, den Praktiken und der Repräsentation grundlegend körperliche Dimensionen, die hier an dieser Grenze eine nationale Bedeutung erhielten.

24 Der Begriff »Othering«, maßgeblich durch Gayatri Chakravorty Spivak geprägt, hebt darauf ab, wie Unterscheidungen, Distanzierungen und Klassifizierungen als »fremd« »den Anderen« hervorbringen.

25 Praktiken sind immer auch als sinnlich und körperlich zu begreifen, vgl. dazu: Christian Schmid, *Stadt, Raum und Gesellschaft: Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes* (Stuttgart: Steiner, 2010), 210ff. Vgl. Alf Lüdtkke, »Einleitung«, in *Herrschaft als soziale Praxis: Historische und sozial-anthropologische Studien*, hg. Ders. (Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1991), 14f., 17. Vgl. Lucas Haasis und Constantin Rieske, »Historische Praxeologie: Zur Einführung«, in *Historische Praxeologie: Dimensionen vergangenen Handelns* (hg. Dies.) (Paderborn: Ferdinand Schöningh, 2015), 26.

26 Vgl. Anja Breljak, »Subjektivierungsgefüge Grenzkontrolle: Warten, sich ausweisen, weitergehen?«, *movements* 3, 1 (2017), 205f.

27 Frank Bösch, *Mediengeschichte: Vom asiatischen Buchdruck zum Fernsehen* (Frankfurt am Main, New York: Campus, 2011), 17. Dominik Geppert, *Pressekriege: Öffentlichkeit und Diplomatie in den deutsch-britischen Beziehungen (1896–1912)* (München: Oldenbourg, 2007).

Das Polizieren verdächtiger Körper

Wie kontrollierte die neuartige Grenzpolizei nun die unterschiedlichen Grenzgänger*innen? Zunächst, indem sie die Grenzbevölkerung, die *commissaires spéciaux* und andere französische Beamte sowie Reisende beobachtete, was die vorrangige polizeiliche Technik im 19. Jahrhundert darstellte.²⁸ Dies geschah auf eine zielgerichtete und interpretierende Art und Weise, die Spürsinn, Augenmaß, Intuition und analytischer Kompetenz bedurfte, etwas, das in der Logik der Polizei nur geschulte Polizeibeamte konnten, denn dieser Blick erforderte Erfahrung: Um dabei Verdächtige erkennen zu können, mussten sie die sinnliche Wahrnehmung mit entsprechenden Wissensbeständen – etwa über »Verbrechertypen« – verkoppeln.²⁹ Die Grenzpolizeikommissare als Praktiker vor Ort verstanden sich dahingehend als Pioniere und Experten: Sie waren es, die hier Verdächtigkeit in einem nationalen Sinne definierten und nicht nur einen polizeilichen Blick, sondern einen *border gaze* entwickelten, der sich auf körperliche Merkmale und vermeintlich auffälliges Verhalten richtete.³⁰ Die Praktiken des Beobachtens, Erfassens und Klassifizierens von Körpern und Bewegungen machten also die Grundlage einer Überwachung der Grenze aus.³¹

Kurz nach Errichtung der Grenzpolizeistellen galt von 1888 bis 1891 an der deutsch-französischen Grenze ein »Passzwang«, währenddessen ins Reichsland Reisende in Bahnhöfen und auf Landstraßen Pässe mit einem Visum der deutschen Botschaft in Paris vorzeigen mussten. In diesem Zusammenhang erprobten die Grenzpolizeibeamten verschiedene Identifikationspraktiken, um die Pässe ihren Besitzer*innen zweifelsfrei zuordnen zu können. Ende des 19. Jahrhunderts entwickelten sich neue Techniken des (Wieder)Erkennens von Menschen anhand körperlicher Merkmale. Wichtig war vor allem die von Alphonse Bertillon in Paris entwickelte Anthropometrie, die ein Körpermessverfahren, Fotografien und ein Signalement mit einer Beschreibung nach neuen Kriterien (etwa Beschaffenheit von Iris und Ohren) und der Aufnahme besonderer Kennzeichen (etwa Narben und Tätowierungen) beinhaltet.³² Grenzpolizei-

28 Vgl. Rebekka Habermas, *Diebe vor Gericht, Die Entstehung der modernen Rechtsordnung im 19. Jahrhundert* (Frankfurt am Main, New York: Campus, 2008), 99.

29 Vgl. Carlo Ginzburg, *Spurensicherung: Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst* (Berlin: Wagenbach, 1995), 38. Peter Becker, »Randgruppen im Blickfeld der Polizei: Ein Versuch über die Perspektivität des ›praktischen Blicks‹«, in *Archiv für Sozialgeschichte* 32 (1992).

30 Vgl. Breljak, »Subjektivierungsgefüge«, 209.

31 Vgl. Sven Reichardt, »Einführung: Überwachungsgeschichte(n): Facetten eines Forschungsfeldes«, in *Geschichte und Gesellschaft* 42 (2016), 11.

32 Bei der Bertillonage ging es insbesondere um das Wiedererkennen von Wiederholungstätern, vgl. Peter Becker, »Vom ›Haltlosen‹ zur ›Bestie‹: Das polizeiliche Bild des ›Verbrechers‹ im 19. Jahrhundert«, in »Sicherheit und ›Wohlfahrt‹: Polizei, Gesellschaft und Herrschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Hg. Alf Lüdtke (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1992), 123. About,

kommissar Jakob Ludwig Wittwer verfasste eine *Signalementslehre*, in der es ihm wie Bertillon um Techniken des Erkennens von Menschen anhand ihrer Körperteile, Haltung und Gesichtszüge ging.³³ Dafür gab Wittwers Buch, das auch Zeichnungen enthielt, ein Vokabular an die Hand, um »diese verschiedenen Arten mit ganz bestimmten, stereotypen Ausdrücken zu benennen«.³⁴ Damit war er nicht nur einer derjenigen polizeilichen Akteure, die in den 1880er Jahren international Maßnahmen zur Identifizierung weiterentwickelten und dabei biometrische Verfahren anwendeten, um Körper von Verdächtigen genau beschreiben, auseinanderhalten und wiedererkennen zu können, sondern er übertrug diese Techniken auch auf die Grenzkontrolle. Wittwer war der Ansicht, dass erst wenn Erkennen und Wieder-Erkennen beherrscht würden, man »im Stande [wäre] die Authentizität der Legitimationspapiere u.s.w. zu prüfen und dabei festzustellen, ob die Urkunde von ihrem richtigen Inhaber benützt« werde, denn es sei das zentrale Interesse von »Gaunern« mithin »für eine ganz andere Individualität gelten zu können«.³⁵ Wittwer, der Methoden weiterentwickelte, die vorrangig Anwendung im Bereich der Kriminalpolizei fanden, verglich hier also die Identitätsprüfung von Reisenden an der Grenze zum Schutz der Nation mit dem Erkennen von »Verbrechern«. Diese Bestrebungen sind auch als Versuch zu werten, die Grenzpolizeistelle als moderne, wissenschaftlich fundierte Behörde zu inszenieren, ähnlich wie es in diesem Zeitraum für die Kriminalpolizei galt. Beide unterstrichen ihre Techniken, Details zu analysieren und damit Kategorisierungen und Ordnungen herzustellen, auch im Sinne einer Zurschaustellung der praktischen und institutionellen Wirksamkeit.³⁶

Doch war dieses Vorgehen in der Praxis weniger komplex und umso fehleranfälliger. Obwohl er einen von der deutschen Botschaft visierten Pass vorzeigte, wurde etwa der Fabrikant Georges Koechlin aus Belfort 1888 in der Grenzpolizeistelle Altmünsterol zurückgewiesen: »Der neue Kommissar hatte, um seine Zustimmung [zur Grenzpassage] zu verweigern, eine leichte Differenz im Si-

Identification des personnes, 76f. Mit Bertillon wurden elf körperliche Maße wie Spannweite der Arme, Länge der Finger oder Breite des Kopfes zum Standard. Später wurde das Verfahren von der Daktyloskopie abgelöst, vgl. Jens Jäger, »Erkennungsdienstliche Behandlung: Zur Inszenierung polizeilicher Identifikationsmethoden um 1900«, in *Geschichtswissenschaft und der ›performative turn‹: Ritual, Inszenierung, ›performance‹ vom Mittelalter bis zur Neuzeit*, Hg. Jürgen Martschukat/Steffen Patzold (Wien: Böhlau, 2003), 211 f.

33 Jakob Ludwig Wittwer, *Signalements-Lehre* (Straßburg: Schultz, 1888), 8: Sie sei ein Beitrag, »den Beamten mehr zu befähigen, seine Pflicht zum Wohle des Vaterlandes und der gesamten Menschheit besser erfüllen zu können«.)

34 Ebd., 6. Es enthielt Beschreibungen von Statur, Haltung, Schultern, Gesicht, Gesichtsform und -farbe, Stirn, Nase, Augen, Wangen, Mund, Lippen, Kinn, Bart und besonderen Kennzeichen wie Narben oder Muttermalen.

35 Ebd., 7.

36 Vgl. dazu Jäger, »Erkennungsdienstliche Behandlung«, 210–11.

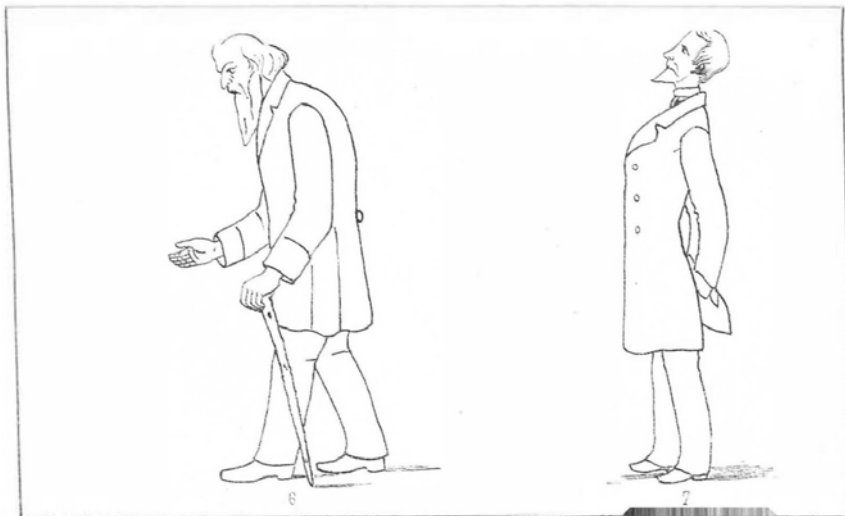


Abb. 1: Jakob Ludwig Wittwer, Signalements-Lehre. Straßburg: Schultz, 1888, 29.

gnalement vorgeschützt.«³⁷ Anscheinend hatten Äußeres und Signalement einander nicht entsprochen, da Koechlin einen Bart trug, obwohl die Beschreibung ihn als bartlos auswies. Über die Pässe die Körper der Individuen lesbar zu machen, konnte also aufgrund der vergleichsweise wenig elaborierten Identifizierungstechniken scheitern, sodass in der Feststellung der Staatsangehörigkeit Zweifel bestehen blieben. Dabei war genau diese zentral geworden. Ob jemand passieren durfte, lag folglich im Ermessen der Grenzpolizeikommissare, die sich nicht nur auf die Pässe sondern vor allem ihre Einschätzung verließen und dies eben auch am Körper der Reisenden festmachten. Wenn Grenzgänger*innen angaben, die deutsche Staatsangehörigkeit zu besitzen, sei entscheidend, wie Grenzpolizeikommissar Wittwer formulierte, dass der Beamte der »festen Überzeugung« sein müsse, »daß die betreffende Person deutsch ist«.³⁸

Nach Ende des »Passzwangs« konnten Grenzgänger*innen in den meisten Fällen die Grenze ungehindert und ohne systematische Kontrollen passieren. Dies galt jedoch nicht für alle Personen. Kontrolliert wurden vor allem diejenigen, die die Grenzpolizeibeamten als »Zigeuner« kategorisierten. Dabei bezog

37 »Le nouveau commissaire avait allégué pour opposer un refus, une légère différence dans le signalement.« [Übersetzung S.F.] Schreiben commissaire spécial an Ministère de l'Intérieur, 29. Nov. 1888, Archives Diplomatiques du Ministère des Affaires Étrangères 3 ADP/ 36 (im Folgenden AD/ MAE). Schreiben Polizeikommissar Gropengießler an Ministerium für Elsass-Lothringen, 3. Dez 1888, ADBR 87 AL 399. *Le XIXe Siècle*, 12. Dez 1888, ADBR 87 AL 399.

38 Schreiben Grenzpolizeikommissar Wittwer an Ministerium für Elsass-Lothringen, 5. Mär 1890, ADBR 87 AL 437.

sich das »Erkennen« vor allem auf die körperliche Erscheinung.³⁹ Ein Grenzpolizeikommissar fragte etwa einen Mann nach Papieren, der ein »zigeunerartiges Aussehen hatte und mit einem Zigeunerkarren umherzog.«⁴⁰ Diese Kategorisierung führte dazu, dass der polizeiliche Zugriff ebenso jene treffen konnte, die sich selbst als Romnja und Roma, Sintizze und Sinti, Manouches oder Kalé bezeichneten, wie auch Vagabund*innen oder ambulante Gewerbetreibende.⁴¹ Auch eine reichsweite Verfügung von 1886, die die »Zigeunerplage« eindämmen sollte, hantierte mit dieser Definition der körperlichen Erscheinung.⁴² Die Zirkularverfügung beinhaltete zudem erstmals eine Unterscheidung zwischen deutschen und ausländischen »Zigeunern«, wodurch sie die soziale Kategorie des Vagabunden, die einen wichtigen Bestandteil der antiziganistischen Bezeichnung ausgemacht hatte, mit der nationalen Dimension des Ausländers kombinierte.⁴³ Während nicht-deutsche »Zigeuner« an der Grenze zurückgewiesen werden sollten, konnte zwar reichsangehörigen Reisenden, die so kategorisiert wurden, der Grenzübertritt nicht verwehrt werden, aber sie hatten überzeugend nachzuweisen, dass sie deutsche Staatsangehörige waren. Um die Staatsangehörigkeit zu ermitteln, griffen die Polizeibeamten auf körperliche Durchsuchungen zurück, um an Papiere dieser Menschen zu gelangen. Zur »Erlangung der [...] erforderlichen Legitimationspapiere und Urkunden, die den Anträgen auf Ausweisung stets beizufügen sind«, war dem Bezirkspräsidenten von Colmar zufolge eine »sofortige Durchsuchung der Kleidungsstücke und der etwa mitgeführten Wohn- pp. Wagen vorzunehmen [...], da ihre Vorzeigung auf alleiniges Befragen kaum zu erwarten sein wird.«⁴⁴ Bei dem körperlich eingreifenden Vorgehen gegenüber den als »Zigeuner« kategorisierten handelte es sich also um einen aus der Bewegungsweise und dem äußeren Erscheinungsbild abgeleiteten

39 Vgl. Becker, »Vom ›Haltlosen‹ zur ›Bestie‹«, 110. Neben die Beschreibung von Körpern zur Identifikation trat hier die Annahme der zeitgenössischen Kriminologie, dass eine Erkennbarkeit des Charakters anhand des Körpers möglich war.

40 Schreiben Grenzpolizeikommissar Steinmetz an Kreisdirektor Altkirch, 13. Mär 1908, Archives Départementales du Haut-Rhin 1 AL 1 2212 (im Folgenden ADHR).

41 Deshalb kommt man nicht ohne die rassistische Fremdzuschreibung »Zigeuner« aus, da die so konstruierte Gruppe nicht mit Angehörigen der verschiedenen Romgruppen in eins zu setzen ist. So erweckt »Sinti und Roma« den Eindruck einer homogenen Personengruppe und umfasst auch nicht die mobilen Unterschichten, die die Polizei teils als »Zigeuner« kategorisierte.

42 Vgl. Marion Bonillo, »Zigeunerpolitik« im Deutschen Kaiserreich 1871–1918 (Frankfurt am Main: Lang, 2001), 97, 240.

43 Vgl. Laurent Dornel, »Bohémiens, Tsiganes et nomades: La construction d'une figure particulière de l'étranger au XIX siècle«, in *Études Tsiganes* 3, 47 (2011): 22. Leo Lucassen, *Zigeuner: Die Geschichte eines polizeilichen Ordnungsbegriffes in Deutschland 1700–1945* (Köln: Böhlau, 1996), 11f.

44 Schreiben Bezirkspräsident Colmar an Kreisdirektor Altkirch, 10. Apr 1908, ADHR 1 AL 1 1299.

»Passzwang«, der über die allgemeine Passpflichtigkeit zwischen 1888 und 1891 hinaus Bestand hatte.

Neben der Zuordnung von Papieren und ihren Besitzer*innen durch körperliche Beschreibung sowie Kategorisierung durch die äußere Erscheinung, um die nationale Zugehörigkeit zu ermitteln, entwickelten die Grenzpolizeibeamten Wahrnehmungsschemata, mit denen sie vermeintlich illoyale Grenzgänger*innen erkennen konnten. An der Kleidung erkannten sie katholische Geistliche, die verdächtig waren, weil der katholische Klerus im Reichsland als besonders profranzösisch galt.⁴⁵ Daneben konnten sie auch weitere, eigene Kategorien von Personengruppen schaffen, deren nationale Loyalität fragwürdig schien. So berichtete Grenzpolizeikommissar Wittwer wiederholt von »jüdischen Handelsleuten«. In seinem Bericht über eine Auseinandersetzung mit dem Reisenden Neuburger formulierte Wittwer:⁴⁶ »Neuburger schrie aber, vielmehr brüllte förmlich« und führte – nicht zum ersten Mal – eine weitere anwesende Person ein, die das Verhalten Neuburgers mit den Worten kommentiert haben sollte: »Ist das ein frecher, unverschämter Jude.« Wittwer mutmaßte weiterhin, ob Neuburger »einen so[lchen] Charakter« habe, ob er angetrunken oder »krankhaft aufgeregten Geistes war«, hob also die Emotionalität und Unruhe des Handlungsreisenden hervor, und brachte sein Verhalten in Zusammenhang mit Alkohol oder pathologischer Veranlagung. Dies entsprach populären antisemitischen Vorstellungen Ende des 19. Jahrhunderts: Juden wurden mit übertriebener Nervosität in Verbindung gebracht und auch das Motiv des jüdischen Händlers oder Hausierers, der herumreiste und verdächtig viele Verbindungen hatte, war gängig.⁴⁷ Wittwer beschwerte sich über das »Verhalten der jüdischen Handelsleute aus Frankfurt, die mit jedem Tage dreister und unverschämter auftreten«. ⁴⁸ Der Grenzpolizeikommissar lastete diesen Fabrikanten oder Handelsvertretern an, französische Propaganda zu betreiben oder sich der Wehrpflicht entzogen zu haben.⁴⁹ So wurden diese so in ihrer körperlichen Erscheinung und Verhaltensweise charakterisierten Grenzgänger besonders scharf kontrolliert und in vielen Fällen zurückgewiesen.

45 Vgl. Günter Riederer, *Feiern im Reichsland: Politische Symbolik, öffentliche Festkultur und die Erfindung kollektiver Zugehörigkeiten in Elsaß-Lothringen (1871–1918)* (Trier: Kliomedica, 2004), 44, 252ff.

46 Schreiben Kreisdirektor an Ministerium für Elsaß-Lothringen/ Abteilung des Innern mit Bericht Grenzpolizeikommissar Wittwer, 29. Mai 1890, ADBR 87 AL 437.

47 Vgl. etwa Klaus Hödl, *Die Pathologisierung des jüdischen Körpers: Antisemitismus, Geschlecht und Medizin im Fin de Siècle* (Wien: Picus, 1997).

48 Schreiben Grenzpolizeikommissar Wittwer an Kreisdirektor Altkirch, 30. Jan 1889, ADBR 87 AL 436.

49 Schreiben Grenzpolizeikommissar Wittwer an Kreisdirektor Metz, 30. Jan 1889, ADBR 87 AL 436. Schreiben Grenzpolizeikommissar Wittwer an Ministerium für Elsaß-Lothringen, 3. Feb 1889, ADBR 87 AL 436.

Zudem gerieten Menschen in den Fokus der Grenzpolizei, die auffällige Bewegungsmuster in der Grenzregion an den Tag legten: Sie standen im Verdacht, Spionage zu betreiben. Die Grenzpolizeibeamten registrierten, wenn jemand mit dem Zug fuhr, um dann zu Fuß weiterzuwandern oder sich vor der Grenze absetzen zu lassen. Ungewöhnliche Reisewege oder auch der Eindruck, die Person wolle der Überwachung aus dem Weg gehen, führten zum Verdacht der Spionage.⁵⁰ Fotografen, die in der Grenzregion, insbesondere in der Nähe von Festungsanlagen umherreisten, zogen Aufmerksamkeit auf sich. Verdachtsmomente bestanden auch, wenn Menschen dubiose Zuverdienste zu haben schienen, sich für Straßen, Schienen oder Manöver interessierten oder einfach ihre körperliche Erscheinung suspekt war.⁵¹ Aber auch Grenzbewohner*innen konnten in Verdacht stehen, Spionen oder französischen Offizieren zu helfen und ihnen die Gegend zu zeigen.⁵² Unter Rückgriff auf Informant*innen innerhalb der Grenzbevölkerung, die helfen sollten, die »Stimmung« zu begreifen und Verdächtige auszumachen, weitete die Grenzpolizei ihren Blick im *borderland*⁵³ – damit ist die Region auf beiden Seiten der Grenze gemeint – stetig aus. So war neben der Überprüfung der nationalen Zugehörigkeit in Form der Staatsangehörigkeit eine Loyalitätsperformanz⁵⁴ an der Grenze in Form von Bewegungen, gezeigten Emotionen und körperlichen Attributen ausschlaggebend.

Es gab also ein polizeiliches »Erkennen« an der deutsch-französischen Grenze, das maßgeblich auf dem Beobachten und Kategorisieren der körperlichen Erscheinung, Verhaltens- und Bewegungsweise von Grenzgänger*innen basierte. Dabei kategorisierten die Grenzpolizeibeamten die Reisenden, schufen Stereotype und können somit als entscheidende Akteure eines nationalstaatlichen *Othering* an der Grenze begriffen werden. In seinem Buch zum französischen Polizeikommissariat formulierte Grenzpolizeikommissar Wittwer: »Die größte Kunstleistung des politischen Polizeibeamten liegt darin, Personen richtig zu beurteilen.«⁵⁵ Der polizeiliche Blick produzierte an der Grenze Kategorien von im nationalen Sinne verdächtigen Grenzgänger*innen – und dies machte sich an ihrem Körper fest.

50 Bericht Polizeirat Bauer der Centralpolizeistelle über den Franzosen Cassal, 21. Jul 1905, ADBR 87 AL 5901.

51 Bericht commissaire spécial Montbéliard, Aug 1895, AD/ MAE 3 ADP 45.

52 Bericht Centralpolizeistelle, 30. Okt 1905, ADBR 87 AL 5901.

53 Vgl. Michiel Baud und Willem van Schendel, »Toward a comparative history of borderlands«, in *Journal of World History* 8, 2 (1997), 216, 220.

54 Vgl. Jana Osterkamp und Martin Schulze Wessel, »Texturen von Loyalität: Überlegungen zu einem analytischen Begriff«, in *Geschichte und Gesellschaft* 42 (2016), 556.

55 Wittwer, Signalements-Lehre, 67.

Körperliche Erfahrungen und Aneignungen der Grenze

Was bedeuteten die Praktiken der Kontrolle nun für die Grenzgänger*innen? Reisende wurden am Bahnsteig beobachtet. Während des »Passzwangs« durchsuchten die Grenzpolizeikommissare ihr Gepäck, befragten sie oder prüften ihre Ausweisdokumente. Das Prozedere war für die Kontrollierten ebenso ungewohnt wie empörend. Gerade Frauen, deren Staatsangehörigkeit im Falle einer Heirat vom Ehemann abhängig war, kannten oft aufgrund der komplizierten Regelungen nach der Annexion Elsass-Lothringens ihre eigene Staatsangehörigkeit oft nicht und wussten nicht, was die neuen Maßnahmen in der Konsequenz für sie bedeuteten. Vor allem ökonomisch und sozial besser gestellte Reisende empfanden die polizeilichen Maßnahmen als Affront: Sie fühlten sich wie »Verbrecher« behandelt. So führte etwa der Fabrikant Rudolf Herz in der liberalen *Frankfurter Zeitung* aus, der Polizeikommissar habe ihn behandelt, »als ob er irgend eines Verbrechens verdächtig wäre«. ⁵⁶ Insbesondere stellte der Artikel heraus, dass es sich dabei um eine ehrverletzende Behandlung gehandelt habe: Papiere prüfen, Befragen und Durchsuchen begriff er als ein Vorgehen, das eigentlich Verbrechern galt. Pässe waren im 19. Jahrhundert zwar zur Legitimation von Mobilität, nicht aber so sehr zur Identifikation nötig gewesen, wobei nationale Zugehörigkeit keine Rolle gespielt hatte – diese wurde erst jetzt an dieser Grenze das entscheidende Kriterium. Stattdessen waren Fragen des sozialen Standes, das Anliegen der Kriminalitätsbekämpfung, die Kontrolle sozialer Randgruppen oder politisch Verdächtiger von Bedeutung gewesen. ⁵⁷ So sah sich Herz vermutlich in die Nähe verdächtiger Unterschichten gerückt. Dass hier eben nicht nach sozialen, sondern nach nationalen Kriterien und unmittelbar *an* der Grenze kontrolliert wurde, war eine neue und auch körperliche Erfahrung.

Nach Ende des »Passzwangs« konnte die Mehrzahl der Grenzgänger*innen die Grenze zwar unbehelligt passieren, doch erfuhren sie die Grenze nun situativ. Für die Grenzbevölkerung war dies etwa in der Konfrontation mit Grenzpolizei-, Forst- oder Zollbeamten der Fall. Denn wenn die Bewohner*innen eigenen, teils seit dem Mittelalter bestehenden religiösen, sozialen oder ökonomischen Raumbezügen folgten und sich damit nicht an der linearen, nationalen Ordnung orientierten, kam es zu Konflikten: Im Alltag war das *borderland* wesentlich verflochtener, als es die klare Trennlinie suggerierte. Bei Konfrontationen zwi-

56 Reichstag, Stenographische Berichte, 21. Sitzung, 17. Januar 1889, Schenk von Stauffenberg, 454ff.

57 Vgl. Andreas Fahrmeir, »Paßwesen und Staatsbildung im Deutschland des 19. Jahrhunderts«, in *Historische Zeitschrift* 271 (2000), 60f. Vgl. Gérard Noiriel, *Die Tyrannei des Nationalen: Sozialgeschichte des Asylrechts in Europa* (Lüneburg: Klampen, 1994), 34, 41. Sebastian Conrad, *Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich* (München: C.H. Beck, 2006), 65f.

schen Beamten und Menschen, die schmuggelten, wilderten oder Holz stahlen (oder dieser Delikte verdächtigt wurden), auf Straßen, im Wald oder in den Bergen kam es regelmäßig zu körperlicher Gewalt in Form von Ohrfeigen, Schlägen oder dem Einsatz von Waffen.⁵⁸ So im Fall eines Konflikts um Holzdiebstahl am *Col du Bonhomme*: Dabei ging es um einen französischen Förster, der »unter Drohungen den Versuch gemacht hat[te], einem deutschen Holzhauer einen holzbeladenen Wagen zu entziehen.«⁵⁹ Während der Forstbeamte angab, von den deutschen Delinquenten auf französischem Gebiet umzingelt und bedroht worden zu sein,⁶⁰ sagte der Holzhauer aus, der Forstbeamte sei »in voller Uniform mit einem Revolver in der Hand auf ihn zugelaufen« und habe ihm zugerufen »er solle halten, oder er würde schießen.«⁶¹ In einem anderen Fall wurde im Sommer 1909 ein Hirte, dessen Rinderherde versehentlich die Grenze überschritten hatte, von deutschen Zollbeamten nicht nur mit dem Revolver bedroht, sondern auch so stark geohrfeigt, dass er acht Tage lang keine feste Nahrung zu sich nehmen konnte.⁶² Allerdings handelte es sich dabei nicht unbedingt um *grenzspezifische* Gewalt – kam es doch auch andernorts zu Konflikten zwischen Staatsmacht und Unterschichten. Hier jedoch fanden derartige Vorkommnisse, bei denen Staatsangehörigkeit und Territorium eine Rolle spielten, Eingang in umfangreiche diplomatische Korrespondenzen, in denen es zu Nationalisierungen kam: Es handelte sich in dieser Lesart nicht so sehr um soziale Zusammenstöße, sondern um nationale Konflikte.

Die verschiedenen Beamten nutzten die territoriale Unterscheidung mitunter für ihre Zwecke, indem sie Verfolgte auf »ihr« Territorium zogen. Dabei kam es immer wieder zu langwierigen diplomatischen Verhandlungen. Im Dezember 1912 zogen französische Zollbeamte den Reichsangehörigen Eugen Binder auf französisches Gebiet.⁶³ Nach dessen Angaben hatte ein Unbekannter ihn überredet, Pakete mit Zigarren an die Grenze zu bringen, ihn dann aber gepackt und über die Grenze zu ziehen versucht. Eine weitere Person habe ihm Ketten umgelegt und ihn auf französisches Gebiet geschleppt. Im französischen Zollamt hätten die Unbekannten erklärt, Zollbeamte zu sein und ihn auf französischem Boden ergriffen zu haben. Bei diesem Vorgehen überschritten also die Beamten selbst, ungeachtet der Tatsache, dass es verboten war, die Grenze in Uniform zu

58 Mit Gewalt ist hier eine absichtlich herbeigeführte, unfreiwillig und schmerzhaft erfahrene Verletzung des Körpers gemeint, vgl. Eitler, »Einführung«, 165.

59 Schreiben Auswärtiges Amt an Deutsche Botschaft, 31. Jan 1908, PA/ AA Paris 361.

60 Schreiben Ministère des Affaires Étrangères an Deutsche Botschaft, 8. Apr 1908, PA/ AA Paris 361.

61 Schreiben Auswärtiges Amt an Deutsche Botschaft, 31. Jan 1908, PA/ AA Paris 361.

62 Schreiben Ministère des Affaires Étrangères an Deutsche Botschaft, 16 Jul 1910, AD/ MAE 131 CPOM 110.

63 Schreiben Auswärtiges Amt an Deutsche Botschaft, 31. Dez 1912, PA/ AA 362b.

überschreiten, die Grenze. Nachdem Forstbeamte anlässlich eines Holzdiebstahls die Grenze vermutlich um 20 Meter (absichtlich oder versehentlich) überschritten hatten, nahm eine folgende diplomatische Untersuchung über zehn Monate in Anspruch.⁶⁴ Grenzverletzungen, wie sie ja auch die Staatsrechtslehre bestimmte, stellten ein ernstes Problem dar und mussten außenpolitisch genauestens verhandelt werden. Fand dabei eine gewaltsame körperliche Auseinandersetzung statt, war das Problem umso ernster.

Grenzgänger*innen konnten sich der Grenze in Form räumlicher Taktiken auch eigensinnig bedienen,⁶⁵ indem sie das Verbot für die Beamten, die Grenze in Uniform zu überschreiten, nutzten. Beispielsweise versuchten Schmuggler*innen oder Deserteure, aber auch Kontrahenten aus Dörfern dies- und jenseits der Grenze, die etwa Ehrkonflikte austrugen, auf diese Weise, sich dem staatlichen Zugriff zu entziehen.⁶⁶ Dazu überquerten sie die Grenze in dem Wissen, dass es den Beamten nicht erlaubt war, ihnen zu folgen. 1911 hieß es beim Auswärtigen Amt, dass französische Holzdiebe in Banden auf deutschem Gebiet stehende Baumstämme fällten und sich auf französische Seite der Grenze bewegten, sobald ein deutscher Forstbeamter auftauche.⁶⁷ Deutsche Holzfäller handelten ähnlich, sodass schließlich ein deutsch-französisches Abkommen über die Verfolgung dieser Delikte geschlossen werden musste.⁶⁸

Neben dieser Art pragmatischer Nutzung gab es auch Grenzgänger*innen, die sich den symbolischen Gehalt der Grenze aneigneten und ganz bewusst den nationalen Sinn aufgriffen.⁶⁹ Ihnen ging es um eine kleinräumige Inszenierung nationaler Differenz: So überschritten deutsche Tourist*innen fasziniert die Grenze und kauften sich französische Trikoloren, um diese etwa mit nach Berlin zu nehmen.⁷⁰ Vor allem aber waren es Soldaten, die Postkarten in die Briefkästen jenseits der Grenze warfen, die Inschriften ihrer Regimenter auf der anderen

64 Bericht Auswärtiges Amt, 30. Sep 1908, ADBR 47 AL 148,7.

65 Es waren auch nicht nur Beamte, die Grenzbewohner*innen angriffen, dies war auch andersherum der Fall. Im Winter 1895/96 töteten Schmuggler beispielsweise einen deutschen Zollbeamten, vgl. Jean-Claude Fombaron, »Les incidents de frontière au col du bonhomme au travers de la presse française«, in *Bulletin de la société d'histoire du canton de Lapoutroie val d'Orbey* (2000): 55.

66 Acten-Notiz Kanzlei Bezirkspräsident Collmar zu einer Beschwerde der Ambassade française, 15. Apr 1884, ADHR 8 AL 1 9418.

67 Schreiben Auswärtiges Amt an Deutschen Botschafter, 11. Apr 1911, PA/ AA 362b.

68 Ministère de l'Intérieur an Ministère des Affaires Étrangères, 27. Apr 1911, AD/ MAE 131 CPOM 110.

69 Ähnlich hat Peter Sahlins gezeigt, dass moderne Nationen eben nicht vom Zentrum aus errichtet und in der Peripherie durchgesetzt wurden, sondern ein Resultat von Aushandlungen waren, bei denen auch lokale Interessen eine Rolle spielten, Peter Sahlins, *Boundaries: The making of France and Spain in the Pyrenees* (Berkeley: California Press, 1991).

70 *Oberelsässische Landes-Zeitung*, 18. Jul 1906, ADHR 01 AL 1 2094.

Seite hinterließen oder Provokationen inszenierten.⁷¹ Dabei verfügten sie über ein ganzes Arsenal körperlicher Grenzpraktiken. Allein, sich auf die andere Seite zu begeben und die Grenze um wenige Schritte zu überschreiten, also den eigenen Körper hinter die Grenzsteine und -zeichen zu bewegen, wurde als Provokation in Szene gesetzt. Einige machten gar obszöne Gesten im Beisein von Publikum.⁷² Hier konnte es um Männlichkeitsbeweise oder Mutproben gehen, aber auch um politisch-symbolische Gesten der Drohung gegenüber Soldaten oder Beamten der anderen Nation. So bedienten sie sich zwar ebenfalls der Grenzmarkierung für eigene Zwecke, aber unter Rückgriff auf ihre nationale Logik und Bedeutung.

Während die meisten Grenzgänger*innen nach Ende der Passpflichtigkeit ohne größere Schwierigkeiten die Grenze überschreiten konnten, machten als »Zigeuner« Polizierte ganz andere Erfahrungen. Derart kategorisierte Gruppen wurden regelmäßig an der Grenze aufgerieben, da sowohl deutsche als auch französische Beamte sie am Grenzübertritt zu hindern versuchten. Im Sommer 1907 erreichte etwa eine Gruppe von 34 Personen mit drei Pferden und drei Wagen, die von Frankreich aus kam und die deutsche Staatsangehörigkeit besaß, jedoch keine Papiere vorweisen konnte, den französischen Grenzort Petit-Croix. Die französische Grenzpolizei bewachte die Grenze, um sicherzustellen, dass die Gruppe französisches Territorium verließ. Doch die deutschen Beamten versuchten ihrerseits, den Grenzübertritt zu verhindern und drohten gar mit Waffengewalt: Dem französischen *commissaire spécial* zufolge lud ein deutscher Gendarm sein Gewehr mit der Ansage, er werde das Feuer auf den ersten »Zigeuner« eröffnen, der seinen Fuß auf deutsches Gebiet setze.⁷³

Immer wieder führten diese Situationen dazu, dass diese Grenzgänger*innen *auf der Grenze* zwischen den »Grenzdingen« stillgestellt wurden. Für diese Gruppen selbst hatte das Vorgehen gravierende Konsequenzen: Unabhängig davon, ob sie fest in Gemeinden wohnten oder ihre Lebensweise mobil war, ob sie Verwandte besuchten, Handelsbeziehungen unterhielten oder weiträumige Reisen unternahmen, ihre Bewegungsweise wurde empfindlich gestört oder verhindert. Nicht nur, dass die enge Bewachung sie zum Stillstand zwang, das räumliche Polizieren der beiden Grenzpolizeien konnte auch zu existentiellen

71 So hinterließen Soldaten Inschriften am französischen Zollhäuschen: »Diehl 10 Kompagnie 2 bad. Grenadier-Regiment Kaiser Wilhelm I Nr. 110 Vive la France« (Gendarmeriebericht, Sep 1895, ADHR 8 AL 1 9418).

72 Schreiben Ministère de l'Intérieur an Ministère des Affaires Étrangères, 2. Sep 1895, AD/MAE 3 ADP 54.

73 Telegramm commissaire spécial Petit-Croix an Administrateur du Territoire de Belfort, 6. Aug 1907, Archives Départementales du Territoire de Belfort 4 M 101 (im Folgenden ADTB). Telegramm commissaire spécial Petit-Croix an Ministère de l'Intérieur und Administrateur du Territoire de Belfort, 7. Aug 1907, ADTB 4 M 101. Bericht commissaire spécial adjoint Petit-Croix an Administrateur du Territoire de Belfort, 7. Aug 1907, ADTB 4M 101.

körperlichen Entbehrungen führen. Im Fall einer Gruppe, die im Mai 1912 für längere Zeit auf der Grenze verharren musste, waren es dem Bittschreiben eines Familienvaters zufolge insbesondere die Kinder, die auf diese Weise Hunger litten.⁷⁴ Auch gewalttätige Konflikte mit Dorfbewohner*innen waren keine Seltenheit.⁷⁵ Für diese Grenzgänger*innen wurde die Grenze somit zu einem Nicht-Ort,⁷⁶ der durch die polizeilichen Praktiken entstand, keinen Zugang zum Recht und keine Möglichkeit zur Sicherung des Lebensunterhalts bot und an dem sie dem Ermessen der Behörden vollständig ausgeliefert waren.

Es gab also eine Differenz der Erfahrung der unterschiedlichen Grenzgänger*innen und verschiedene taktische Optionen, räumliche oder symbolische Umgangsweisen mit der Grenze. Für verschiedene Reisende hatte die Grenzkontrolle nach nationalen Kriterien unterschiedliche körperliche und auch räumliche Effekte. Die Grenze wurde erfahrbar, wenn Menschen, die mitunter ganz anderen Raumlogiken folgten, mit der nationalen Ordnung in Form von Grenzdingen und -beamten in Berührung kamen. Darüber hinaus war sie ein Ort, an dem Grenzgänger*innen mit ihrer Staatsangehörigkeit auf eine Weise konfrontiert wurden, die sie entweder kränken und empören oder auch in ihren gewohnten oder geplanten Bewegungsweisen massiv einschränken konnte. Dabei kam es nicht darauf an, ob sie ihrer eigenen Staatsangehörigkeit selbst Bedeutung beimaßen, sich mit der Nation identifizierten oder ganz andere Zugehörigkeitsgefühle hatten. Das Nationale wurde im Zusammentreffen mit der Grenzpolizei in Form juristischer, administrativer und polizeilicher Kategorien körperlich wirksam und die Grenzgänger*innen konnten sich dieser nationalen Logik des Zugriffs an der Grenze kaum entziehen.

Bilder und Berichte von Grenzgewalt

Die deutsch-französische Grenze erhielt in diesem Zeitraum sowohl in Deutschland als auch in Frankreich in großem Maße mediale Aufmerksamkeit. Es existierten zahlreiche Ansichtskarten, die die »Grenzdinge« – Steine und Zeichen – in Szene setzten. Zusammen mit Zeitungsberichten transportierten sie Bilder und Berichte von der Grenze in weite Teile des Deutschen Reichs und nach Frankreich und schufen transnationale Echoräume der Ereignisse an der Grenze. So konnte sich die regionale und überregionale, elsässische, deutsche und französische Öffentlichkeit über Sinn, Zweck und Funktionsweise der Grenze

74 Bittschreiben Demetri an Administrateur du Territoire de Belfort, 10. Mai 1912, ADTB 4 M 101, Schreibweise im Original.

75 Telegramm Gendarm an Administrateur du Territoire de Belfort, 17. Mai 1912, ADTB 4 M 101.

76 Marc Augé, *Nicht-Orte* (München: Beck, 2010).

verständigen. Es gab visuelle und narrative Darstellungen, die immer auch darauf abhoben, dass hier eine *körperliche* Erfahrung stattfand, etwa Ansichtskarten, die die Zollkontrolle als körperliche Durchsuchung darstellten.⁷⁷ Zwischenfälle an der Grenze fanden regelmäßig Eingang in die Berichterstattung. Während in den meisten überregionalen deutschen Zeitungen Fälle von Grenzverletzungen eher routiniert besprochen wurden, waren insbesondere französische überregionale Zeitungen voller Kritik an unrechtmäßiger und teils spektakulärer Grenzgewalt.

Dies bezog sich zum einen auf die Grenzbevölkerung. Gerade die französische auflagenstarke Boulevardpresse versah die Zusammenstöße zwischen Wilderern oder Schmuggler*innen und staatlichen Beamten mit einer nationalen Semantik: Es handelte sich in diesen Darstellungen nicht so sehr um einen sozialen, als vielmehr um einen nationalen Gegensatz. Die Pariser Tageszeitung *Le Journal* titelte etwa: »Un français tué par un garde-chasse allemand. À cinquante mètres sur le territoire annexé.«⁷⁸ Und im *Petit Journal* fand sich 1900 eine Illustration, die einen deutschen Gendarm zeigt, dessen Fuß eine als Linie dargestellte Grenze berührte, die noch dazu mit einem Grenzpfahl in den Farben der französischen Trikolore gekennzeichnet war (wofür es keine reale Entsprechung gab), der einem jungen Mann, ebenfalls in den Farben der Trikolore gekleidet, in den Rücken schoss.⁷⁹ Hier kam es also durch Empörung und Dramatisierung zu einer Nationalisierung der beteiligten Personen, der Vorfälle und des Territoriums, denn die Gewalt, die auch Konflikte zwischen ländlicher Bevölkerung und staatlichen Beamten andernorts kennzeichnete, bekam hier eine spezifische Funktion: Die deutsch-französische Grenze selbst, wie sie durch die Annexion entstanden war, erschien als unrechtmäßig, gefährlich, brutal und umkämpft. Elsässer*innen, die sich vermeintlich sämtlich Frankreich zugehörig fühlten, waren an der Grenze einer *deutschen* Gewalt ausgesetzt.

Diese Darstellungsstrategie fand auch bei den Reisenden Verwendung. Illustrationen kritisierten den ungewohnten polizeilichen Eingriff in die körperliche Integrität während des »Passzwangs« und seine Unverhältnismäßigkeit: So durchsuchten im *Troupier*⁸⁰ zwei deutsche Gendarmen einen Mann nach seinen Papieren, während die Bildunterschrift sie ironisch sagen ließ: »Ein Pass, das reicht nicht! Erlauben Sie, dass wir uns versichern, dass sie nichts Verdächtiges ins große Deutsche Reich einführen.« Die Karikatur thematisierte also die Rhe-

77 Etwa »Nos douaniers à la frontière. Une arrestation de contrebandiers«, in: André Larger, *Belfort autrefois: 1871-1914* (Belfort: Horvath, 1987), 19.

78 *Le Journal*, 16. Mär 1909, AD/ MAE 131 CPOM 110. »Ein Franzose von einem deutschen Jagdaufseher getötet. Fünfzig Meter auf annektiertem Territorium« [Übersetzung S.F.].

79 *Le Petit Journal, Supplement illustré*, »Enfant tué par un gendarme prussien«, 4. Mär 1900.

80 »Un passeport, cela n'est pas suffisant! Permettez, Monsieur, que nous nous assurions si vous n'entrez rien de suspect contre le grand Empire Germanique« [Übersetzung S.F.] *Le Troupier* »À la frontière d'Alsace-Lorraine. Nouvelles formalités«, 7. Jun 1888.

torik nationaler Sicherheit, die neue Verdächtigkeit im Sinne der nationalen Loyalität und die Praxis der körperlichen Durchsuchung, wobei sie zugleich die Willkür der Unterbeamten unterstrich, die den »Eintritt« in das Reichsgebiet kontrollierten. Immer wieder ging es in der französischen Presse auch um Frauen, die an der Grenze zurückgewiesen wurden, daraufhin in Ohnmacht fielen oder herzerreißende Schreie ausstießen.⁸¹ Berichte schilderten körperliche Reaktionen wie Zittern oder Tränen und stellten ihnen die mitleidlose Gewalt der deutschen Beamten in Form von Schubsen und Ohrfeigen gegenüber. Auf diese Weise verdeutlichte sich die Brutalität der Grenze in zweierlei Hinsicht: als empörender Eingriff in die körperliche Integrität, aber auch als emotionale, schmerzhaftes Zumutung. Die »arme Elsässerin«, die seit der Annexion Elsass-Lothringens als Allegorie der *provinces perdues* fungierte, stand, vor allem in revanchistischen Darstellungen, für das »Leiden« des Elsasses und kam in unzähligen Variationen vor.⁸² Über die Körper von Frauen wurde hier also zugleich die territoriale Integrität der französischen Nation verhandelt.

Doch waren die Passmaßnahmen nicht nur in der französischen und elsässischen Öffentlichkeit umstritten. Auch die liberale deutsche Presse kritisierte das Vorgehen. Hier tauchten Schilderungen drangsaliertes Reisender – etwa die des Rudolf Herz und auch Geschichten zurückgewiesener Elsässerinnen – auf, die teils der französischen Presse entnommen waren: Die Empörung war durchaus grenzüberschreitend. Vor allem aber hieß es, Grenzkontrollen brächten die Gefahr mit sich, dass Deutschland »in den Ruf eines wilden Landes« komme, und die »Pflicht, einen besonders visirten Paß vorzuzeigen« stehe »zu den Verkehrsverhältnissen der Jetztzeit in grellem Widerspruch«.⁸³ Diese Kritik, die Maßnahmen seien unmodern, bezog sich auf das Gesetz über das Passwesen, das seit 1867 im Deutschen Bund galt und eigentlich Passfreiheit garantierte.⁸⁴

Akzeptabel erschienen die polizeilichen Praktiken des Befragens, Durchsuchens und Zurückweisens hingegen gegenüber denen, die als »Zigeuner« galten. In ihrem Fall wurde ebenfalls Gewalt medial dargestellt, aber anders als bei anderen Reisenden nicht mit Empörung versehen. Berichte enthielten genaue Beschreibungen der räumlichen Bedingungen und des polizeilichen Vorgehens,

81 *Le Petit Journal*, Leserbrief aus Nancy, 7. Jul 1888, ADBR 87 AL 442.

82 Vgl. Mathilde Benoistel, Sylvie Le Ray-Burimi und Christophe Pommier, Hg., *France, Allemagne(s) 1870–1871: La guerre, la commune, les mémoires* (Paris: Gallimard, 2017), 237.

83 *Frankfurter Zeitung*, 9. Jan 1889, ADBR 87 AL 435. *Frankfurter Zeitung*, 23. Aug 1890, ADBR 87 AL 437 [Schreibweise im Original – S.F.].

84 Gesetz über das Paßwesen. Vom 12. Oktober 1867. Es brauchte für Bundesangehörige keine Reisepapiere mehr, um das Bundesgebiet verlassen oder wieder betreten zu dürfen und auch »von Ausländern soll weder beim Eintritt, noch beim Austritt über die Grenze des Bundesgebietes, noch während ihres Aufenthalts oder ihrer Reisen innerhalb desselben ein Reisepapier gefordert werden«.



Abb. 2: Le Troupier »À la frontière d'Alsace-Lorraine. Nouvelles formalités«, 7. Jun 1888.

aber auch abwertende, antiziganistische Bemerkungen.⁸⁵ Illustrationen und Ansichtskarten stellten das Zurückweisen und das Gegeneinander der Grenzpolizeien präzise dar und präsentierten somit eine erstarrte Wirklichkeit, die zugleich eine Ästhetisierung der körperlichen Stillstellung vornahm.⁸⁶ Über stereotype Bildelemente wie Wohnwagen, Bären, zerrissene Kleidung und andere

⁸⁵ *Ober-Elsässische Landeszeitung*, 9. Jun 1906, ADBR 69 AL 489.

⁸⁶ *Le Petit Journal*, »Invasion de romanichels«, 28. Jul 1901, Vgl. Daniel Wiegand, *Gebante Bewegung: Tableaux vivants und früher Film in der Kultur der Moderne* (Marburg: Schüren, 2016), 73 ff., 55.

eingängige Klischees – Merkmale des Äußeren, die auch in der polizeilichen Praxis zum Erkennen der »Zigeuner« eine große Rolle spielten – machten Illustrationen und Postkarten ihre Nicht-Zugehörigkeit an der Grenze deutlich. Nationale Parteinahme, transnationale Empathie oder emotionale Verbundenheit wie im Fall der Wilderer oder der Reisenden waren in dieser Inszenierung der Andersheit nicht zu erwarten. Nicht nur, dass auf rassistische Weise Differenz hergestellt wurde, auch die Grenze und dass sie der Ort war, an dem *so* mit »den Anderen«, die nationaler Zugehörigkeit zu widersprechen schienen, umgegangen wurde, wurde naturalisiert.⁸⁷

Die verschiedenen medialen Darstellungen der Grenze, ihrer Überschreitung und ihrer Kontrolle machten deutlich, dass hier etwas geschah, das neu und von Relevanz war, auch über den regionalen Kontext hinaus. Unzählige Berichte kommentierten Grenzüberschreitungen deutscher oder französischer Soldaten, titelten »Schon wieder ein Grenzzwischenfall«, gaben genau an, wie viele Grenzgänger die Grenze um welche Distanz überschritten hatten und forderten außenpolitische Konsequenzen.⁸⁸ Ob in routinierter Wiederholung oder spektakulären Schilderungen: Zeitungsartikel, Illustrationen und Ansichtskarten transportierten anhand von Bildern und Berichten über die deutsch-französische Grenze, dass die Nation eine Grenze hatte und dass an ihr nationale Unterschiede gemacht wurden. Dabei war wichtig, dass die Grenze nicht nur aus Steinen und Zeichen, sondern eben aus Praktiken und körperlichen Erfahrungen bestand. Gerade spektakuläre Bilder und Berichte machten jedoch andere Raumnutzungslogiken wie religiöse, ökonomische oder soziale Raumbezüge unsichtbar und trugen damit zur Vorstellung eines homogenen, nationalen Territoriums bei.

Fazit

Das Nationale der Grenzkontrolle bestand in der Wirkmächtigkeit politischer, juristischer und administrativer Kategorien und polizeilicher Handlungslogiken sowie den medialen Bedeutungszuschreibungen. Überschreitungen der deutsch-französischen Grenze gewannen in diesem Zeitraum an nationaler Brisanz. Sie erforderten eine verbesserte Visualisierung und Materialisierung der Grenze, sodass permanent Grenzsteine aufgerichtet, angestrichen oder Schilder aufge-

87 Stuart Hall, *Ideologie, Identität, Repräsentation: Ausgewählte Schriften 4* (Hamburg: Argument, 2004), 128ff.

88 Schreiben Ambassade française an Auswärtiges Amt, 30. Jul 1907, ADBR 47 AL 148,7. Das Auswärtige Amt und die französische Botschaft waren sich einig, dass Grenzüberschreitungen zunahmen und ihre Frequenz zu hoch sei.

stellt werden mussten. Zunehmend problematisierten Presse und Außenpolitik Grenzverletzungen.

Der Vergleich von Grenzüberschreitungen mit einer Körperverletzung war freilich eine Metapher, der Effekt der grenzpolizeilichen Praktiken des Beobachtens, Eingreifens, Festhaltens, Kontrollierens, Durchsuchens oder Zurückweisens hingegen eine körperliche Erfahrung. So lässt sich nicht einfach von »Offen- oder Geschlossenheit«, »In- und Exklusion« der Grenze sprechen, denn diese unterschied nicht von alleine zwischen Grenzgänger*innen. Es waren die Grenzpolizeibeamten, die die Grenze als etwas etablierten, das in Interaktionen körperlich erfahrbar war. Sie griffen zeitgenössische identifikatorische Entwicklungen zum Erkennen von Personen auf und wandten sie auf die Grenzkontrolle an, um Grenzgänger*innen Dokumenten zuzuordnen oder sie aufgrund ihres Äußeren zu kategorisieren. Damit bemaßen sie durch ihren praktischen Blick die Verdächtigkeit von Grenzgänger*innen und inszenierten sich so als professionelle Experten der Grenzpolizeiarbeit. Sie ordneten sie im Sinne der nationalen Sicherheit Kategorien von Loyalität und Zugehörigkeit zu, die sie darüber entscheiden ließen, sie zu befragen, zu durchsuchen oder zurückzuweisen. Grenzgänger*innen wurden einem grenzpolizeilichen Zugriff unterworfen, der auf der Idee einer nationalstaatlichen Ordnung fußte, und machten dabei je nach Kategorisierung im Sinne eines nationalen *Othinging* unterschiedliche Erfahrungen.⁸⁹ In Form der körperlichen Effekte der Grenzkontrolle wurden sie mit ihrer Staatsangehörigkeit und einer nationalen Ordnung konfrontiert, die gewohnte Bewegungsweisen im *borderland* unterbrach oder gar verunmöglichte.

Zugleich konnten sich Grenzgänger*innen aber auch bewusst auf den symbolisch-nationalen Sinngehalt der Grenze beziehen, etwa indem sie sie für Provokationen oder Mutproben verwendeten. Sie nutzten die Grenze mitunter eigensinnig, um Verfolgungen durch Beamte in Uniform zu entkommen. Zusammenstöße zwischen Grenzgänger*innen und Grenzbeamten, bei denen es sich oft um vielschichtige und handfeste Auseinandersetzungen um Delinquenz und Raumnutzungen handelte, wurden von Diplomatie und Presse aus ihren sozialen Kontexten herausgelöst und auf nationale Gegensätze und Grenzgewalt reduziert. Es fand eine territoriale Verortung von Konflikten statt und die Konflikte, die andernorts gewöhnliche Begegnungen von Polizei und Polizzierten darstellten, zogen hier intensive Aushandlungen nach sich.

So blieben Grenzüberschreitungen und die Konflikte, die sich aus ihnen ergaben, nicht ohne weitreichende Folgen. Bilder und Berichte machten in diesem Zeitraum plausibel, dass es eine Grenze gab, die für die Nation Relevanz hatte,

89 Vgl. Henk van Houtum und Ton van Naerssen, »Bordering, Ordering and Othinging«, in *Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie*, 93, 2 (2002): 125.

dass sie zwei Nationen voneinander trennte und Grenzpolizeibeamte an ihr tätig waren, um das nationale Territorium zu schützen. Transportiert wurde so vor allem die lineare Grenze, nicht die räumliche und praktische Vielfalt unterschiedlicher Grenzgänger*innen und ihrer Raumbezüge, die die Grenze als *borderland*, Transitraum, Linie oder Nicht-Ort erfahren konnten. So kam es zu einer Nationalisierung des Territoriums, weil sich eine breite, transnationale Öffentlichkeit mit dem »Grenzverletzungsproblem« an der französischen Grenze auseinandersetzte. Anhand der zahlreichen Fälle von Grenzüberschreitungen, den Zwischenfällen im Reichsland, konnten sich die Leser*innen vergewissern, dass es eine Grenze gab und dass diese Bedeutung für die ganze Nation hatte: Die *imagined community* der Nation wurde so auch zu einer *imagined bordered community*.

Bibliographie

- About, Ilsen, und Vincent Denis. *Histoire de l'identification des personnes*. Paris: La Découverte, 2010.
- Anderson, Benedict. *Die Erfindung der Nation: Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. Frankfurt am Main, New York: Campus, 2005.
- Augé, Marc. *Nicht-Orte*. München: Beck, 2010.
- Baud, Michiel, und Willem van Schendel. »Toward a comparative history of borderlands«. In *Journal of World History* 8, 2 (1997): 211–242.
- Becker, Peter. »Vom ›Haltlosen‹ zur ›Bestie‹: Das polizeiliche Bild des ›Verbrechers‹ im 19. Jahrhundert«. In »Sicherheit« und »Wohlfahrt«: *Polizei, Gesellschaft und Herrschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, herausgegeben von Alf Lüdtke, 97–132. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1992.
- Becker, Peter. »Randgruppen im Blickfeld der Polizei: Ein Versuch über die Perspektivität des ›praktischen Blicks‹«. In *Archiv für Sozialgeschichte* 32 (1992): 283–312.
- Benoistel, Mathilde, Sylvie Le Ray-Burimi und Christophe Pommier, Hg. *France, Allemagne(s) 1870–1871: La guerre, la commune, les mémoires*. Paris: Gallimard, 2017.
- Bonillo, Marion. »Zigeunerpolitik« im Deutschen Kaiserreich 1871–1918. Frankfurt am Main: Lang, 2001.
- Bösch, Frank. *Mediengeschichte: Vom asiatischen Buchdruck zum Fernsehen*. Frankfurt am Main, New York: Campus, 2011.
- Breljak, Anja. »Subjektivierungsgefüge Grenzkontrolle: Warten, sich ausweisen, weitergehen?« *movements* 3, 1 (2017): 205–214.
- Conrad, Sebastian. *Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich*. München: C.H. Beck, 2006.
- Donnan, Hastings, und Thomas Wilson. *Borders: Frontiers of Identity, Nation and State*. Oxford: Berg, 1999.
- Dornel, Laurent. »Bohémiens, Tsiganes et nomades: La construction d'une figure particulière de l'étranger au XIX siècle«. *Études Tsiganes* 3, 47 (2011): 10–25.

- Eitler, Pascal. »Einführung: Gewaltverhältnisse: Eine körpergeschichtliche Perspektive«, *BodyPolitics* 1, 2 (2013): 163–183.
- Fahrmeir, Andreas. »Paßwesen und Staatsbildung im Deutschland des 19. Jahrhunderts«. In *Historische Zeitschrift* 271 (2000): 57–91.
- Fombaron, Jean-Claude. »Les incidents de frontière au col du bonhomme au travers de la presse française«. In *Bulletin de la société d'histoire du canton de Lapoutroie val d'Orbey* (2000): 51–58.
- Forcade, Olivier. »Considération sur le renseignement, la défense nationale et l'État secret en France aux XIX^e et XX^e siècles«. *Revue historique des armées* 247 (2007): 1–9.
- Frenking, Sarah. *Zwischenfälle im Reichsland. Überschreiten, Polizieren, Nationalisieren der deutsch-französischen Grenze (1887–1914)*. Frankfurt am Main, New York: Campus 2021.
- Füssel, Marian. »Die Materialität der Frühen Neuzeit: Neuere Forschungen zur Geschichte der materiellen Kultur«. *Zeitschrift für Historische Forschung* 42 (2015): 433–463.
- Gall, Lothar. »Zur Frage der Annexion von Elsass und Lothringen 1870«. *Historische Zeitschrift* 206 (1968): 265–326.
- Geppert, Dominik. *Pressekriege: Öffentlichkeit und Diplomatie in den deutsch-britischen Beziehungen (1896–1912)*. München: Oldenbourg, 2007.
- Ginzburg, Carlo. *Spurensicherung: Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst*. Berlin: Wagenbach, 1995.
- Haasis, Lucas, und Constantin Rieske. »Historische Praxeologie: Zur Einführung«. In *Historische Praxeologie: Dimensionen vergangenen Handelns*, herausgegeben von Lucas Haasis und Constantin Rieske, 7–54. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 2015.
- Habermas, Rebekka. *Diebe vor Gericht, Die Entstehung der modernen Rechtsordnung im 19. Jahrhundert*. Frankfurt am Main, New York: Campus, 2008.
- Hall, Stuart. *Ideologie, Identität, Repräsentation: Ausgewählte Schriften 4*. Hamburg: Argument, 2004.
- Hödl, Klaus. *Die Pathologisierung des jüdischen Körpers: Antisemitismus, Geschlecht und Medizin im Fin de Siècle*. Wien: Picus, 1997.
- van Houtum, Henk, und Ton van Naerssen. »Bordering, Ordering and Othering«, in *Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie*, 93, 2 (2002): 125–136.
- Jäger, Jens. »Erkennungsdienstliche Behandlung: Zur Inszenierung polizeilicher Identifikationsmethoden um 1900«, in *Geschichtswissenschaft und der ›performative turn‹: Ritual, Inszenierung, ›performance‹ vom Mittelalter bis zur Neuzeit*, herausgegeben von Jürgen Martschukat/Steffen Patzold (Wien: Böhlau, 2003), 207–228.
- Jurt, Joseph. »Historische Repräsentationen nationaler Identität« In *Nation als Stereotyp: Fremdwahrnehmung und Identität in deutscher und französischer Literatur*, herausgegeben von Ruth Florack, 115–140. Tübingen: De Gruyter, 2000.
- Klein, Detmar. »Battleground of Cultures: Politics of Identities and the National Question in Alsace under German Imperial Rule (1870–1914)«. *Revue d'Alsace* 132 (2006): 503–509.
- König, Malte. »Geburtenkontrolle: Abtreibung und Empfängnisverhütung in Frankreich und Deutschland, 1870–1940«, *Francia – Forschungen zur westeuropäischen Geschichte* 38 (2011): 127–148.
- Larger, André. *Belfort autrefois: 1871–1914*. Belfort: Horvath, 1987.
- Lefebvre, Henri. *La production de l'espace*. Paris: Anthropos, 1974.

- Lipsky, Michael. *Street-Level Bureaucracy: Dilemmas of the Individual in Public Services*. New York: Russell Sage Foundation, 1980.
- Lucassen, Leo. *Zigeuner: Die Geschichte eines polizeilichen Ordnungsbegriffes in Deutschland 1700–1945*. Köln: Böhlau, 1996.
- Lüdtke, Alf. »Einleitung«. In *Herrschaft als soziale Praxis: Historische und sozial-anthropologische Studien*, herausgegeben von Alf Lüdtke, 9–66. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1991.
- Mosse, George L. *Nationalismus und Sexualität: Bürgerliche Moral und sexuelle Normen*. München: Carl Hanser Verlag, 1985.
- Noiriel, Gérard. *Die Tyrannei des Nationalen: Sozialgeschichte des Asylrechts in Europa*. Lüneburg: Klampen, 1994.
- Osterkamp, Jana, und Martin Schulze Wessel. »Texturen von Loyalität: Überlegungen zu einem analytischen Begriff«. In *Geschichte und Gesellschaft* 42 (2016): 553–573.
- Reichardt, Sven. »Einführung: Überwachungsgeschichte(n): Facetten eines Forschungsfeldes«. *Geschichte und Gesellschaft* 42 (2016): 5–33.
- Riederer, Günter. *Feiern im Reichsland: Politische Symbolik, öffentliche Festkultur und die Erfindung kollektiver Zugehörigkeiten in Elsaß-Lothringen (1871–1918)*. Trier: Kliomedia, 2004.
- Roth, François. *Alsace-Lorraine: Histoire d'un »pays perdu« de 1870 à nous jours*. Paris: Tallandier, 2016.
- Sahlins, Peter. *Boundaries: The making of France and Spain in the Pyrenees*. Berkeley: California Press, 1991.
- Schmid, Christian. *Stadt, Raum und Gesellschaft: Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes*. Stuttgart: Steiner, 2010.
- Vogel, Jakob. »Militärfeiern in Deutschland und Frankreich als Rituale der Nation (1871–1914)«. In *Nation und Emotion: Deutschland und Frankreich im Vergleich 19. und 20. Jahrhundert* herausgegeben von Étienne François, Hannes Siegrist und Jakob Vogel, 199–214. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1995.
- Wiegand, Daniel. *Gebannte Bewegung: Tableaux vivants und früher Film in der Kultur der Moderne*. Marburg: Schüren, 2016.
- Zmy, Manfred. *Orte des Eigenen: Räume des Anderen. Zugänge zum Werk von Michel de Certeau aus raumphilosophischer Perspektive*. Göttingen: Cuvillier, 2014.

Publizierte Quellen

- Jellinek, Georg. *Das Recht des modernen Staates* Berlin: Häring 1905.
- Gesetz über das Paßwesen. Vom 12. Oktober 1867. (http://www.documentarchiv.de/nzjh/ndbd/pass_ges.html, zuletzt aufgerufen am 12.03.2017).
- Laband, Paul. *Das Staatsrecht des Deutschen Reiches*. Tübingen: Laupp, 1876.
- Le Troupier*, »À la frontière d'Alsace-Lorraine. Nouvelles formalités«, 7. Jun 1888.
- Le Petit Journal, Supplement illustré*, »Enfant tué par un gendarme prussien«, 4. Mär 1900.
- Le Petit Journal*, »Invasion de romanichels«, 28. Jul 1901.

- Preuß, Hugo. *Gemeinde, Staat, Reich als Gebietskörperschaften. Versuch einer deutschen Staatskonstruktion auf Grundlage der Genossenschaftstheorie*, Berlin: Scientia, 1964 [1889].
- Reichstag, Stenographische Berichte, 21. Sitzung, 17. Januar 1889, Schenck von Stauffenberg, 454ff.
- Wittwer, Jakob Ludwig. *Signalements-Lehre*. Straßburg: Schultz, 1888.
- Wittwer, Jakob Ludwig. *Die politische Polizei und das französische Polizeikommissariat*. Straßburg: Schultz, 1900.

Archivquellen

Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Berlin:
359 C 38, Paris 361, 362b.

Archives Diplomatiques, Ministère des Affaires Étrangères, Paris:
3 ADP/ 36, ADP 45, 3 ADP 54, 131 CPOM 110.

Archives Départementales du Bas-Rhin, Straßburg:
69 AL 313, 87 AL 442, 87 AL 399, 87 AL 399, 87 AL 435, 87 AL 436, 87 AL 437, 87 AL 5901,
69 AL 489, 47 AL 148,7.

Archives Départementales du Haut-Rhin. Colmar:
8 AL 1 9418, 1 AL 1 2094, 1 AL 1 2212, 1 AL 1 1299.

Archives Départementales du Territoire de Belfort, Belfort:
4 M 101.

Grenzkörper und Körpergrenzen in der Migration: Nigerianische Frauen auf dem Weg nach Europa¹

La migration est une expérience qui engage les corps: les frontières et leur transgression font partie intégrante de la vie des migrant-e-s. Alors que les frontières politiques entre l'Europe et l'Afrique sont constamment déplacées vers le sud, la surveillance frontalière est renforcée et les déportations sont de plus en plus fréquentes. Par conséquent, les migrant-e-s, dont la frontière détermine le statut et les conditions de vie, atteignent leurs limites financières, personnelles et même existentielles au cours de leur périple. Cette contribution examine les modalités de la mobilité féminine, ainsi que les liens entre les frontières, les limites et les corps à partir de la migration de femmes nigérianes jetées sur la route occidentale vers l'Espagne. Le corps, en tant qu'objet de violences, moyen de protection et ressource, y joue un rôle à la fois crucial et ambivalent.

Ein und dieselbe Grenze kann für unterschiedliche Menschen ganz unterschiedliche Bedeutungen haben. Diese geradezu banale Beobachtung gilt im Besonderen für die Straße von Gibraltar zwischen Marokko und Spanien. Die Grenze zwischen Afrika und Europa wird vielfach auch als Grenze zwischen »Christentum« und »Islam« begriffen, zwischen »Norden« und »Süden« und nicht zuletzt zwischen »reich« und »arm«. Diese weitverbreitete Wahrnehmung reflektiert nicht nur eine »westliche« Perspektive – vielmehr findet sie auch in weiten Teilen der marokkanischen Gesellschaft ihren Ausdruck, wenn auch mit umgekehrten Vorzeichen: »Europa« repräsentiert hier moralischen Verfall und Unreinheit, während »Marokko« für spirituelle Überlegenheit und Reinheit steht. Freilich hängt das Empfinden einer vermeintlichen oder realen Durchlässigkeit dieser Grenze immer auch vom legalen Status der jeweiligen Individuen ab: Während Inhaberinnen und Inhaber eines EU-Passes die Grenze zwischen Marokko und Spanien problemlos passieren können, stellt sie für diejenigen,

1 Beim vorliegenden Beitrag handelt es sich um eine leicht überarbeitete Version eines Artikels in englischer Sprache; vgl. Kristin Kastner, »African women on the road to Europe: violence and resilience in border zones«, in *Handbook on Human Security, Borders and Migration*, hg. Natalia Ribas-Mateos und Timothy Dunn (Cheltenham, UK und Northampton, MA, USA: Edward Elgar Publishing), 371–381, im Druck.

denen die notwendigen Dokumente fehlen, nicht selten eine unüberwindbare Hürde dar. Migrantinnen und Migranten aus dem subsaharischen Afrika empfinden die Meerenge oft als unüberbrückbare Barriere, die eine Situation des Leidens und der erzwungenen Immobilität von einem Leben in Freiheit trennt. »Freiheit« impliziert dabei zugleich physische Mobilität und eine Vorstellung vom »guten Leben«, in dem auch soziale Mobilität eine durchaus realistische Möglichkeit darstellt. Allerdings ist der Weg bis zur europäischen Außengrenze in den letzten Dekaden zunehmend schwieriger geworden, und schon auf der Reise dorthin droht Migrantinnen und Migranten regelmäßig die Deportation – aus Marokko an die algerische Grenze, aus Algerien an die Grenzen zu Mali oder Niger. Dieser »offene Kampf« zwischen dem Disziplinieren von Mobilität und der »Sehnsucht nach migratorischer Selbstbestimmung«² bedeutet, dass die Migrantinnen und Migranten auf ihrem Weg nach Norden nicht nur eine bestimmte physische Distanz zurücklegen, sondern einen durch Umwege geprägten und mit vielfältigen Hindernissen gepflasterten Parcours überwinden müssen und damit, wie Michael Collyer es ausdrückt, eine »fragmentierte Reise« unternehmen.³

Der vorliegende Beitrag basiert auf einer 15-monatigen ethnographischen Forschung mit nigerianischen Migrantinnen, die ich vorwiegend im Grenzraum der Straße von Gibraltar, also in Südspanien und Nordmarokko durchgeführt habe.⁴ Im Grenzraum zu forschen, erfordert häufige Anpassungen und Ortswechsel: Die hohe Mobilität der Migrantinnen, die oft keine gültigen Ausweisdokumente besaßen und zu denen oftmals von einem Tag auf den anderen kein Kontakt mehr möglich war, prägte meinen Forschungsalltag ebenso wie die besondere Situation an der Grenze selbst. Während meiner multilokalen Forschung stellte es manchmal eine Herausforderung dar, dem ethischen Kodex einer transparenten Forschung gerecht zu werden – vielfach mussten daher situationsabhängige Ansätze verfolgt werden. Dies hatte zur Konsequenz, dass mir während der Forschung selbst unterschiedliche Rollen zugewiesen wurden, unter

2 Ursula Biemann, »Counter-Geographies in the Sahara«, in *New Mobilities Regimes in Art and Social Sciences*, hg. Susanne Witzgall (Farnham, UK und Burlington, VT, USA: Ashgate 2013), 163.

3 Michael Collyer, »Stranded Migrants and the Fragmented Journey«, *Journal of Refugee Studies* 23, Nr. 3 (2010): 273.

4 Die Langzeitforschung begann im Jahr 2005. Hauptsächlich verwendete Methoden stellten teilnehmende Beobachtung, aktives Zuhören, informelle Konversationen sowie Interviews und Fotografieren dar. Obwohl ein Großteil des Materials vor über zehn Jahren gesammelt wurde, bin ich durch regelmäßige Besuche immer noch aktiv in dieses Forschungsfeld involviert, nicht zuletzt auch, indem ich Migrationsdynamiken in diesem Raum sowie die Biographien der Frauen weiterverfolge. Für die veröffentlichte Version meiner Dissertation s. Kristin Kastner, *Zwischen Suffering und Styling. Die lange Reise nigerianischer Migrantinnen nach Europa* (Berlin: LIT, 2014).

anderem jene als Mittlerin zwischen beiden Seiten der Meerenge von Gibraltar, wenn ich etwa im Auftrag meiner Forschungspartnerinnen Kleidung, Nahrungsmittel, Fotos und Geld zwischen Spanien und Marokko transportierte, was mir zugleich auch tiefere Einblicke in ihre Netzwerke erlaubte.⁵

Die Migration von Frauen aus Südwestnigeria, woher die meisten meiner Forschungspartnerinnen kommen, ist kein neues Phänomen. Obwohl auch kommerzielle Aktivitäten oder eine gewisse Abenteuerliebe eine Rolle spielen mögen, verlassen die meisten jungen Frauen ihr Land, um ihre Familien zu unterstützen oder um engen sozialen Bindungen zu entkommen, auch wenn dies kaum je von den Migrantinnen explizit geäußert wird. Zudem ist es so, dass das Leben vieler Menschen in Afrika stärker durch verschiedene Formen von Bewegung und Mobilität denn durch Sesshaftigkeit gekennzeichnet ist – ein Umstand, der auch deutliche Auswirkungen auf Migrationsbewegungen hat.⁶ In diesem Zusammenhang schlägt Joris Schapendonk vor, die Bewegungen subsaharischer Migrierender durch eine »Mobilitätslinie« zu betrachten und sie damit auch im Kontext alltäglicher, lokaler sowie interkontinentaler Formen von Mobilität zu interpretieren.⁷ Die gegenwärtige internationale und interkontinentale Migration nigerianischer Frauen kann daher als Erweiterung bereits existierender Formen autonomer weiblicher Migration innerhalb Nigerias gesehen werden.⁸ Die nigerianischen Frauen und Männer, die ich während meiner Forschung traf, waren zumeist Angehörige der Gruppe der Bini im nigerianischen Bundesstaat Edo mit der Hauptstadt Benin City. Sie benutzten kaum Begriffe wie »Migrantin« oder »migrieren«, wenn sie über diejenigen sprachen, die um einer besseren Zukunft willen ihr Heimatland hinter sich gelassen hatten. Eher sahen sich die meisten als »Reisende«.⁹ Diese Selbstbeschreibung spielt die Existenz physisch nahezu unüberwindbarer nationaler Grenzen herunter, wenn

5 Für eine Diskussion der methodischen und ethischen Herausforderungen im Kontext von Schmuggel, Menschenhandel und verschiedener Formen der »Illegalität«, vgl. die Beiträge in Ilse van Liemp und Veronika Bilger, Hg., *The Ethics of Migration Research Methodology. Dealing with Vulnerable Immigrants* (Portland: Sussex Academic Press, 2009).

6 Vgl. u. a. Hans Peter Hahn und Georg Klute, Hg., *Cultures of Migration: African Perspectives* (Berlin: LIT, 2012).

7 Joris Schapendonk, »Beyond Departure and Arrival: Analyzing Migration Trajectories of Sub-Saharan African Migrants from a Mobilities Perspective«, in *The Challenge of the Threshold: Border Closures and Migration Movements in Africa*, hg. Jocelyne Streiff-Fénart und Aurelia Segatti (Lanham, MD, USA und Plymouth, UK: Lexington Books, 2012), 105.

8 Eno Ikpe, »Nigerian Women and International Migration: the Historical Record and its Implications«. Unveröffentlichter Konferenzbeitrag, *Colloque International Mobilités au féminin, Laboratoire Méditerranéen de Sociologie*, Tanger, 15.–19. November 2005.

9 Analog sprechen frankophone Westafrikaner – zumeist Männer – im Kontext der Migration häufig von sich als *aventuriers*. Zur Figur des Abenteurers vgl. Sylvie Bredeloup, »The figure of the adventurer as an African migrant«, *Journal of African Cultural Studies* 25, Nr. 2 (2013): 170–182.

sie sie nicht gar gänzlich ignoriert – ein auffälliges Paradox, führt man sich die Rigidität der Grenzregime vor Augen. Diese entschiedene Haltung der Migrantinnen und Migranten lässt sich mit einem Verständnis von Migration in Verbindung bringen, in dem sie nicht allein als Resultat physischer Mobilität gesehen, sondern als mit einem Horizont von Handlungsmöglichkeiten, Imaginationen und Erwartungen in Verbindung stehend begriffen wird.¹⁰ Die Lebenswelten der Migrierenden können mithilfe von Ghassan Hages Konzept der »existentiellen Mobilität« gefasst werden, das weit über die reine physische Mobilität hinausgeht und mit Vorwärtsbewegung und Realisierung von Zukunftsvorstellungen in Zusammenhang steht.¹¹ Dieses Konzept erlaubt insbesondere, Ideen und Vorstellungen zu integrieren, die physische Grenzen transzendieren und den Migrantinnen und Migranten ein Überleben ermöglichen, selbst wenn sie ihrer Mobilität beraubt sind.

Migration ist eine zutiefst körperliche Erfahrung, nicht nur, weil sie auf der physischen Bewegung von Körpern basiert, sondern auch, weil sie vielfältige Grenzüberschreitungen impliziert, nicht zuletzt eine Transgression der scheinbar klar definierten Grenzen des menschlichen Körpers selbst. Die Körper der Migrierenden spielen in verschiedenen Phasen der Migration eine höchst bedeutende Rolle: Während der gefährvollen Überlandreise von West- nach Nordafrika genauso wie während der langen Phasen des erzwungenen Wartens auf dem Weg, während der riskanten Überfahrt von Afrika nach Europa ebenso wie bei der Ankunft auf der anderen Seite und nicht zuletzt auch auf den vielfältigen Wegen und Umwegen, die in Europa eingeschlagen werden. Abdelmalek Sayad zufolge kann der Körper als der Ort gesehen werden, an dem sich die migratorische Erfahrung kondensiert.¹² Auch wenn weibliche und männliche Migrierende dieselben Orte passieren und oft ähnliche Erfahrungen teilen, spielt überdies *gender* im Prozess der Migration eine entscheidende Rolle. Während Frauen einerseits vielfältigen Formen der Gewalt ausgesetzt sind, nutzen sie andererseits auch ihre Körper, um ein Weiterkommen zu ermöglichen. Im Grenzraum, der durch die Migrationspolitiken zunehmend seine klar umrissenen Konturen verliert, werden auch die Körper der Migrierenden zu Grenzkörpern. Obwohl der Körper häufig eine Zielscheibe von Leid und physischer Gewalt darstellt, kann er zugleich auch als letzte Ressource und entscheidendes Kapital eingesetzt werden. Eine Untersuchung von erweiterten, leidenden, verborgenen, gestylten und verkleideten Körpern kann deshalb das ständige Navigieren innerhalb der Wechselbeziehung von strukturellen Zwängen und individuellen

10 Knut Graw und Samuli Schielke. Hg., *The Global Horizon: Expectations of Migration in Africa and the Middle East* (Leuven: Leuven University Press, 2012), 13.

11 Ghassan Hage, »A not so multi-sited ethnography of a not so imagined community«, *Anthropological Theory* 5, Nr. 4 (2005): 471.

12 Abdelmalek Sayad, *The Suffering of the Immigrant* (Cambridge: Polity Press, 2004).

Handlungsspielräumen beleuchten, denen die Migrierenden auf ihrer Route durch Mali oder Niger, Algerien und Marokko ausgesetzt sind. Durch die genaue Betrachtung des Zusammenspiels von körperlichen Erfahrungen, Körpergrenzen und territorialen Grenzen am Beispiel nigerianischer Frauen sollen neue Perspektiven auf weibliche Mobilität in der Grenzregimeforschung entwickelt werden. Im Folgenden werde ich auf die *gender*-spezifischen Formen des Sponsorings eingehen, bevor ich mich der Überlandroute nach Europa zuwende, wo Frauen mit vielfältigen Formen von Gewalt konfrontiert sind und zugleich spezifische Taktiken entwickeln, um ihre Weiterreise zu ermöglichen und ihr Migrationsprojekt zu realisieren.

Sponsoring: Erweiterte Körper

Aufgrund der Tatsache, dass der Übertritt einer europäischen Außengrenze mit den Jahren zunehmend schwieriger geworden ist, hat sich die Organisation der Reise zu einem gewinnbringenden Geschäft entwickelt, von dem verschiedene Gruppen profitieren: Mitglieder der Netzwerke, die sich von Nigeria aus bis in verschiedene europäische Länder spannen, Unterstützerinnen und Unterstützer auf der Reise und nicht zuletzt die Familien der Migrierenden. Sponsoring, also die vielfach übliche Vorfinanzierung der Reise, basiert zumeist auf hohen Zinssätzen. Der nigerianischen *madam*, die diese Vorfinanzierung übernimmt, müssen nicht selten Zehntausende von Euros zurückgezahlt werden, die meist durch Sexarbeit in Europa verdient werden. Das System ist dabei zutiefst *gender*-spezifisch, wie Ifoma¹³ erklärte: »*Madam* cannot sponsor boy, because [s]he know, boy cannot do prostitution here, you understand? *Madam* don't carry boy.« (Ifoma, 9. Juni 2005, Spanien)

Sobald die Migrantin nach mehreren Jahren in Europa ihre Schulden zurückbezahlt hat, gewinnt sie ihre Unabhängigkeit zurück. Während manche Frauen danach auch weiterhin als Sexarbeiterinnen ihr Geld verdienen, versuchen die meisten, die Prostitution hinter sich zu lassen. Sobald die Migrantin über eigene finanzielle Ressourcen verfügt, kann sie selbst die Rolle einer *madam* übernehmen und die Reise anderer Landsfrauen nach Europa vorfinanzieren. Somit reproduziert sich dieses *gender*-spezifische System des Sponsorings selbst.¹⁴

13 Alle Namen sind Pseudonyme. Die Zitate sind nicht überarbeitet; ich folge der spezifischen Ausdrucksweise der Frauen, die mit mir in einer Mischung aus Standardenglisch und Pidgin sprachen. Grammatikalische Veränderungen habe ich nicht vorgenommen.

14 Für eine jüngere Untersuchung zu den Ökonomien der Migration nigerianischer Sexarbeiterinnen vgl. die hervorragende Studie von Sine Plambeck, »Between ›Victims‹ and ›Crimi-

Im Kontext dieser Art der Migration können die eigenen Körpergrenzen überschritten werden und über die physische Gestalt des weiblichen Körpers hinausgehen. Dies ist etwa der Fall, wenn bestimmte Körperteile der Verfügungsgewalt der Frauen entzogen werden. Wenn ich hier auf das Phänomen des »erweiterten Körpers« rekurriere, betone ich die tiefe Eingebundenheit körperlicher Erfahrung in die Sphäre des Soziokulturellen, deren Bedeutung sich im transnationalen Kontext der nigerianischen Migration transformiert: Migrantinnen, deren Reise nach Europa gesponsert wird, unterziehen sich vor ihrer Abreise häufig einem Ritual. Sie lassen in Nigeria ein sogenanntes »package«, bestehend aus Körpersubstanzen wie Haaren oder Finger- und Fußnägeln und zudem gelegentlich ein Foto von ihnen zurück, während sie selbst sich auf die Reise nach Europa machen. Dieses Pfand verliert seine Macht erst, wenn die Reiseschulden abbezahlt sind. Diese Praxis weist starke Parallelen zum *akpa* auf, dem Ersatzkörper (*substitute corpse*), der bei den Bini während bestimmter Begräbnisrituale dem Körper Verstorbener entnommen wird.¹⁵ Solange die Migrantin unterwegs ist und ihre Schulden unbezahlt sind, befindet sie sich im »Dazwischen«, in einer liminalen Phase, die mit dem Tod vergleichbar ist. Wenn der Vertrag mit der *madam* nicht erfüllt wird, kann die Kraft des *juju*¹⁶ über das zurückgelassene Pfand psychische wie physische Konsequenzen zur Folge haben. Wahnsinn, Krankheit sowie auch der Tod können nicht nur die Migrantin selbst treffen, sondern auch ihre Familienangehörigen in Nigeria.

Die Mehrheit der Frauen, die mit mir über diese Praktiken sprach, betrachtete Vertrag und Rituale als akzeptablen Teil der Reisearrangements, die Rechte und Verpflichtungen für beide Seiten implizierten. Das Ritual soll die zukünftige Migrantin auf ihrer Reise beschützen und ihr, in Europa angekommen, zu Erfolg und Reichtum verhelfen. Zugleich stärkt es ihre Loyalität zur jeweiligen *madam*.¹⁷ Dabei ist das Verhältnis der Migrantin zur *madam* zutiefst ambivalent: Auf der einen Seite stehen die Frauen in einem extremen Abhängigkeitsverhältnis und sind dabei hohem Druck, strikter Kontrolle und nicht selten auch Gewalt ausgesetzt. Auf der anderen Seite erkennen die meisten Frauen ihre *madam* als respektable Person und Vorbild an. Trotz häufiger Beschwerden über die *ma-*

nals: Rescue, Deportation, and Everyday Violence Among Nigerian Migrants«, *Social Politics* 21, Nr. 3 (2016): 382–402.

15 R. E. Bradbury, *Benin Studies* (London: Oxford University Press, 1973).

16 Dieser Begriff ist nicht eindeutig definiert, und es besteht eine Diskussion darüber, was genau unter *juju* zu verstehen ist. Sehr allgemein können »Voodoo«-Praktiken – in Nigeria meist als *juju* bezeichnet – als Komplex von Hexerei und schwarzmagischen Praktiken beschrieben werden.

17 In der Regel wurde den Migrantinnen eingepreßt, sich nicht zu dieser Vorbereitungsphase zu äußern; trotzdem gelang es ihnen immer wieder, durch Insinuation oder narrative Tricks über das zu reden, was ungesagt bleiben sollte. Ich lernte auch Frauen kennen, die den Vertrag aus verschiedenen Gründen gebrochen hatten und ihre Erfahrungen freimütig teilten.

dams und der Angst vor möglichen Strafen sehen die meisten Frauen die Sponsoring-Vereinbarung nicht per se als unfair, und auch sich selbst betrachten sie nicht als Opfer – den meisten von ihnen ist das Konzept des »Menschenhandels«¹⁸ grundsätzlich unbekannt.¹⁹ So handeln die Migrantinnen weniger als bloße Individuen denn als soziale Personen, die Teil eines engmaschigen Netzwerks von Patronage und Abhängigkeit darstellen. Als Töchter, Ehefrauen oder jüngere Schwestern orientieren sich ihre Handlungen am Prinzip der Seniorität, das Respekt vor den Älteren einfordert. Das allgegenwärtige Patronagesystem, Teil der täglichen Realität in Nigeria, hat eine lange Geschichte. Ursprünglich ein wechselseitiges – wenn auch stets asymmetrisches – Verhältnis des Ressourcenaustausches, das Schutz und Unterhalt beinhaltete, wurde dieses System in Nigeria allmählich kommerzialisiert und korrumpiert, so dass die Trennlinien zwischen freiwilliger Migration, Arbeit und Menschenhandel immer diffuser wurden.²⁰ Veronika Bilgers Konzept der »gebundenen Migration«²¹ stellt insofern eine sinnvolle perspektivische Erweiterung des Konzepts des »Menschenhandels« dar, als es ermöglicht, die komplexen Netzwerke von Abhängigkeiten und Patronage jenseits der schlichten Dichotomie von Opfern und Täter*innen in den Blick zu nehmen.

Gewalt an Grenzen: Leidende Körper

Grenzen und vielfältige Formen von Grenzüberschreitung prägen die Erfahrungen der Migrierenden. Angesichts der verschärften Einwanderungsgesetze und der hochgerüsteten Grenzbewachung, die aus der europäischen Migrationspolitik resultieren, ist es in den letzten Dekaden sehr schwierig geworden, Europa zu erreichen. Viele Migrierende aus dem subsaharischen Afrika ver-

18 Ich benutze den Begriff »Menschenhandel« entsprechend der Definition von »Trafficking« der Vereinten Nationen als »recruitment, transportation, transfer, harbouring or receipt of persons, by means of threat or use of force or other forms of coercion, of abduction, of fraud, of deception, of the abuse of power or of a position of vulnerability or of the giving or receiving of payments or benefits to achieve the consent of a person having control over another person, for the purpose of exploitation«. (»Protocol to Prevent, Suppress and Punish Trafficking in Persons Especially Women and Children, supplementing the United Nations Convention against Transnational Organized Crime«, United Nations, 2003, Artikel 3(a), zugegriffen am 5. November 2020, www.ohchr.org/en/professionalinterest/pages/protocoltraffickinginpersons.aspx).

19 Vgl. Geir Skogseth, »Report. Fact-finding trip to Nigeria (Abuja, Lagos and Benin City), 12–26 March 2006«, zugegriffen am 11. November 2020, www.refworld.org/pdfid/4980858915.pdf.

20 Andere weitverbreitete Phänomene wie Pflegeelternschaft und Hausangestelltenverhältnisse weisen ähnlich asymmetrische Beziehungen auf.

21 Veronika Bilger, »Lucciole Nere«, *Stichproben. Wiener Zeitschrift für kritische Afrikastudien* 2, Nr. 1 (2001): 7.

bringen mehrere Jahre in Marokko, bis es ihnen gelingt, die europäische Außengrenze zu überwinden. Dabei werden die Maghrebstaaten von der EU als strategische Partner gegen die sogenannte »illegale Immigration« betrachtet. Die Grenze zwischen Marokko und Spanien, zwischen Afrika und Europa, bewegt sich kontinuierlich südwärts, auch wenn dieser Prozess auf keiner Landkarte sichtbar wird. Zugleich hat sich die Grenze zwischen Marokko und Spanien in gewissem Sinne vervielfacht und ist zu einem allgegenwärtigen Teil im Leben der Migrierenden geworden. Obwohl man in Tanger an einem klaren Tag das Gefühl hat, die weniger als zwanzig Kilometer entfernte andere Seite der Meerenge förmlich berühren zu können, ist es für sie angesichts der zunehmend strengeren Überwachung immer schwieriger geworden, diese Grenze zu überqueren.²² Vervielfacht hat sich die Grenze zudem in Marokko und den umliegenden Staaten, wo Migrierende ständig der Gefahr ausgesetzt sind, in weit von der tatsächlichen Grenzregion entfernte Gebiete deportiert zu werden.²³ Als Konsequenz ist es Migrierenden oft unmöglich, auf ihrer Route voranzukommen, und nicht selten müssen sie dieselbe Grenze mehrfach überschreiten. Selbst wenn die Reise unter klandestinen Umständen erfolgen muss, so hinterlassen die Migrierenden doch Spuren. So erleben der saharische Raum und die lokalen Ökonomien verschiedener Wüstenstädte tiefgreifende Veränderungen und gewinnen durch die Präsenz der Migrierenden neue Bedeutung.²⁴

In der Nähe von Staatsgrenzen sind die Repressionen besonders ausgeprägt. Ohne rechtlichen Status und mit nur sehr begrenzten lokalen Kontakten werden improvisierte Camps für Migrierende von enormer Wichtigkeit. Jenseits des Zugriffs nationaler *Law-and-Order*-Politiken dienen Orte wie *Shoe Bridge* in der Nähe der Grenze zwischen Mali und Algerien oder *The Valley/Maghnia* nahe der algerisch-marokkanischen Grenze als informelle Knotenpunkte, wo je eigene

22 Für eine tiefgreifende Studie des afrikanisch-europäischen Grenzlandes und das Geschäft der Befestigung europäischer Grenzen s. Ruben Andersson, *Illegality, Inc.: Clandestine Migration and the Business of Bordering Europe* (Oakland: University of California Press, 2014).

23 Ähnliche Dynamiken können auch an der Grenze zwischen den USA und Mexiko beobachtet werden. Vgl. hierzu Jason De León, *The Land of Open Graves. Living and Dying on the Migrant Trail* (Oakland: University of California Press, 2015): 285; für einen Vergleich zwischen der mexikanisch-US-amerikanischen und der Mittelmeergrenze s. die Beiträge in Natalia Ribas-Mateos, Hg., *El Río Bravo Mediterráneo. Las Regiones Fronterizas en la época de la Globalización* (Barcelona: Editorial Bellaterra, 2011).

24 S. hierzu weiterführend Dida Badi, »Le rôle des communautés sahéliennes dans l'économie locale d'une ville saharienne: Tamanrasset (Sahara algérien)«, in *Les nouveaux urbains dans l'espace Sahara-Sahel. Un cosmopolitisme par le bas*, hg. Elisabeth Boesen und Laurence Marfaing (Paris: Karthala, 2007), 259–277; Ali Bensaad, »Les migrations transsahariennes, une mondialisation par la marge«, *Maghreb-Machrek* 185 (2005): 13–36; Ursula Biemann und Brian Holmes, Hg., *The Maghreb Connection. Movements of Life across North Africa* (Barcelona: Actar, 2006); Judith Scheele, *Smugglers and Saints of the Sahara: Regional Connectivity in the Twentieth Century* (New York: Cambridge University Press, 2012).

Prinzipien von Recht und Ordnung herrschen. Häufige Razzien durch Polizei und Militär und die auf sie folgenden kräftezehrenden Deportationen, welche die Migrierenden an ihre finanziellen und physischen Grenzen bringen, sind Teil ihrer täglichen Realität. Wie in der Sonorawüste im Grenzraum zwischen Arizona und Mexiko sind die offiziellen Angaben zu Todesopfern kaum verlässlich, da sie nur die behördlich registrierten Fälle widerspiegeln. Die Dunkelziffer ist fraglos wesentlich höher einzuschätzen.²⁵ In ähnlicher Weise wird auch die Zahl der Todesopfer der subsaharischen Migration nach Europa, sei es auf der beschwerlichen Reise nach Nordafrika oder bei der riskanten Überfahrt über das Mittelmeer oder auch den Atlantik, niemals vollständig bekannt sein. Diejenigen, die überleben, erfahren körperliche Entbehrungen wie Hunger, Durst, Ohnmacht und auch ihre eigenen existentiellen Grenzen, etwa, wenn sie mit dem Tod von Reisegefährte*innen auf ihrem Weg durch die Wüste konfrontiert sind:

»Some die! Some die there. We leave them and go. It is because of the sun, no water, so we used to drink piss. We piss in a can and drink it.« (Susan, 5. März 2006, Marokko)

»We drink piss, we eat rotten food. At the beginning you say »I can't eat this, but later, you don't even smell it. You have to eat spoiled food, it is the only way to survive.« (Owens, 14. Juni 2006, Spanien)

Die Erzählungen der Migrantinnen sind oft von ähnlichen narrativen Elementen geprägt, die vor allem um den leidenden Körper kreisen: Trinken von Urin, Essen verdorbener Nahrung sowie Narben, Veränderungen des Körpergewichts und der Hautfarbe und nicht zuletzt auch die Folgen von Vergewaltigungen und Abtreibungen. Reise und Migrationsbiographie schreiben sich so in die Körper der Migrantinnen ein. Zudem sind Frauen nicht selten gezwungen, ungewollte Partnerschaften einzugehen, wie beispielsweise Evelyn erzählte, als sie das Verhältnis zwischen nigerianischen Männern und Frauen in Marokko beschrieb: »You have to go out with men. Except if you have a husband. (...) But if you are a free girl, you have to go out with somebody, whether you like it or don't like it.« (Evelyn, 9. Mai 2005, Spanien)

Frauen machen regelmäßig Erfahrungen sexueller Gewalt, ob durch Sicherheitskräfte auf dem Weg oder durch eigene Landsmänner, und erleben in Folge häufig Fehlgeburten und Abtreibungen oder auch Geburten unter extrem schwierigen Umständen, bei denen selbst die grundlegenden sanitären Anforderungen meist nicht eingehalten werden können.²⁶ Vor allem im *bush*, wie die

25 De Léon, *The Land of Open Graves*, 36.

26 Zum Leben von Migrantinnen in Marokko und den häufigen Abtreibungen s. den Bericht von Women's Link Worldwide, der in Zusammenarbeit mit der in Tanger lebenden spanischen Aktivistin und Journalistin Helena Maleno entstanden ist: Women's Link Worldwide 2011, »Mujeres migrantes en la clandestinidad. El aborto en Marruecos«, zugegriffen am 11. November 2020, <https://tinyurl.com/nshytuyk>.

Waldgebiete außerhalb Tangers und der spanischen Exklaven Ceuta und Melilla von den Migrierenden genannt werden, wo sie in improvisierten Lagern leben, sind die Lebensumstände insbesondere für Frauen überaus schwierig. Da hier keinerlei Form offizieller staatlicher Kontrolle existiert, ist über die Jahre eine Art Selbstregierung entstanden, die von nigerianischen Männern dominiert wird. Um ein Mindestmaß an Schutz vor eigenen Landsmännern zu erreichen, sehen sich viele Frauen gezwungen, eine Beziehung zu einem anderen Nigerianer einzugehen. Einen Ehemann, Boyfriend oder Beschützer – eine Rolle, die häufig vom eigenen *patron* übernommen wird, der die Reise nach Europa organisiert und zugleich zwischen der Migrantin und ihrer meist in Europa residierenden nigerianischen *madam* vermittelt – an der Seite zu haben, kann daher trotz aller Ambivalenz gewisse Erleichterungen mit sich bringen.

Verkörperte Klandestinität: Schattenkörper und gestylte Körper

Migrierende erdulden die Härten und körperlichen Spuren, welche die Reise ihnen zumutet, nicht nur passiv. Sie beteiligen sich auch aktiv an der Aneignung ihres physischen Umfeldes, beispielsweise, wenn sie informelle Lager in peripheren Regionen oder Grenzgebieten bauen, die sie als »Niemandland« bezeichnen. Sie kreieren ihr eigenes spezifisches Vokabular, das auf einzigartige Weise mit ihrer Art des Reisens verbunden ist und sowohl die Bedingungen in den Grenzübereichen als auch den eigenen rechtlichen Status reflektiert. Binäre Gegenüberstellungen wie »hot and cool places« oder »uptown and downtown« beziehen sich auf die Kreation und Bewertung einer migratorischen Gegengeographie, während Ausdrücke wie »staying tranquil« oder »beating« nicht nur Modalitäten der Mobilität oder Immobilität beschreiben, sondern auch als verbale Artikulationen der verkörperten Bewegung unter klandestinen Umständen gesehen werden können.²⁷ Wie Susan Coutin in ihrer Untersuchung lateinamerikanischer Migrierender auf dem Weg in die USA anmerkt, verkörpern die Migrierenden Klandestinität, wenn sie versuchen, sich auf ihrer Reise nach Norden so unsichtbar wie möglich zu bewegen. Coutin beschreibt sie als physisch abwesend und anwesend zugleich und versteht ihr Sterben als »ultimative Verkörperung der Illegalität«.²⁸ In welchem Maße die Verkörperung von Klandestinität zumindest zeitweise zum nahezu permanenten Zustand werden kann, wurde nicht zuletzt auch in meinen eigenen Beobachtungen von Kindern deut-

27 S. Kristin Kastner, »Vivir con la frontera a cuestas: migrantes nigerianas de camino hacia Europa. El impacto de las zonas fronterizas en el cuerpo y la lengua«, in *El Río Bravo Mediterráneo. Las Regiones Fronterizas en la época de la Globalización*, hg. Natalia Ribas-Mateos (Barcelona: Ediciones Bellaterra, 2011): 512–528.

28 Susan Bibler Coutin, »Being on Route«, *American Anthropologist* 107, Nr. 2 (2005): 195; 199.

lich, die auf dem Weg nach Europa geboren werden: Viele von ihnen laufen nicht, sondern krabbeln und machen sich nicht lautstark bemerkbar, sondern flüstern. An ihrem Beispiel zeigt sich, wie die Verkörperung von Klandestinität, die nicht zuletzt eine bestimmte Dynamik und Flexibilität impliziert, sich über die Jahre immer weiter verfestigt und sich, gerade bei Kindern, zu einem klandestinen Habitus entwickeln kann.

Das permanente Verstecken vor den Behörden wird zur Regel, auch in Tanger, wo Migrierende ihre Bewegungen der jeweiligen Situation anpassen müssen. In Zeiten von Polizeirazzien verlassen die Wartenden ihre Unterkünfte erst nach Einbruch der Dunkelheit. Die Wege, die sie wählen, um sich durch die Stadt zu bewegen, weichen von denjenigen der Personen mit legalem Aufenthaltsstatus, so auch meinem, ab, indem sie versuchen, bestimmte Orte zu umgehen, um nicht von der marokkanischen Polizei aufgegriffen zu werden. Bei jedem meiner Besuche in Tanger war die Situation eine andere: Manche waren mittlerweile an die algerische Grenze deportiert worden, während andere in die Metropolen Casablanca oder Rabat gezogen waren, wo sich ihr Leben aufgrund der Anonymität der Großstadt einfacher gestaltet. Anderen wiederum war es gelungen, Spanien zu erreichen.

Zudem wird anhand des Stylings und der unübersehbaren Präsenz der Migrantinnen dort, wo sie sich ohne Furcht vor der Polizei bewegen können, die Verkörperung einer temporären Freiheit deutlich, wie etwa in Rabat oder Casablanca. Nach einer langen Zeit der Entbehrungen nehmen die Migrantinnen hier wieder an Gewicht zu, ihr Teint wird nach dem oft langen Aufenthalt in der Wüste mit extrem hoher Sonneneinstrahlung wieder heller, und die Frauen damit, in ihren Augen, deutlich schöner. Die auffällige Pflege des eigenen Körpers nimmt oftmals nach der Ankunft in Europa noch zu, wo für viele Styling ein Mittel zum Menschbleiben bedeutet, trotz aller Schwierigkeiten und eines Lebens, das mir regelmäßig als das eines Hundes oder anderer Tiere beschrieben wurde. Styling kann in diesem Kontext als verkörperter Ausdruck und Selbstversicherung des Menschbleibens und der Wiedergewinnung der eigenen Würde interpretiert werden. Dem Akt des Stylens steht die Erfahrung des Leidens (*suffering*) gegenüber. Weder in Marokko noch später in Europa entsprechen nigerianische Frauen dem konventionellen, stereotypen Bild der bedürftigen Migrantin. Für viele von ihnen stehen Styling und damit verbunden teure Haarverlängerungen und Perücken, sexy Kleidung, Accessoires wie auffälliger Schmuck und extravagante Sonnenbrillen, Handtaschen oder Make-Up im Mittelpunkt. Wenn es ihnen endlich gelingt, Spanien zu erreichen, haben sie die Gelegenheit, sich noch ausgiebiger dem Styling zu widmen, doch selbst in Marokko, wo sie mit äußerst schwierigen Bedingungen konfrontiert sind, wird der physischen Erscheinung hohe Priorität zugemessen. Durch den Akt des Stylings transzendieren Migrantinnen ihre schweren Lebensbedingungen – zumindest

für den Moment. Praktiken der Imagination zielen darauf ab, Erfahrungen von Gewalt und struktureller Macht abzumildern.²⁹ Bibi Bakare-Yusufs Konzept des »imaginativen Körperstyling« innerhalb eines gelebten existentiellen Chaos verweist auf einen neuen Ansatz, das Verhältnis sowohl zwischen Leid und Kreativität als auch zwischen Überleben und Imagination neu zu konzeptualisieren:³⁰ Überleben lässt sich nicht einfach auf die Erfüllung grundlegender Bedürfnisse reduzieren; es zeigen sich viel mehr die realen und realistischen Aspekte der Imagination und die Art und Weise, in der die Vorstellungskraft intrinsisch an das Menschsein gebunden ist.

Schützende Maskerade: Verkleidete Körper und Kinderkörper

Der als Ort des »sweet life« imaginierte europäische Kontinent stellt sich für viele der über Land Reisenden als weit entfernt dar; die tägliche Realität steht in scharfem Kontrast zum Traum von Europa. Um diese Übergangsphase zu bewältigen, haben insbesondere Frauen bestimmte Taktiken entwickelt, um sich ein Mindestmaß an Mobilität zu erhalten. Sie nehmen, teils bewusst, teils auch unbewusst, verschiedene Rollen an. Im Laufe der Zeit angenommene Identitäten und Identitätsfragmente überlagern sich zunehmend und schaffen ein biographisches Spannungsverhältnis, innerhalb dessen nicht immer klare Linien gezogen werden können zwischen Imagination und Wirklichkeit, zwischen Lüge und Wahrheit – eine Realität, die sich auch in meiner Forschung spiegelte.

Obwohl sie im Untergrund leben, sind die Migrantinnen erstaunlich sichtbar, selbst während ihrer ausgedehnten liminalen Phase auf dem Weg. Sie handeln dabei situationsbedingt, wie die folgenden Beispiele zeigen. Insbesondere alleinstehende Frauen spielen selbstbewusst verschiedene Rollen, um ihre Mobilität zu erhalten, indem sie ihre Kleidung variieren, etwa als gut gekleidete »legale« Einwohnerinnen, Touristinnen oder auch als schwangere Bettlerinnen auftreten. Schwangerschaften werden, aus Gründen die weiter unten beleuchtet werden, gelegentlich auch vorgetäuscht, wie im Falle von Rita, die ihre Ankunft in Gourougou, einem großen informellen Lager in der Nähe der spanischen Exklave Melilla, folgendermaßen beschrieb:

»My husband and I entered the bush with three other girls. The men told the girls: ›You go here with this, you go there!‹ My husband begged and begged for me and the other girls, who pretended to be pregnant one month, two month, to have their husband soon

29 Bibi Bakare-Yusuf, »The Politics of the Belly, the Poetics of the Belly: Practices of the Self in the African World«. Unveröffentlichter Konferenzbeitrag, *10th CODESRIA General Assembly: Africa in the New Millennium*, Kampala, 8.–12. Dezember 2002, 2.

30 Bakare-Yusuf, »The Politics of the Belly, the Poetics of the Belly«, 2; 5.

come. I was small, small and pretended to have mental problem. I was looking like this [like a mad person], not wearing fine cloth. Finally they let us go.« (Rita, 20. September 2005, Spanien)

Die beiden Reisegefährtinnen Ritas täuschten Schwangerschaften vor, um sexueller Belästigung oder Vergewaltigung zu entgehen, sowohl durch Landsmänner als auch immer wieder durch maghrebinische Obrigkeitsvertreter. Rita selbst kleidete und benahm sich wie eine geistig Verwirrte, um sich für ihre Landsmänner sexuell unattraktiv zu machen. Wieder ist hier der manipulierte Körper das einzige Mittel, um weiterzukommen: Einmal stellt Styling eine Möglichkeit dar, einer möglichen Deportation zu entgehen, ein andermal sind das Fehlen von Eleganz oder das Vortäuschen physischer oder psychischer Krankheit von Vorteil.

Schicke Kleidung, insbesondere in Verbindung mit einem möglichst hellen Teint, erhöht gerade in Marokko die Chancen auf Mobilität. Als ich Jenny, ein alleinreisendes »single girl«, danach fragte, wie sie ohne den Bauch einer Schwangeren oder ein Baby zwischen Tanger und Casablanca hin- und herreisen könne, antwortete sie: »I dress like a student when I travel.« (Jenny, 9. September 2005, Marokko). Für Jenny war ein gestylter Körper für ein Zusammentreffen mit den marokkanischen Autoritäten von Vorteil. Im Gegensatz dazu half Rita ihr bewusstes Nicht-Stylen in Verbindung mit dem Vortäuschen geistiger Verwirrtheit, aus einer heiklen Situation zu entkommen. Im Vergleich mit ihren Landsmännern sind Migrantinnen also eher in der Lage, ihr Repertoire an möglichen Identitäten zu erweitern. Schwangerschaften, die helfen können, eine Deportation zu vermeiden, werden manchmal vorgetäuscht. Style-affine Nigerianerinnen transformieren ihre Körper in solche armer, schwangerer Muslima, die zum *salam aleikum* bereit sind, wie nigerianische Migrierende das Betteln auf der Straße nennen.

Viele Migrantinnen nutzen auch ihre Kinder, die sie wie Schutzschilder am Körper tragen, denn das marokkanische Gesetz verbietet zumindest auf dem Papier die Abschiebung von Kindern. Obwohl diese Kinder nicht selten das Ergebnis erzwungener oder zumindest nicht auf gegenseitigem Einverständnis beruhender Verbindungen sowie von Vergewaltigungen sind, und trotz der Schwierigkeiten, Kinder unter klandestinen Umständen großzuziehen, spielen diesseits und jenseits der Straße von Gibraltar geborene Kinder oft eine entscheidende Rolle. In Tanger präsentierten mir Mütter manchmal ihre Babys mit der sarkastischen Bemerkung: »Look, this is my paper!« Babys fungieren also, egal auf welcher Seite der Straße von Gibraltar sie geboren sind, für ihre Mütter buchstäblich als Visa. Zu Zeiten, in denen es auf Tangers Straßen »hot« ist und Razzien und Deportationen auf der Tagesordnung stehen, sind Schwangere und junge Mütter oft die einzigen Migrierenden, die in der Öffentlichkeit zu sehen

sind. Dabei wird die übliche Assoziation von Schwangerschaft mit Immobilität förmlich auf den Kopf gestellt, weil gerade eine Schwangerschaft zusätzliche Mobilität bedeutet. Ein Baby im Bauch oder auf dem Rücken erhöht nicht nur die Bewegungsmöglichkeit, sondern auch die Überlebenschancen, denn Babys helfen auch, wenn es darum geht, Geld mit *salam aleikum* zu verdienen. Da es für nigerianische Migrierende in Marokko keine Chance auf bezahlte Arbeit gibt, sind viele von ihnen auf Betteln angewiesen. Marokkanerinnen und Marokkaner tendieren zugleich dazu, sich gegenüber Schwangeren und jungen Müttern als besonders großzügig zu erweisen. Auch auf der spanischen Seite beschützen ungeborene Kinder ihre Mütter vor der Deportation: Migrantinnen, die schwanger oder mit kleinen Kindern ankommen, werden in der Regel im Land geduldet. Auch ohne Aufenthaltspapiere sind junge Mütter gegenüber »single girls« und männlichen Migranten im Vorteil, die mit einer Abschiebung ins Heimatland zu rechnen haben.

Die Wichtigkeit und Bedeutung der Kinder für das Leben ihrer Mütter findet auch in der Namensgebung ihren Ausdruck, die oft mit den Umständen und dem Ort der Geburt in Verbindung steht: Babys, die auf der marokkanischen Seite der Straße von Gibraltar geboren sind, werden häufig »Destiny« oder »Hope« genannt, was sowohl die augenblickliche Unsicherheit als auch den hoffnungsvollen Blick in eine bessere Zukunft spiegelt. Kinder, die kurz nach der Ankunft in Spanien das Licht der Welt erblicken, erhalten dagegen häufig Namen wie »Success«, »Progress« oder »Will« – Ausdruck des erhofften Endes der Qualen der Reise und zugleich ein positiver Ausblick in die Zukunft.

Ausblick

Während sich die Forschung transnationalisiert und postkoloniale Perspektiven wesentlich dazu beigetragen haben, die epistemische Hegemonie des globalen Nordens zu hinterfragen, bleiben die Auswirkungen von Grenzen und Grenzregimes auf das Leben Migrierender allerdings allgegenwärtig. Auf ihrer Reise nach Norden sind subsaharische Migrierende nicht nur mit kulturellen, sprachlichen und religiösen Herausforderungen konfrontiert, sondern erleben auch körperliche Grenzsituationen und existenzielle Bedrohungen. Dies gilt im Fall jener, die sich ihr Überleben nach ihrer Ankunft in Europa durch Sexarbeit sichern müssen, auch für weitere ethische und moralische Fragen; schließlich können sich auch die Grenzen der physischen Gestalt des Körpers verschieben, wenn Körpersubstanzen der Migrantinnen in Form eines wirkmächtigen *body* als Pfand in Nigeria verbleiben.

Entwicklungen der letzten Jahre zeigen, dass Migrantinnen zunehmend jünger und damit weniger erfahren und noch verletzbarer sind. Zudem steigt die

Zahl der Minderjährigen. Das Bildungsniveau dieser sehr jungen Migrantinnen, die zumeist aus ländlichen Regionen kommen, ist eher gering, was bedeutet, dass sie kaum Zugang zu Informationen besitzen und sie Anti-Menschenhandels-Kampagnen wie jene der nigerianischen NATIP (*National Agency for Prohibition of Trafficking in Persons*) nur schwer erreichen.³¹ Zugleich haben die verschärften Bedingungen an den Grenzen zu einer Verlängerung und negativen Intensivierung der Reise nach Europa geführt. Neben der westlichen Route über Algerien und Marokko, die den regionalen Fokus dieses Beitrags darstellt, wird die östliche Route über Libyen mehr und mehr genutzt. Hier leben die Migrierenden unter noch unmenschlicheren Bedingungen – sie sind der permanenten Gefahr ausgesetzt, eingesperrt und über Monate hinweg gefoltert zu werden. Trotzdem sind sie – ihrer Selbstbeschreibung zufolge »Reisende« oder »Abenteurer« – »stubborn actors in search of a world where they can fulfill their life project«,³² die trotz aller Hindernisse versuchen, ihre Vorstellungen von einem guten Leben zu verwirklichen. Die immense Vielfalt und die existentiellen Grenzen menschlicher körperlicher Erfahrung verdichten sich in den Migrationsgeschichten der Frauen. Da diese Erfahrungen schwer verbal zu kommunizieren sind, ist eine tiefgreifende Untersuchung migratorischer Lebenswelten im Rahmen von Ansätzen nötig, die körperliche Erfahrungen ins Zentrum stellen. Indem ich hier Konzepten wie dem »erweiterten Körper«, dem »klandestinen Habitus« und Bakare-Yusufs Idee des »imaginativen Körperstyling« gefolgt bin, habe ich versucht, dies umfassend zu berücksichtigen. Die Antithese von tiefem körperlichem Leiden und exzessivem Styling drückt nicht zuletzt die Ambivalenzen innerhalb der Lebenswelten vieler Migrantinnen aus. Obwohl enormen Zwängen und Einschränkungen ausgesetzt, sind die Frauen doch auch Akteurinnen, die ihre Migrationsprojekte und Träume verfolgen, die ihre Rollen spielen und ihre Körper formen, welche stets ein Produkt der Geschichte und Kultur sind und innerhalb von strukturellen politischen und ökonomischen Machtbeziehungen und Asymmetrien gelebt werden.

31 Für einen jüngeren Bericht zum Menschenhandel mit nigerianischen Frauen und Mädchen s. Women's Link Worldwide 2015, »Trafficking of Nigerian Women and Girls: Slavery across Borders and Prejudices«, zugegriffen am 11. November 2020, <https://tinyurl.com/u5mz9uw9>.

32 Mehdi Alioua, »Silence! People Are Dying on the Southern Borders of Europe. Sub-Saharan transit migrants face the externalization of migration management to North Africa«, in *The Maghreb Connection. Movements of Life across North Africa*, hg. Ursula Biemann und Brian Holmes (Barcelona: Actar, 2006), 97.

Bibliographie

- Alioua, Mehdi. »Silence! People Are Dying on the Southern Borders of Europe. Sub-Saharan transit migrants face the externalization of migration management to North Africa«. In *The Maghreb Connection. Movements of Life across North Africa*, herausgegeben von Ursula Biemann und Brian Holmes, 94–106. Barcelona: Actar, 2006.
- Andersson, Ruben. *Illegality, Inc.: Clandestine Migration and the Business of Bordering Europe*. Oakland: University of California Press, 2014.
- Badi, Dida. »Le rôle des communautés sahéliennes dans l'économie locale d'une ville saharienne: Tamanrasset (Sahara algérien)«. In *Les nouveaux urbains dans l'espace Sahara-Sahel. Un cosmopolitisme par le bas*, herausgegeben von Elisabeth Boesen und Laurence Marfaing, 259–277. Paris: Karthala, 2007.
- Bakare-Yusuf, Bibi. »The Politics of the Belly, the Poetics of the Belly: Practices of the Self in the African World«. Unveröffentlichter Konferenzbeitrag, 10th CODESRIA General Assembly: *Africa in the New Millennium*, Kampala, 8.–12. Dezember 2002.
- Bensaad, Ali. »Les migrations transsahariennes, une mondialisation par la marge«. *Maghreb-Machrek* 185 (2005): 13–36.
- Biemann, Ursula. »Counter-Geographies in the Sahara«. In *New Mobilities Regimes in Art and Social Sciences*, herausgegeben von Susanne Witzgall, 163–174. Farnham, UK und Burlington, VT, USA: Ashgate, 2013.
- Biemann, Ursula, und Brian Holmes, Hg. *The Maghreb Connection. Movements of Life across North Africa*. Barcelona: Actar, 2006.
- Bilger, Veronika. »Lucciole Nere«. *Stichproben. Wiener Zeitschrift für kritische Afrikastudien* 2, Nr. 1 (2001): 1–25.
- Bradbury, R. E. *Benin Studies*. London: Oxford University Press, 1973.
- Bredeloup, Sylvie. »The figure of the adventurer as an African migrant«. *Journal of African Cultural Studies* 25, Nr. 2 (2013): 170–182.
- Collyer, Michael. »Stranded Migrants and the Fragmented Journey«. *Journal of Refugee Studies* 23, Nr. 3 (2010): 273–293.
- Coutin, Susan Bibler. »Being on Route«. *American Anthropologist* 107, Nr. 2 (2005): 195–206.
- De Léon, Jason. *The Land of Open Graves. Living and Dying on the Migrant Trail*. Oakland: University of California Press, 2015.
- Graw, Knut, und Samuli Schielke. Hg. *The Global Horizon: Expectations of Migration in Africa and the Middle East*. Leuven: Leuven University Press, 2012.
- Hage, Ghassan. »A not so multi-sited ethnography of a not so imagined community«. *Anthropological Theory* 5, Nr. 4 (2005): 463–475.
- Hahn, Hans Peter, und Georg Klute, Hg. *Cultures of Migration: African Perspectives*. Berlin: LIT: 2012.
- Ikepe, Eno. »Nigerian Women and International Migration: the Historical Record and its Implications«. Unveröffentlichter Konferenzbeitrag, *Colloque International Mobilités au féminin, Laboratoire Méditerranéen de Sociologie*, Tanger, 15.–19. November 2005.
- Kastner, Kristin. »African women on the road to Europe: violence and resilience in border zones«. In *Handbook on Human Security, Borders and Migration*, herausgegeben von

- Natalia Ribas Mateos und Timothy Dunn, 371–381. Cheltenham, UK und Northampton, MA, USA: Edward Elgar Publishing, im Druck.
- Kastner, Kristin. *Zwischen Suffering und Styling: Die lange Reise nigerianischer Migrantinnen nach Europa*. Berlin: LIT, 2014.
- Kastner, Kristin. »Vivir con la frontera a cuestas: migrantes nigerianas de camino hacia Europa. El impacto de las zonas fronterizas en el cuerpo y la lengua«. In *El Río Bravo Mediterráneo. Las Regiones Fronterizas en la época de la Globalización*, herausgegeben von: Natalia Ribas-Mateos, 512–528. Barcelona: Ediciones Bellaterra, 2011.
- Plambech, Sine. »Between ›Victims‹ and ›Criminals‹: Rescue, Deportation, and Everyday Violence Among Nigerian Migrants«. *Social Politics* 21, Nr. 3 (2016): 382–402.
- Ribas-Mateos, Natalia, Hg. *El Río Bravo Mediterráneo. Las Regiones Fronterizas en la época de la Globalización*. Barcelona: Editorial Bellaterra, 2011.
- Sayad, Abdelmalek. *The Suffering of the Immigrant*. Cambridge: Polity Press, 2004.
- Schapendonk, Joris. »Beyond Departure and Arrival: Analyzing Migration Trajectories of Sub-Saharan African Migrants from a Mobilities Perspective«. In *The Challenge of the Threshold: Border Closures and Migration Movements in Africa*, herausgegeben von Jocelyne Streiff-Fénart und Aurelia Segatti, 105–120. Lanham, MD, USA und Plymouth, UK: Lexington Books, 2012.
- Scheele, Judith. *Smugglers and Saints of the Sahara: Regional Connectivity in the Twentieth Century*. New York: Cambridge University Press, 2012.
- Skogseth, Geir. »Report. Fact-finding trip to Nigeria (Abuja, Lagos and Benin City), 12–26 March 2006«. Zugegriffen am 11. November 2020. www.refworld.org/pdfid/4980858915.pdf.
- van Liemp, Ilse, und Veronika Bilger, Hg. *The Ethics of Migration Research Methodology. Dealing with Vulnerable Immigrants*. Portland: Sussex Academic Press, 2009.
- United Nations. »Protocol to Prevent, Suppress and Punish Trafficking in Persons Especially Women and Children, supplementing the United Nations Convention against Transnational Organized Crime«. Zugegriffen am 5. November 2020. www.ohchr.org/en/professionalinterest/pages/protocoltraffickinginpersons.aspx.
- Women's Link Worldwide 2011. »Mujeres migrantes en la clandestinidad. El aborto en Marruecos«. Zugegriffen am 11. November 2020. <https://tinyurl.com/nshytuyk>.
- Women's Link Worldwide 2015. »Trafficking of Nigerian Women and Girls: Slavery across Borders and Prejudices«. Zugegriffen am 11. November 2020. <https://tinyurl.com/u5mz9uw9>.

Couper son corps, redessiner les frontières

In diesem Beitrag stelle ich die Behandlung einer sich selbst verletzenden Jugendlichen vor, die ich als Psychologe etwa ein Jahr lang wöchentlich traf. Basierend auf dieser Beschreibung und weiteren klinischen Berichten wird gezeigt, dass selbstverletzendes Verhalten, hier die Praktik des « Ritzens », einen Versuch der Abgrenzung darstellen kann. Die Wahl autoaggressiver Praktiken ist dabei keineswegs unbedeutend, schließlich hat die physische Verletzung der Haut auch eine symbolische Dimension: Praktiken des Ritzens reagieren auf bestehende Beziehungen und Repräsentationen und streben danach, diese zu verändern. Zusätzlich zur Bildung einer das Leiden verringernden « Schutzhülle » kann Ritzen während der Adoleszenz als ein – oft effektiver – Versuch verstanden werden, einen Perspektiven- und Positionswechsel in der eigenen Umgebung zu erzwingen und diese dazu bringen, pubertäre Gefühlslagen und Veränderungen wahrzunehmen.

Dans cet article, je présente le suivi d'une adolescente que j'ai rencontré toutes les semaines en tant que psychologue, pendant environ un an. À partir de cette description, j'effectue plusieurs hypothèses sur la fonction des pratiques corporelles de cette adolescente. La construction d'une théorie à partir de l'analyse de cas isolés est une méthode courante en psychanalyse, initiée par Freud, qui ancre une grande partie de ces théories sur l'analyse de cas isolés.¹ Pour une discussion contemporaine de la pertinence de cette méthode d'écriture du cas, je renvoie aux travaux très détaillés de Guénaël Visentini.² Quant à ma propre utilisation de cette dernière, je tiens à préciser que ce qui est pris pour objet d'étude dans les paragraphes à venir, n'est pas la patiente ou sa pratique corporelle, mais plutôt la rencontre clinique ainsi que le regard que j'ai pu poser sur cette patiente. Comme le formule élégamment Thamy Ayouch: « Si un cas est écrit, ce cas comme la

1 Sigmund Freud, *Cinq Psychanalyses*, trad. Marie Bonaparte, Rudolphe M. Loewenstein (Paris: PUF, 1997 [1901]).

2 Guénaël Visentini, « Recherche en psychanalyse et écriture du cas: enjeux épistémologiques, cliniques et de transmission » (Thèse, Université de Paris, 2020); Guénaël Visentini, « Frontières d'une clinicographie psychanalytique ». *Psychologie Clinique* 44, n° 2 (2017): 14-31.

métapsychologie restent des fictions: il convient de ne pas trop y croire ».³ Afin de garantir l'anonymat de cette patiente, son prénom a été changé et certains éléments biographiques et chronologiques ont été modifiés à la marge.

Premiers contacts

Lucie, seize ans, est adressée au Centre Médico-Psychologique où je travaille comme thérapeute après que l'infirmière scolaire ait découvert sur ses bras des traces rectilignes, horizontales, rouges ou blanches selon l'ancienneté de la coupure. C'est la première fois que Lucie rencontre un psychologue. Durant toutes les premières séances, elle garde son manteau et reste les bras croisés. Elle parle peu et ne peut rien dire de ses coupures, que j'appellerai « scarifications » pour reprendre sa propre dénomination. Elle insiste toutefois sur l'importance de la douleur et la vue de l'écoulement de son sang. Une fois ces deux conditions remplies, elle arrête de se scarifier et peut passer plusieurs minutes à regarder le sang se répandre lentement sur son bras.

Elle explique recourir à cette pratique de scarification lorsqu'elle a « *le sentiment de ne pas exister* » et de « *ne pas se sentir à [s]a place* » et rapporte aussi l'existence de courts épisodes de boulimie et de « crises d'angoisse » liées à ce même sentiment. Concernant ses relations aux autres, Lucie se décrit comme secrète et réservée et dit qu'elle « *garde beaucoup de choses pour elle* » et ne sait pas ce qui se passerait si elle « *laissait tout sortir* ». Elle dit aussi ne pas supporter son corps et ne pas se reconnaître quand elle se regarde dans le miroir.

Durant les séances, elle ne supporte pas les silences et verbalise de façon répétitive une envie de dormir. J'éprouve plusieurs fois la sensation d'un temps qui s'étire indéfiniment et je m'attends presque à la voir tomber de sa chaise, son corps se liquéfiant sur le sol et y disparaissant.

Fonction contenante et limites du corps

Il me semble que la sonorité de ma voix et mon regard font office de contenant et de limite face au sentiment d'un corps qui ne tient pas, se délite et s'affaisse. À un stade préverbal, la voix, le regard et le toucher de l'être prenant soin (qu'il soit appelé *Nebenmensch*⁴ ou *good enough mother*⁵) permettent de prodiguer à l'in-

3 Thamy Ayouch, « « Réglons-lui son cas ». Psychanalyse, récits cliniques, enjeux ». *Psychologie Clinique* 44, n° 2 (novembre 2017): 113.

4 Sigmund Freud, « Projet d'une psychologie », *Lettres à Wilhelm Fliess, 1887-1904*, trad. Françoise Kahn, François Robert, 3^e éd. (Paris: PUF, 2015).

fant cette sensation de contenance, notamment en lui fournissant un environnement suffisamment sécurisant dans lequel ses affects peuvent être reçus puis restitués d'une façon qui ne soit pas menaçante. Le psychiatre Wilfred-Ruprecht Bion⁶ décrit ainsi la fonction alpha de l'être prenant soin qui accueille des sensations et des éprouvés corporels inassimilables psychiquement pour le bébé (appelés éléments bêta). L'être prenant soin déttoxique et transforme ensuite ces éprouvés insupportables et les retransmet au bébé sous forme d'éléments alpha, assimilables psychiquement. Le bébé peut alors reconnaître ces éprouvés corporels comme faisant partie de lui et en assurer la contenance au sein de son corps et de son psychisme. Cette déttoxification se produit via la capacité de rêverie de l'être prenant soin et se communique au bébé au travers d'un tissu de soins sensoriels. Si ce tissu est suffisamment dense et adapté aux sollicitations du bébé, ce dernier pourra alors, dans un second temps, introjecter cette fonction alpha. Le psychanalyste Didier Anzieu reprendra les travaux de Sigmund Freud,⁷ de Wilfred-Ruprecht Bion,⁸ d'Esther Bick,⁹ du psychiatre Donald Woods Winnicott,¹⁰ et des psychanalystes Nicolas Abraham et Maria Torok¹¹ pour proposer le concept de Moi-peau,¹² qu'il définit comme « une figuration dont le moi de l'enfant se sert au cours des phases précoces de son développement pour se représenter lui-même comme moi contenant les contenus psychiques, à partir de son expérience de la surface du corps »¹³. Selon ce concept, les sensations corporelles et principalement cutanées servent de modèle à la représentation et à construction de l'appareil psychique. Il décrit neuf fonctions du Moi-peau mais nous nous concentrerons ici sur la fonction contenantante. Cette fonction du Moi-peau prend alors la forme d'une enveloppe psychique, écorce capable de contenir les pulsions internes, apparentées à un noyau. La défaillance de cette fonction

5 Donald Woods Winnicott, *La mère suffisamment bonne*, trad. Jeanine Kalmanovitch (Paris: Payot & Rivage, 2007).

6 Wilfred-Ruprecht Bion, *Aux sources de l'expérience*, trad. par François Robert (Paris: PUF, 2003 [1962]).

7 Sigmund Freud, « Projet d'une psychologie »; Sigmund Freud, « Le moi et le ça », dans *Essais de psychanalyse*, trad. Pierre Cotet, André Bourguignon, Alice Cherki (Paris: Petite bibliothèque Payot, 1981 [1923]), 219–75.

8 Bion, *Aux sources de l'expérience*.

9 Bick, « The Experience of the Skin in Early Object-Relations », *Int. J. Psycho-Anal.* 49 (1968): 484–86.

10 Donald Woods Winnicott, « Intégration du moi au cours du développement de l'enfant », dans *Processus de maturation chez l'enfant: développement affectif et environnement*, trad. Jeanine Kalmanovitch (Payot, 1970), 9–18; Donald Woods Winnicott, « La capacité d'être seul », dans *De la pédiatrie à la psychanalyse*, trad. Jeanine Kalmanovitch (Paris: Payot, 1989), 325–33.

11 Nicolas Abraham, Maria Torok et Nicholas Rand, *L'écorce et le noyau* (Paris: Flammarion, 2009).

12 Didier Anzieu, *Le moi-peau* (Paris: Dunod, 1995).

13 Anzieu, *Le moi-peau*.

contenante peut alors se manifester par la formation d'un « Moi-peau passoire » caractérisé par une porosité des limites entre intérieur et extérieur et l'angoisse « d'avoir un intérieur qui se vide ».

Lorsque ce sentiment de contenance vacille, il est alors possible de faire appel de nouveau à des sollicitations sensorielles pour le renforcer. Ainsi, l'augmentation drastique des pratiques sensorielles à l'adolescence vise en partie à renforcer une capacité de contenance mise à mal d'un côté par des modifications constantes des limites du corps et de l'autre par une poussée pulsionnelle impossible à contrôler.¹⁴ On comprend alors mieux le temps passé par certain-e-s adolescent-e-s devant le miroir (contenance visuelle), l'importance d'un fond sonore constant et souvent l'envie de chanter soi-même à tue-tête (contenance sonore) et enfin le désir régulier de toucher son propre corps, que ce soit pour des motifs sexuels ou esthétiques (contenance cutanée).

J'interprète dans un premier temps mon ressenti ainsi que ce que je perçois de Lucie comme le résultat d'une défaillance de la fonction contenante du Moi-peau, décrite par Didier Anzieu.¹⁵ Les scarifications, en tant que sollicitations sensorielles extrêmes seraient un moyen de renforcer un sentiment de contenance vacillant. Je considère en conséquence qu'une partie de mon rôle de thérapeute est de renforcer cette capacité de contenance. L'interdit du toucher étant en vigueur dans les psychothérapies d'inspiration analytique, c'est, en dehors des poignées de main rituelles qui scandent les débuts et fins de séance, principalement au travers du regard et de la voix que le thérapeute peut remplir cette fonction de contenance. Comme elle parle peu et me reproche mes silences, qui semblent générer chez elle une angoisse insupportable, je me retrouve à lui poser des questions, à lui proposer des hypothèses et à lui décrire ce que je ressens moi-même. Si mes mots n'ont que peu d'importance (elle oublie d'ailleurs mes paroles d'une séance à l'autre), le ton de ma voix et mon regard sur elle me semblent la contenir et la rassurer. Selon Anzieu, « l'espace sonore est le premier espace psychique »,¹⁶ l'« enveloppe sonore » préfigurant la construction du Moi-Peau. L'existence de cette enveloppe sonore, formée à la fois par les sons du bébé et de son environnement est un pré-requis pour envisager, dans un second temps, un espace commun de communication. Anzieu explique que la plus efficace des réponses au cri de détresse du bébé est d'abord la voix maternelle, qui rassure et contient avant même la présence de l'être prenant soin ou l'action spécifique atténuant la souffrance à l'origine de ce cri. Ainsi, pendant une séance, alors que je parle depuis plusieurs minutes (mais serai incapable de me souvenir de mes

14 Philippe Gutton, *Le pubertaire* (Paris: Presses universitaires de France, 2003).

15 Anzieu, *Le moi-peau*.

16 Anzieu, *Le moi-peau*, 172.

paroles à la fin de la séance), Lucie finit par enlever son manteau, décroise ses bras, se redresse et son regard croise le mien.

J'insiste ici sur le fait que le langage ne semble pas pouvoir remplir sa fonction symbolique tant que cette capacité de contenance n'est pas assurée. À travers l'étude de plusieurs interviews réalisées hors cadre clinique avec des personnes s'automutilant, la psychologue clinicienne Gillian Straker précise que les mots semblaient être vidés de leur pouvoir de communication.¹⁷ Il ne s'agit pas tant d'une incapacité à s'exprimer que d'un langage qui semble vidé de sa force de communication, de son aptitude à transmettre des émotions et à exprimer une certaine subjectivité, comme le formule une des personnes interrogées: « quand même bien je m'exprimerais, ce ne serait jamais pertinent ». Dans le cas d'une défaillance de la capacité de contenance, la porosité de la frontière entre intérieur et extérieur et la défaillance de la fonction alpha décrite par Bion entraîne en effet une difficulté à s'approprier des éprouvés corporels et à les reconnaître comme sien.

Si l'acquisition du langage favorise la compréhension et la communication, elle s'accompagne nécessairement de la limitation d'une subjectivité complète. Lacan parle de l'aspect inévitablement aliénant du langage¹⁸ puisque l'utilisation de ce dernier entraîne nécessairement une perte du sens, un « reste » par rapport à l'expérience que le sujet tente de communiquer. Or, dans le cas où le sujet peine à reconnaître comme sien ses propres expériences, affects et éprouvés corporels, l'utilisation du langage risque de creuser le fossé entre son ressenti et l'expression de celui-ci. Les mots renforcent alors l'impression d'étrangeté du sujet vis-à-vis d'un ressenti qu'il peine à reconnaître comme sien. Autrement dit, il est nécessaire pour le sujet, dans un premier temps, de pouvoir identifier et contenir ses propres ressentis avant de tenter de les exprimer par la parole et de supporter l'expérience de perte inhérente à cette traduction imparfaite.

À ce moment-là, je ne considère pas les scarifications de Lucie comme un support de discussion, une pratique autour de laquelle des mots et un sens pourraient se tisser. Son insistance sur l'importance de la douleur et de la vue du sang coulant sur ses bras me met sur la voie de la formation d'une « enveloppe de souffrance »¹⁹ utilisée pour pallier le défaut de contenance et la difficulté à s'appuyer sur d'autres sensorialités que la douleur. Lucie n'aime en effet ni sa voix, ni son image dans le miroir et se considère incapable de « *bien s'habiller* » ou de se maquiller. Je suppose que les sensations provoquées par la douleur de la

17 Gillian Straker, « Signing with a scar: Understanding self-harm », *Psychoanalytic dialogues* 16, n° 1 (2006): 93–112.

18 Jacques Lacan, « Subversion du sujet et dialectique du désir dans l'inconscient freudien », dans *Écrits* (Paris: Le Seuil, 1966), 793–827; Jacques Lacan, « Fonction et champ de la parole et du langage », dans *Écrits* (Paris: Le Seuil, 1966), 237–322.

19 Anzieu, *Le moi-peau*.

coupure et l'investissement du regard sur son corps scarifié lui procurent un sentiment d'existence à minima et une enveloppe contenant qui la distingue du monde extérieur, la maintient éveillée et évite à son corps de disparaître. Nous pouvons ici rappeler que la peau établit une ligne de démarcation entre l'extérieur et soi-même. Les scarifications peuvent alors être une tentative de retracer une frontière vacillante et, en ayant une position active, de lutter contre une expérience de passivation extrême provoquée par les modifications corporelles pubertaires, ce qui explique en partie la forte prévalence, estimée à 17 %, ²⁰ de ces pratiques à l'adolescence.

En début de thérapie, j'analyse ainsi les scarifications de Lucie comme des pratiques sensorielles qui n'ont d'autre visée que de lui procurer une fonction contenant, contenance rehaussée par un regard et une voix extérieure que ses pratiques lui permettent de convoquer. Je considère que ces pratiques ne me sont pas adressées, qu'elles ne sont pas une tentative de représentation de motions pulsionnelles refoulées et, en conséquence, je ne leur cherche pas un sens caché. Le début de la thérapie est ainsi marqué par des séances laborieuses au cours desquelles mes paroles semblent diminuer l'angoisse et permettre à Lucie de progressivement prendre le risque d'entrer en relation, de croiser mon regard et, parfois, de me répondre.

Je considère alors les scarifications comme une pratique privée qui permettrait à Lucie de renforcer ses propres frontières corporelles vacillantes au travers de sensations douloureuses. Ce faisant, je prends Lucie et sa pratique pour objet d'étude. J'occulte alors ma propre position et ce qui se joue dans la rencontre clinique entre cette patiente et moi-même. Précisément, je ne prends pas en compte l'aspect transgressif des pratiques de scarifications et les normes sociales que ces coupures mettent à mal.

Brouiller les représentations, forcer le regard

Deux mois après le début de la thérapie, Lucie avale une quantité importante de somnifère avant de s'endormir. Elle se réveillera néanmoins le lendemain et ira au lycée, mais, incapable de se concentrer pendant les cours, elle parlera de cette ingestion excessive de médicaments à son amie en utilisant le terme « tentative de suicide » et, après un passage auprès de l'infirmière scolaire, retournera chez elle pour se reposer.

20 S.V. Swannell et al., « Prevalence of nonsuicidal self-injury in nonclinical samples: Systematic review, meta-analysis and meta-regression », *Suicide and Life-Threatening Behavior* 44, n° 3 (2014): 273–303.

La séance suivante, elle manifeste une vive colère envers ses parents qui, selon elle, agissent « *comme avant* », lui demandent de continuer à aller à l'école même si elle se sent mal, et expliquent que ses scarifications et ses crises d'angoisse « *ne sont pas une raison d'avoir de moins bonnes notes* ». Elle insiste notamment sur le fait que les couteaux dont elle se sert pour s'automutiler restent à disposition dans la cuisine et que l'armoire à pharmacie n'est « *même pas verrouillée* ». J'échoue alors à entendre ce qui m'est adressé, le manque d'inquiétude et d'affolement qui m'est aussi reproché et j'interviens seulement pour lui demander comment elle souhaiterait que ses parents réagissent.

Le soir même, elle avale l'ensemble des médicaments de la pharmacie et s'évanouit ensuite devant la chambre de ses parents. Ces derniers l'emmènent à l'hôpital où elle sombrera dans le coma quelques minutes avant d'être réanimée. Cette fois bien inquiété, je lui rends visite quelques jours plus tard à l'hôpital, où un bureau m'est prêté pour faire une séance de psychothérapie. Elle a l'air contente de me voir, semble pour sa part très peu inquiète, me raconte avec beaucoup de détail cette deuxième tentative de suicide et m'explique ensuite qu'elle a un copain depuis un mois mais qu'elle n'avait pas « *osé en parler avant* ».

Je suis surpris par cette tentative de suicide plus sérieuse mais plus encore par mon incapacité à anticiper cette dernière, malgré tous les signes avant-coureurs. Je prends conscience que depuis le début de la thérapie, je me représente Lucie comme une petite fille ayant besoin d'être protégée, rassurée et contenue. Je nie toute dimension sexuelle et agressive de sa relation à elle-même et aux autres, comme le font ses parents à qui elle reproche de la voir toujours comme « *une petite fille sage et modèle* ». Sa deuxième tentative de suicide m'oblige à m'interroger sur cette représentation et sur mon incapacité à anticiper son acte. En m'inquiétant et en faisant voler en éclat la représentation figée que j'avais d'elle, elle peut, dans un second temps, se permettre de proposer autre chose et d'évoquer un corps sexualisé, désirable et désirant. Si le rapport à la douleur et au corps est bien différent entre les scarifications et les tentatives de suicides, ces deux pratiques ont en commun le désordre social qu'elles suscitent. Elles modifient également le statut social du sujet qui s'y adonne, qui devient facilement « fou », « malade » ou « déviant ».²¹

À partir de cet événement, Lucie parle de plus en plus pendant les séances et décrira notamment la sensation d'avoir été kidnappée et violée pendant son enfance. Elle en a parlé à ses parents qui lui ont assuré qu'un événement de ce type ne s'était jamais produit. Elle évoque aussi une puberté précoce, avec un début de menstruation à onze ans, qu'elle a très mal vécue, ayant l'impression d'être toujours considérée exactement de la même manière, comme une enfant, alors

21 Pablo Votadoro, « Automutilations à l'adolescence: au carrefour des sciences sociales et de la psychopathologie : La Fabrique d'un symptôme » (Thèse, Paris 7, 2011).

même qu'elle subissait de nombreux changements corporels et pulsionnels qu'elle était incapable de comprendre et de maîtriser. Il me semble que l'entrée dans la sexualité adolescente a été particulièrement traumatique pour Lucie et se cristallise autour de cette sensation d'avoir été kidnappée et violée, traumatisme d'autant plus fort qu'il a été dénié par son entourage. J'ai moi-même reproduit cette dénégation au début de la thérapie et ce n'est que dans un second temps qu'elle s'autorisera à me parler de ses relations amoureuses et de ce fantasme sexuel. Je serai aussi en mesure de reconnaître et d'accueillir de timides tentatives de séduction²² de sa part au cours de la thérapie, Lucie arrivant de plus en plus maquillée et apprêtée aux séances, et croisant bien plus souvent mon regard en souriant. Il ne me semble alors pas qu'elle attende de réponse de ma part mais plutôt qu'elle expérimente l'utilisation d'accessoires féminins destinés à attirer un regard masculin sur elle-même, cette utilisation pouvant être reconnue et accueillie sans mettre en danger ni la relation thérapeutique ni l'intégrité des protagonistes. Je suis d'abord tenté de me réfugier derrière une position de thérapeute asexué en faisant comme si je ne remarquais pas ces changements et que la situation thérapeutique ainsi que notre différence d'âge rendaient inconcevable la possibilité que je puisse éprouver la moindre attirance pour elle. Néanmoins, cette position me paraît rapidement hypocrite et je me permets donc de remarquer à voix haute ces changements entre sa présentation lors des premières séances et celle qu'elle montre depuis sa sortie d'hospitalisation. Elle me répond « *oui, je crois que je suis en train de grandir* ».

À la fin de cette séance, je me dis que la fonction de contenance que j'assurais en début de thérapie était probablement plus ambivalente que je ne le pensais. En effet, si je m'efforçais de combler les silences qu'elle jugeait insupportables, c'était peut-être aussi dans l'objectif d'étouffer certains mouvements pulsionnels qui nous semblaient, à elle comme à moi, trop dangereux. Autrement dit, plutôt que de laisser se déployer en séance, de manière contenue et encadrée, certaines manifestations et représentations de pulsions agressives et érotiques, j'ai choisi d'en contraindre l'expression, me laissant happer par les propres angoisses de Lucie et celles de ses parents, le père de Lucie déclarant notamment en entretien familial qu'il avait « *très peur de ce que Lucie pourrait faire* ». Ce n'est qu'après sa tentative de suicide que je mesure alors la nécessité non seulement de continuer à contenir ces mouvements pulsionnels mais surtout de leur laisser une porte

22 La notion de séduction en psychanalyse, et notamment dans le cadre de la thérapie, ne se limite pas à un sens érotique mais signifie plus largement l'ensemble des efforts et des tentatives pour susciter l'intérêt et l'affection chez une personne extérieure. C'est aussi en ce sens que la psychanalyse parle de « séduction » de la part des enfants envers leurs parents. Pour plus de détails sur les processus de séduction au sein d'une thérapie, entre patients et thérapeute, voir Vincent Garcia, « La séduction contre-transférentielle », *Dialogue* 164, n° 2 (2004): 72-79.

d'entrée. Mon rôle de thérapeute consiste alors à rassurer Lucie sur ma propre capacité à contenir ses mouvements pulsionnels (ainsi que les miens!), lui indiquant ainsi que ces derniers sont supportables, et qu'elle pourra elle-même, dans un second temps, leur laisser une place dans sa propre dynamique pulsionnelle.

Dans le cadre de cet article, je n'aurai pas l'espace requis afin de développer plus généralement la question de l'influence complexe du genre sur les pratiques de scarification. Je me contenterai donc de noter que si plusieurs psychiatres et psychanalystes ont décrit les scarifications comme une pratique typiquement féminine,²³ plusieurs études cinématographiques,²⁴ féministes,²⁵ historiques²⁶ ou sociologiques²⁷ ont récemment dénoncé cette représentation et montré son caractère construit,²⁸ une méta-analyse récente montrant que 38 % des personnes qui se sont scarifiées au moins une fois dans leur vie sont des hommes.²⁹ Selon ces études, les discours qui prennent pour objet les scarifications résultent d'une stratégie de contrôle des corps, et particulièrement du corps des femmes, dans l'objectif de renforcer le pouvoir médical et psychiatrique sur les corps. Pour donner un extrait synthétique des conclusions de ces analyses: « L'automutilation est [modélisée comme] un acte < infantile > et < primitif > exécuté par quelqu'un qui refuse les responsabilités et les pressions sociales liées à l'âge adulte ou qui ne peut

23 Louville Eugene Emerson, « Psychoanalysis of Self-Mutilation », *The Psychoanalytic Review* 1 (1913): 41–54; Manuella De Luca, « Les scarifications comme après coup féminin. Les vicissitudes d'un masochisme bien mal tempéré », *Évolution Psychiatrique* 76, n° 1 (2011): 75–95; Ping-Nie Pao, « The syndrome of delicate self-cutting », *British Journal of Medical Psychology* 42, n° 3 (1969): 195–206.

24 Warren Bareiss, « Adolescent Daughters and Ritual Abjection: Narrative Analysis of Self-Injury in Four US Films », *Journal of Medical Humanities* 38, n° 3 (2017): 319–37.

25 Sarah Naomi Shaw, « Certainty, Revision, and Ambivalence: A Qualitative Investigation into Women's Journeys to Stop Self-Injuring », *Women & Therapy* 29, n° 1–2 (2006): 153–77; Barbara Jane Brickman, « < Delicate > Cutters: Gendered Self-Mutilation and Attractive Flesh in Medical Discourse », *Body & Society* 10, n° 4 (2004): 87–111.

26 Sander L. Gilman, « From psychiatric symptom to diagnostic category: Self-harm from the Victorians to DSM-5 », *History of psychiatry* 24, n° 2 (2013): 148–165; Chris Millard, *A History of Self-Harm in Britain* (Basingstoke: Palgrave Macmillan Welcome Trust, 2015); Sarah Chaney, *Psyche on the Skin: A History of Self-Harm* (Londres: Reaktion Books, 2017).

27 Patricia A. Adler et Peter Adler, *The Tender Cut: Inside the Hidden World of Self-Injury* (New York: New York University Press, 2011); Kay Inckle, *Writing on the Body?: Thinking Through Gendered Embodiment and Marked Flesh* (Newcastle: Cambridge Scholars Publishing, 2007); Peter Steggals, « Making Sense of Self-harm: Exploring the Cultural Meaning and Social Context of Non-suicidal Self-injury » (Thèse, Newcastle University, 2013).

28 Brickman, « < Delicate > Cutters »; Sarah Naomi Shaw, « Shifting Conversations on Girl's and Women's Self-Injury: An Analysis of the Clinical Literature in Historical Context », *Feminism & Psychology* 12, n° 2 (2002): 191–219; Chris Millard, *A History of Self-Harm in Britain* (Basingstoke: Palgrave Macmillan Welcome Trust, 2015).

29 Konrad Bresin, Michelle Schoenleber, « Gender Differences in the Prevalence of Nonsuicidal Self-Injury: A Meta-Analysis », *Clinical Psychology Review* 38 (2015): 55–64.

pas s'exprimer convenablement et de manière civilisée (c'est-à-dire par le langage) »³⁰. Cette conclusion fait directement écho à des écrits psychiatriques et psychologiques particulièrement récents sur les scarifications, par exemple: « On apprend aux patients à parler plutôt qu'à se scarifier [...]. Ils doivent comprendre que la scarification est inacceptable et qu'ils devraient respecter leurs corps. Ils doivent apprendre à gérer leurs relations de manière constructive [...] et à trouver des moyens d'améliorer leur amour propre et leur image corporelle »³¹.

Pour d'autres auteurs, les scarifications sont un moyen, dans un mélange de reproduction et de dénonciation, d'exprimer et de rendre visible les violences faites aux femmes que leur environnement social refuse de reconnaître: « les automutilations reflètent les expériences des filles et des femmes en matière de violations relationnelles et culturelles [...] ce qui attire l'attention sur la violence qui leur a été faite est la destruction de leur corps d'une manière qui reproduit cette violence tout en transgressant les normes culturelles ».³² La violence évoquée par la psychologue Sarah Naomi Shaw peut être celle d'une agression antérieure (en référence à l'hypothèse d'une étiologie traumatique) ou, plus généralement, la violence de la norme imposée sur les corps féminins.³³

Dans le cas de Lucie, ma première représentation de ses pratiques corporelles, sur un mode déficitaire, a pu contribuer à renforcer son impression d'impuissance et de passivité et l'impression d'absence que je ressentais lors de nos séances. Ce n'est que dans un second temps, lorsque je me suis inclus dans la scène clinique qui se jouait entre nous et le malaise que j'éprouvais face à ses scarifications, qu'elle a pu prendre une position plus active et jouer avec les codes de la féminité.

30 Brickman, « « Delicate » Cutters », 97. Traduction de l'auteur.

31 Barent W. Walsh, *Treating Self-Injury: A Practical Guide* (New York: Guilford Publications, 2005). Cité par Armando R. Favazza, *Bodies under Siege: Self-Mutilation, Non Suicidal Self-Injury, and Body Modification in Culture and Psychiatry* (Baltimore: JHU Press, 2011[1987]), 259. Traduction de l'auteur.

32 Sarah Naomi Shaw, « Shifting Conversations », 207–208.

33 Notons que cette dénonciation d'une violence de la norme évoque certaines actions artistiques de Gina Pane, par exemple lorsqu'elle se coupe aux lèvres et au pourtour des ongles dans *Autoportrait(s)* (1973), tandis qu'une vidéo de femmes se vernissant les ongles d'un vernis rouge est projetée sur un mur de la salle, ou encore lorsqu'elle se maquille avec une lame de rasoir dans *Action Psyché (Essai)* (1974). Pour plus de développements sur cette question, voir notamment un article écrit précédemment sur cette question: « Automutilation et hystérisation discursive des corps », *GRAAT On-Line* 22 (2019): 18–32.

Les scarifications pour tracer des frontières

Je souhaite maintenant revenir sur cette notion de changement et de différenciation qui éclaire fortement les scarifications de Lucie. En effet, ces pratiques visent à établir une distinction à même le corps de Lucie sous plusieurs aspects.

Tout d'abord, comme je l'avais noté dans la première partie de cet article, les scarifications, au travers de la sensation douloureuse et de la vue du sang, renforcent la capacité contenante de la peau et donc la distinction entre l'extérieur et l'intérieur. Pour éviter de disparaître et de se répandre dans le monde et pour maintenir un sentiment vacillant d'existence corporelle, les coupures tracent et retracent la ligne de démarcation entre intérieur et extérieur.³⁴

Par ailleurs, ces marques effectuées par Lucie elle-même permettent de distinguer le corps de l'enfance du corps de l'adolescence, distinction qui avait été ressentie et subie à même le corps lors de la puberté mais n'avait pu être ni reconnue par d'autres, ni intégrée psychiquement. Les processus pubertaires,³⁵ en tant que transformations psychiques qui accompagnent la puberté, avaient été entravés puisqu'aucune parole, aucun changement d'attitude significatif n'avaient, selon Lucie, accompagné ses modifications corporelles. Vers la fin de la thérapie, elle sera aussi capable d'exprimer clairement qu'elle a commencé à se scarifier pour que ses parents se rendent compte qu'elle allait mal puisqu'elle n'arrivait pas à leur faire comprendre autrement qu'elle « *n'était[t] plus la même* ». Elle avait en effet l'impression de n'être « *ni vue ni entendue* » par ses parents tout en reconnaissant qu'ils se préoccupaient d'elle et effectuaient de nombreuses démarches matérielles. Ses parents écoutaient et voyaient bien quelqu'un mais il s'agissait de la « *petite fille sage et modèle* » dans laquelle elle ne se reconnaissait plus. Elle raconte ainsi avec un grand sourire au cours d'une séance que ses grands-parents l'ont vue après qu'elle se soit automutilée et « *ne [l]'ont pas reconnue* ». Nous rejoignons ici les réflexions de Catherine Matha selon qui les scarifications permettent notamment de « mourir au passé pour accéder à un statut plus enviable »,³⁶ en détruisant fantasmatiquement non seulement le corps dépendant de l'enfance mais aussi l'enfant idéal comblant le manque des parents,³⁷ pour advenir au corps de l'adolescence. Les marques sur son corps seraient aussi une tentative de forcer le regard sur un corps dont la sexualisation a

34 David Le Breton, *La peau et la trace* (Paris: Métailié, 2003); Frédérique Lamotte, Jean Malka, Philippe Duverger, « Apport de la théorie des enveloppes psychiques à la compréhension des conduites de scarifications à l'adolescence », *Neuropsychiatrie de l'Enfance et de l'Adolescence* 57, n° 2 (2009): 146–53.

35 Gutton, *Le pubertaire*.

36 Catherine Matha, « De l'inscription à la représentation », *La psychiatrie de l'enfant* 53, n° 1 (2010): 259.

37 Votadoro, « Automutilations à l'adolescence », 645.

été vécue sur un mode traumatique en grande partie car elle n'a pu être ni reconnue, ni verbalisée. Autrement dit, des éprouvés corporels inassimilables psychiquement n'ont pu passer par le regard d'un autre pour être transformés et retransmis à Lucie qui n'a alors pas été en mesure de s'approprier ces éprouvés et ce corps en métamorphose.

Par ailleurs, Lucie a une sœur jumelle, avec laquelle la relation est très conflictuelle. Elle explique que lorsqu'elles étaient enfants, sa sœur faisait beaucoup de bêtises et nécessitait beaucoup d'attention de la part de ses parents. Elle a ainsi souvent reproché à ses parents d'avoir une préférence envers sa sœur jumelle, à ses parents de rétorquer qu'ils « *ne font pas de différence* » et à quoi elle répond en séance avec colère qu'« *il y a forcément une différence* ». Durant la thérapie, elle exprime une forte angoisse que sa sœur « *fasse comme [elle]* », c'est-à-dire s'automutile aussi et insiste sur le fait que ses marques permettent maintenant à leurs amis de bien les distinguer. Elle s'appuie aussi sur ses scarifications pour exiger une chambre séparée de celle de sa sœur jumelle et l'obtiendra. Ses scarifications lui permettent d'établir une différence et de mettre à distance un « double » qu'elle considérait trop proche.

Néanmoins, ces tentatives de créer une distinction entre l'intérieur et l'extérieur, entre son corps d'enfant et son corps d'adolescente et entre sa sœur et elle-même ne peuvent s'inscrire de manière durable que si elles sont reconnues par son entourage. Elle semble en effet incapable de s'identifier elle-même à un corps d'adolescente et a donc besoin que la fin de l'enfance et le passage à l'adolescence soient reconnus par l'entourage. Elle raconte ainsi un rêve qu'elle fait durant son hospitalisation où elle est maquillée, coiffée et bien habillée mais où tout le monde la trouve ridicule et se moque d'elle. Elle déclare ensuite qu'elle ne se sent pas légitime quand elle se maquille, que cet accoutrement lui paraît faux et qu'elle a donc besoin que ce changement soit d'abord confirmé par un regard extérieur pour y croire ensuite elle-même.

Ses scarifications et ses tentatives de suicide servent à forcer le changement de regard. Elle se protège d'un éventuel refus ou d'une éventuelle agressivité en réaction à ce passage en force en plaçant ce changement hors de sa volonté, hors de son contrôle puisque ces pratiques se font malgré elle (« *c'est plus fort que moi* », « *je ne sais pas ce qui m'est arrivée* »). Le corps et plus particulièrement la cicatrice deviennent alors témoins « historiques de l'évènement psychique traversé »³⁸: *support de discussion* entre le sujet et l'autre, qui atteste de la souffrance vécue sans que le sujet doive se risquer à une adresse directe. La psychanalyste Catherine Matha explique ainsi comment les scarifications peuvent être un moyen de forcer l'empathie de l'autre et de situer en dehors de soi la demande de lien: c'est l'autre qui s'inquiète et se rapproche, l'autre qui désire et devient

38 Dargent et Matha, *Blessures de l'adolescence*, 169.

dépendant du lien mais absolument pas le sujet scarificateur. Lorsque l'angoisse d'être sous l'emprise de l'objet est trop forte, l'entame force le lien en contournant la terreur d'être rejetée, la réaction faisant alors partie intégrante du processus scarificateur et paradoxalement aussi du processus suicidaire où la « dimension ordalique équivaut à un appel à l'objet humain qui a fait défaut, plus qu'à une divinité arbitraire ou au hasard ». ³⁹ En effet, l'entourage donne sens à l'entame et celle-ci ne peut être comprise indépendamment de son adresse, comme si la charge affective suscitée par le recours au corps était trop lourde, trop chargée de sens pour être appréhendée par un seul individu et nécessitait forcément un appoint externe d'élaboration psychique. Si les scarifications sont une manière de rejouer un épisode traumatique, l'aboutissement de cette scène est modifié par la présence d'un autre contenant et capable de remplacer une simple répétition par une élaboration potentielle. Ainsi « l'automutilation prend un autre sens du moment où quelqu'un s'émeut, et contient, répond à l'acte » ⁴⁰. En faisant voler en éclat l'image d'enfant à laquelle elle était associée, Lucie peut, dans un second temps, s'autoriser à occuper d'autres positions. Elle oblige son entourage à réfléchir avec elle à ce qui lui arrive, à l'accompagner dans ce cheminement identitaire douloureux et angoissant. Ses parents acceptent finalement de participer à une thérapie familiale qu'ils avaient jusque-là refusée et, du côté institutionnel, plusieurs réunions de synthèse s'articulent autour de sa situation. Si je partage avec Nathalie de Kernier l'idée que « le devenir à moyen terme du fonctionnement psychique de l'adolescent est probablement tributaire [...] de la réponse de l'autre à qui le geste a été adressé », ⁴¹ je souhaite néanmoins insister sur la capacité des adolescent·e·s à provoquer la réponse désirée et à être ainsi acteurs et actrices de cette réponse plutôt qu'à la merci des réponses ou non-réponses de leur environnement.

Lucie profite alors de mes inquiétudes et questionnements pour introduire un jeu identificatoire et elle s'amuse à jouer des rôles très différents selon les espaces institutionnels ou les moments. Elle m'explique ainsi qu'elle a « *fai[t] le bébé* » durant son hospitalisation: elle ne décidait plus rien et observait avec intérêt toute l'agitation qui se mettait en place autour d'elle, exprimant ses besoins et s'intéressant à ce que les soignants proposaient ou non pour la satisfaire. Durant les séances, il me semble parfois qu'elle fait aussi « le bébé » mais le plus souvent, elle expérimente plutôt une position d'adulte séducteur. Peu après son hospitalisa-

39 Maurice Corcos, Philippe Jeammet, « Conduites à risque et de dépendance à l'adolescence: la force et le sens », *Psychotropes* 12, n° 2 (2006): 77.

40 Olivier Douville, « L'automutilation, mise en perspectives de quelques questions », *Champ psy* 36, n° 4 (2004): 18.

41 Nathalie de Kernier, Jean Chambry, Patrick Alvin, « Penser le geste suicidaire à l'adolescence et observer l'évolution à moyen-terme du fonctionnement psychique », *Cahiers de psychologie clinique* 33, n° 2 (2009): 52.

tion, alors qu'elle vient d'exprimer une forte envie de s'automutiler (ce qui a ravivé mon inquiétude) et peut-être aussi une certaine agressivité, elle prend, en fin de séance, de manière fugace mais évidente, une position maternante vis-à-vis de moi, parlant d'une voix douce et posée et m'assurant qu'elle n'a plus envie de mourir et qu'elle fera attention si elle se coupe, que nos séances lui font du bien et que « *tout va bien se passer* ».

Je la laisse occuper ainsi différents rôles au cours des séances car il me semble que cette labilité identificatoire la rassure. Comme je l'ai développé précédemment, elle a besoin de provoquer un regard extérieur sur elle-même, sur lequel elle peut s'appuyer pour réinstaurer un sentiment d'existence. Ce détour par un autre lui permet dans un second temps de s'identifier à sa propre image qui lui est renvoyée. En occupant tous les rôles, comme cela a pu être observé dans de nombreux cas de personnes se scarifiant,⁴² elle tente peut-être de lutter contre des failles narcissiques par un sentiment de maîtrise et d'omnipotence maniaque.⁴³ Mais il me semble surtout que cette labilité identificatoire permet d'éviter que le regard se fige, comme cela semble avoir été déjà le cas auparavant. Il s'agit alors avant tout de s'assurer tout autant de la présence du regard de l'autre que de sa plasticité. Lucie ne cherche pas vraiment à s'auto-définir, à affirmer « voilà ce que je suis » mais plutôt à forcer ses interlocuteurs à réfléchir avec elle à cette question et à déjouer toute réponse étriquée que ces derniers pourraient proposer, s'appropriant ainsi le mot de Maurice Blanchot selon qui « la réponse est le malheur de la question »⁴⁴.

Conclusion

En conclusion, les pratiques de scarification servent bien à assurer à leur auteur-e une enveloppe sensorielle visuelle et tactile lorsque les interactions précoces n'ont pas permis l'introjection d'une séparation nette entre l'extérieur et l'intérieur.⁴⁵ Elles forment une enveloppe de souffrance qui assure un sentiment d'existence minimum et évite une dissolution du corps dont les limites semblent inexistantes. Elles tentent également d'instaurer une distinction entre soi et l'autre et de

42 Bernard Richard, « Les comportements de scarification chez l'adolescent », *Neuropsychiatrie de l'Enfance et de l'Adolescence* 53, n° 3 (avril 2005): 134–41.

43 Xavier Pommereau, « Figurabilités corporelles à l'adolescence: Des conduites d'agir aux actes de soins en institution », *Adolescence* 57, n° 3 (2006): 623–39.

44 Maurice Blanchot, *L'Entretien infini* (Paris: Gallimard, 1969), 19.

45 Maja Perret-Catipovic, « Blessures auto-infligées à l'adolescence : un survol de la littérature », *Adolescence* 52, n° 2 (2005): 447–56; Jean-Luc Gaspard et al., « Marques corporelles, tatouages et solutions subjectives à l'adolescence », *Neuropsychiatrie de l'Enfance et de l'Adolescence* 62, n° 3 (mai 2014): 168–76; Lamotte, Malka, et Duverger, « Apport de la théorie des enveloppes psychiques ».

remettre en place une temporalité qui a pu se figer à la suite d'un événement traumatique. Pour Lucie, ses coupures visent ainsi à établir une séparation nette avec sa sœur, tout en extériorisant la douleur de cette séparation, et à se réapproprié un corps malmené par des changements pubertaires précoces et vécus sur un mode traumatique.

Néanmoins, ces opérations de coupure entre le monde extérieur et le monde intérieur d'une part, entre soi et l'autre d'autre part, ne peuvent s'inscrire dans la durée que si elles passent par un regard extérieur. Ce que montre ce cas clinique est qu'un des objectifs principaux des scarifications et des tentatives de suicide de Lucie est bien d'attirer ce regard et que la coupure de la peau vise ici à transformer le lien à l'autre parental (et aussi au thérapeute qui en accueille la projection). Le choix de pratiques transgressives et générant des sentiments particulièrement difficiles à supporter par l'entourage⁴⁶, est loin d'être anodin. Il permet de s'assurer d'une réaction et d'une remise en mouvement des relations et des représentations existantes. Les scarifications et les tentatives de suicide à l'adolescence peuvent alors être comprises comme des démarches, souvent efficaces, visant à forcer le changement de regard, notamment lorsque l'adolescent-e se sent cantonné-e à une place d'enfant qui désavoue ses éprouvés corporels. Le psychiatre Jacques Laget propose ainsi que l'objectif principal de la blessure de soi est de « forcer le regard sur soi, regard qui a pu manquer, ou s'est figé, s'est égaré, ou s'est perdu... ».⁴⁷ Si le thérapeute se représente le patient principalement sur un mode déficitaire, comme un individu dont il faudrait « réparer » la fonction contenante pour diminuer les angoisses et prévenir les agirs auto-agressifs, il échoue à voir ce qui lui est adressé.

Les agirs auto-agressifs peuvent alors devenir une façon d'invoquer l'écoute d'un interlocuteur, d'exiger son attention et de mettre sur le devant de la scène des motions pulsionnelles que l'environnement peine à supporter mais qui n'en existent pas moins pour le sujet. L'énigme des scarifications et les questionnements qu'elles entraînent introduisent ainsi une distance entre la personne qui se scarifie et l'interlocuteur qu'elle convoque, ce dernier devenant tout à la fois acteur de la scène clinique et spectateur de cette scène, tentant de comprendre et d'interpréter ce qu'il s'y joue. La découverte des scarifications impose du « jeu », au sens théâtral par la création d'une scène comprenant acteurs et spectateurs, mais aussi au sens de l'interstice irréductible entre une porte et le chambranle qui

46 Allen Frances, « Introduction (to the section on self-mutilation) », *J Personality Disorders* 1 (1987): 316; Pablo Votadoro, « Clinique du pouvoir à l'adolescence », *Enfances & Psy* 36, n° 3 (2007): 154–64.

47 Jacques Laget, « Coupure, peinture au sang, regard du thérapeute », *Adolescence* 76, n° 2 (2011): 347.

l'encadre, entre le bâtiment et l'échafaudage,⁴⁸ entre la clinique et la théorie, entre le Réel et sa représentation.

Bibliographie

- Adler, Patricia A., Peter Adler. *The Tender Cut: Inside the Hidden World of Self-Injury*. New York: New York University Press, 2011.
- Abraham, Nicolas, Maria Torok, et Nicholas Rand. *L'écorce et le noyau*. Paris: Flammarion, 2009.
- Anzieu, Didier. *Le moi-peau*. Paris: Dunod, 1995.
- Ayouch, Thamy. « ‹ Régions-lui son cas ›. Psychanalyse, récits cliniques, enjeux ». *Psychologie Clinique* 44, n° 2 (7 novembre 2017): 99–114.
- Bick, Esther. « The Experience of the Skin in Early Object-Relations ». *Int. J. Psycho-Anal.* 49 (1968): 484–86.
- Bareiss, Warren. « Adolescent Daughters and Ritual Abjection: Narrative Analysis of Self-Injury in Four US Films ». *Journal of Medical Humanities* 38, n° 3 (2017): 319–37.
- Bion, Wilfred-Ruprecht. *Aux sources de l'expérience*. Traduit par François Robert. 1962. Reprint, Paris: PUF, 2003.
- Blanchot, Maurice. *L'Entretien infini*. Paris: Gallimard, 1969.
- Bresin, Konrad, et Michelle Schoenleber. « Gender Differences in the Prevalence of Non-suicidal Self-Injury: A Meta-Analysis ». *Clinical Psychology Review* 38 (2015).
- Brickman, Barbara Jane. « ‹ Delicate › Cutters: Gendered Self-Mutilation and Attractive Flesh in Medical Discourse ». *Body & Society* 10, n° 4 (2004): 87–111.
- Cascarino, Adrien. « Automutilation et hystérisation discursive des corps ». *GRAAT On-Line* 22 (2019): 18–32.
- Chaney, Sarah. *Psyche on the Skin: A History of Self-Harm*. London: Reaktion Books, 2017.
- Corcos, Maurice, et Philippe Jeammet. « Conduites à risque et de dépendance à l'adolescence: la force et le sens ». *Psychotropes* 12, n° 2 (2006): 71–91.
- Dargent, Fanny, et Catherine Matha. *Blessures de l'adolescence*. Paris: PUF, 2011.
- De Luca, Manuella. « Les scarifications comme après coup féminin. Les vicissitudes d'un masochisme bien mal tempéré ». *Évolution Psychiatrique* 76, n° 1 (2011): 75–95.
- Douville, Olivier. « L'automutilation, mise en perspectives de quelques questions ». *Champ psy* 36, n° 4 (2004): 7–24. <https://doi.org/10.3917/cpsy.036.0007>.
- Emerson, Louville Eugene. « Psychoanalysis of Self-Mutilation ». *The Psychoanalytic Review* 1 (1913): 41–54.
- Favazza, Armando R. *Bodies under Siege: Self-Mutilation, Non Suicidal Self-Injury, and Body Modification in Culture and Psychiatry*. Baltimore: JHU Press, 2011 [1987].
- Frances, Allen. « Introduction (to the section on self-mutilation) ». *J Personality Disorders* 1 (1987): 316.

48 Sigmund Freud, *L'Interprétation du rêve*, trad. par Jean-Pierre Lefebvre (Paris: Le Seuil, 2014 [1900]), 455.

- Freud, Sigmund. « Le moi et le ça ». Dans *Essais de psychanalyse*, traduit par Pierre Cotet, André Bourguignon, et Alice Cherki, 219–75. Reprint, Paris: Petite bibliothèque Payot, 1981 [1923].
- « Projet d'une psychologie ». *Lettres à Wilhelm Fliess, 1887–1904*, traduit par Françoise Kahn et François Robert, 3^e édition. Paris: PUF, 2015.
 - *Cinq Psychanalyses*. Traduit par Marie Bonaparte et Rudolphe M. Loewenstein. 1901. Reprint, Paris: PUF, 1997.
 - *L'Interprétation du rêve*. Traduit par Jean-Pierre Lefebvre. 1900. Reprint, Paris: Le Seuil, 2014.
- Garcia, Vincent. « La séduction contre-transférentielle ». *Dialogue*, 2004, 164, n° 2 (2004): 72–79.
- Gaspard, Jean-Luc, Romuald Hamon, Nelson Da Silva Junior, et Caroline Doucet. « Marques corporelles, tatouages et solutions subjectives à l'adolescence ». *Neuropsychiatrie de l'Enfance et de l'Adolescence* 62, n° 3 (mai 2014): 168–76.
- Gilman, Sander L. « From psychiatric symptom to diagnostic category: Self-harm from the Victorians to DSM-5 ». *History of psychiatry* 24, n° 2 (2013): 148–165.
- Gutton, Philippe. *Le pubertaire*. Presses universitaires de France, 2003.
- Inckle, Kay. *Writing on the Body?: Thinking Through Gendered Embodiment and Marked Flesh*. Newcastle: Cambridge Scholars Publishing, 2007.
- Kernier, Nathalie de, Jean Chambry, et Patrick Alvin. « Penser le geste suicidaire à l'adolescence et observer l'évolution à moyen-terme du fonctionnement psychique ». *Cahiers de psychologie clinique* 33, n° 2 (2009): 43–58. <https://doi.org/10.3917/cpc.033.0043>.
- Lacan, Jacques. « Fonction et champ de la parole et du langage ». Dans *Écrits*, 237–322. Paris: Le Seuil, 1966.
- « Subversion du sujet et dialectique du désir dans l'inconscient freudien ». Dans *Écrits*, 793–827. Paris: Le Seuil, 1966.
- Laget, Jacques. « Coupure, peinture au sang, regard du thérapeute ». *Adolescence* 76, n° 2 (2011): 339–53. <https://doi.org/10.3917/ado.076.0339>.
- Lamotte, Frédérique, Jean Malka, et Philippe Duverger. « Apport de la théorie des enveloppes psychiques à la compréhension des conduites de scarifications à l'adolescence ». *Neuropsychiatrie de l'Enfance et de l'Adolescence* 57, n° 2 (mars 2009): 146–53.
- Le Breton, David. *La peau et la trace*. Paris: Métailié, 2003.
- Matha, Catherine. « De l'inscription à la représentation ». *La psychiatrie de l'enfant* 53, n° 1 (2010): 255–83.
- Millard, Chris. *A History of Self-Harm in Britain*. Basingstoke: Palgrave Macmillan Welcome Trust, 2015.
- Pao, Ping-Nie. « The syndrome of delicate self-cutting ». *British Journal of Medical Psychology* 42, n° 3 (1969): 195–206.
- Perret-Catipovic, Maja. « Blessures auto-infligées à l'adolescence : un survol de la littérature ». *Adolescence* 52, n° 2 (2005): 447–56. <https://doi.org/10.3917/ado.052.0447>.
- Pommereau, Xavier. « Figurabilités corporelles à l'adolescence: Des conduites d'agir aux actes de soins en institution ». *Adolescence* 57, n° 3 (2006): 623–39.
- Richard, Bernard. « Les comportements de scarification chez l'adolescent ». *Neuropsychiatrie de l'Enfance et de l'Adolescence* 53, n° 3 (avril 2005): 134–41.

- Shaw, Sarah Naomi. « Certainty, Revision, and Ambivalence: A Qualitative Investigation into Women's Journeys to Stop Self-Injuring ». *Women & Therapy* 29, n° 1–2 (2006): 153–77. https://doi.org/10.1300/J015v29n01_08.
- « Shifting Conversations on Girl's and Women's Self-Injury: An Analysis of the Clinical Literature in Historical Context ». *Feminism & Psychology* 12, n° 2 (2002): 191–219.
- Steggals, Peter. « Making Sense of Self-harm: Exploring the Cultural Meaning and Social Context of Non-suicidal Self-injury ». Thèse, Newcastle University, 2013.
- Straker, Gillian. « Signing with a scar: Understanding self-harm ». *Psychoanalytic dialogues* 16, n° 1 (2006): 93–112.
- Swannell, S.V., G.E. Martin, A. Page, P. Hasking, et N.J. St John. « Prevalence of nonsuicidal self-injury in nonclinical samples: Systematic review, meta-analysis and meta-regression ». *Suicide and Life-Threatening Behavior* 44, n° 3 (2014): 273–303.
- Visentini, Guenaël. « Frontières d'une clinicographie psychanalytique ». *Psychologie Clinique* 44, n° 2 (2017): 14–31.
- Visentini, Guenaël. « Recherche en psychanalyse et écriture du cas : enjeux épistémologiques, cliniques et de transmission ». Thèse, Université de Paris, 2020.
- Votadoro, Pablo. « Clinique du pouvoir à l'adolescence ». *Enfances & Psy* 36, n° 3 (2007).
- « Automutilations à l'adolescence: au carrefour des sciences sociales et de la psychopathologie: La Fabrique d'un symptôme ». Thèse, Paris 7, 2011.
- Walsh, Barent W. *Treating Self-Injury: A Practical Guide*. New York: Guilford Publications, 2005.
- Winnicott, Donald Woods. « Intégration du moi au cours du développement de l'enfant ». Dans *Processus de maturation chez l'enfant: développement affectif et environnement*, traduit par Jeanine Kalmanovitch, 9–18. Payot, 1970.
- « La capacité d'être seul ». Dans *De la pédiatrie à la psychanalyse*, traduit par Jeanine Kalmanovitch, 325–33. Paris: Payot, 1989.
 - *La mère suffisamment bonne*. Traduit par Jeanine Kalmanovitch. Paris: Payot & Rivage, 2007.

II. Produktion von Grenzen – La production de frontières

Tonio Weicker

Körperlichkeit und Grenze im halb-öffentlichen Raum der Marschrutka: Soziale In- und Exklusion in russischen Sammeltaxis

Cette contribution explore le réseau des relations entre corporéité et frontière sur la base des théories sociologiques de l'affect, issues de la recherche portant sur l'urbanisme et la mobilité. Dans ce cadre, le corps et la frontière sont interprétés en tant que catégories d'analyse se déterminant mutuellement et devenant observables, par exemple, à travers une pratique de mobilité spécifique: celle des taxis collectifs russes, appelés »marshrutkas«. Ces derniers contribuent à façonner l'espace public ainsi que les communautés urbaines contemporaines. Il renforce également les processus d'inégalité sociale et de ségrégation socio-territoriale en raison d'une accessibilité limitée. Fondé sur un modèle d'entreprise exploitant les employés, ce système contraint la rencontre et restreint la convivialité. L'analyse socio-politique des formes de violence et de domination structurelles permet ainsi de désigner les mécanismes d'exclusion et d'exploitation, tout en apportant une contribution à la recherche urbaine.

Grundlegend für die Analyse von komplexen Beziehungsgeflechten zwischen Körpern und Grenzen ist zweifelsohne ein prozesshaft konstituierter Bewegungs- und Mobilitätsbegriff¹. Zumindest aus praxeologischer Sicht scheint das den folgenden Überlegungen zugrunde liegende Begriffspaar ohne Mobilität kaum sinnvoll analysierbar.² Entsprechend ist die These dieses Textes, dass Körperlichkeit und Grenze erst durch Bewegung dynamisch erfahrbar und situativ definierbar werden, weshalb etablierte Mobilitätsroutinen hier als implementierte Machtstrukturen in Zeit und Raum in den Blick genommen werden sollen.³ Anhand des Mobilitätsphänomens russischer Sammeltaxis soll dies exemplarisch dargestellt und hinsichtlich sozialer Inklusions- und Exklusionsmechanismen diskutiert werden. Dabei wird das russische Sammeltaxi, die Marschrutka, als Öffentlichkeit konstituierendes konzipiert, welches auf vielschichtige

1 Nina Glick Schiller und Ayse Caglar, *Locating migration: Rescaling cities and migrants* (New York: Cornell University Press, 2010).

2 Tim Cresswell, *On the move: mobility in the modern western world* (Abingdon: Taylor & Francis, 2006).

3 Jørgen Ole Bærenholdt, »Governmobility: The powers of mobility«. *Mobilities* 8, Nr. 1 (2013): 20–34.

Art und Weise städtisches Leben prägt, erfahrbar macht und ermöglicht. Im Wesentlichen soll demnach die Frage diskutiert werden, inwiefern sich der Handlungsraum Marschrutka über eine spezifische Konstitution von Körper und Grenze determinieren lässt. Welche Rolle spielen Körper und Grenze in alltäglichen Mobilitätsformen als Praxis städtischer Raumproduktion? Was passiert im engen und sozial hochkomplexen Innenraum der Marschrutka hinsichtlich der wechselseitigen Wahrnehmung genannter Analysekatoren?

Zunächst wird zum besseren Verständnis die historische Entwicklung des Marschrutka-Phänomens in Russland erläutert. Im Folgenden wird das Begriffspaar Körper und Grenze als Analysekatoren eingeführt und in theoretischen Überlegungen des Affekts sowie der Mobilitätsforschung verortet. Schließlich wird die Wirkungsmacht des Systems und der soziotechnischen Assemblage ›Marschrutka‹ auf das prozesshafte Beziehungsgeflecht von Körper und Grenze exemplarisch diskutiert. Im Wesentlichen erscheint das Sammeltaxi Marschrutka dabei aus zweierlei Hinsicht relevant: Erstens etabliert sich durch die räumliche Enge, die spezifische Materialität der Kleinbusse, das hybride Routensystem und die Gegebenheit städtischer Infrastruktur eine Mobilitätspraxis, die in besonderem Maße auf Körperlichkeit angewiesen ist. Diese körperlichen Zugangsanforderungen (physische Unversehrtheit, kommunikatives Vermögen, lokale Ortskenntnisse) belegen entsprechend einen hohen Grad an sozialer Segregation, der den exklusiven und ausgrenzenden Charakter dieses Verkehrsmittels unterstreicht. Zweitens wird daran anschließend auf die räumliche Segregation rekurriert, welche die Marschrutka als dominantes Verkehrssystem koproduziert. Hier geht es im weiteren Sinne um die Frage, wie Stadt und der Zugang zu städtischen Ressourcen (beispielsweise Arbeit, Kulturangebote, Konsum) über die Erreichbarkeit via Marschrutka ermöglicht oder eben begrenzt wird. Außerdem wird hier auf die außerordentliche Rolle der Marschrutka als Alltagserfahrung des städtischen Raumes hingewiesen. Als explizit post-sovietisches Massenverkehrsmittel produziert die Marschrutka demnach in besonderem Maße Transformationsprozesse in der Stadtentwicklung und prägt durch doppelte räumliche Ausgrenzung (Segregation durch Verfügbarkeit und physische Zugänglichkeit) ein sozial relevantes aber offensichtlich selektives, eben räumlich und sozial begrenztes Bild zeitgenössischer Stadtgesellschaft.

Im letzten Schritt wird die Unzulänglichkeit des Verkehrssystems auf ein ökonomisches Profitmodell, welches im Wesentlichen auf Ausbeutung marginalisierter Arbeitskräfte (der Fahrer⁴) beruht, zurückgeführt und aufgezeigt,

4 Der vorliegende Text versucht, kein generisches Maskulinum zu verwenden. Das soziokulturelle Rollenkonstrukt des Marschrutka-Fahrers wird hier als Ausnahme behandelt, um auf die klar männliche Konnotation des Berufsbildes sowie der Selbstwahrnehmung und die Performanz ›männlich‹ kodierter Symbole im Innenraum der Marschrutka zu verweisen. Es gibt

wie über diese Form der Gewalt die Körperlichkeit der Passagier*innen und Dienstleister*innen konstanter Vulnerabilität ausgesetzt wird.

Die Marschrutka und post-sowjetische Stadtentwicklungsprozesse

Eine signifikante Zerfalls- und Umbruchserfahrung post-sowjetischer Gesellschaften ist der meist abrupte Zusammenbruch des zuvor stark subventionierten und breit angelegten öffentlichen Nahverkehrs in Folge staatlicher und wirtschaftlicher Transitionsprozesse. So befanden sich im Jahre 1990 jeweils 24 Prozent der weltweiten Trolleybus- und Straßenbahninfrastruktur auf dem Gebiet des heutigen Russlands mit einer Gesamtlänge von über 7000 km⁵. Der preiswert oder für bis zu einem Drittel (27,3 Prozent) der Bevölkerung aufgrund sozialer Vergünstigungen gar umsonst zur Verfügung gestellte Personennahverkehr war somit eine Grundkonstante sowjetisch-urbanen Lebens und Wirtschaftens. Dies gilt, zumal die individuelle Motorisierung bis in die späten 1980er Jahre hinein auf relativ niedrigem Niveau verharrte.⁶ Mit Versiegen der staatlich zentral gesteuerten Subventionen in den frühen 1990er Jahren blieb den lokalen Verkehrsabteilungen in weiten Teilen der russischen Peripherie vielerorts entweder

in Ausnahmefällen auch weibliche Marschrutkafahrerinnen, welche aufgrund ihrer Seltenheit häufig als lokale Berühmtheiten in regionalen Zeitungsartikeln Beachtung finden (Oleg Glaza, »Женщина за рулем маршрутки«. *Rabdno*, 13. Mai 2019. <https://rabdno.ru/zhenshhina-za-rulem-marshrutki>; Darja Nosikova, »Красота на Газели: каково женщине быть водителем маршрутки?« *Guranka*, 6. September 2018. <https://lifestyle.guranka.ru/vlast-zhenshhinyi/krasota-na-gazeli-kakovo-zhenshhine-byit-voditelem-marshrutki>). Da sich der vorliegende Beitrag mit sozialen In- und Exklusionsmechanismen beschäftigt, soll an dieser Stelle auf die vielseitige Anwendung sexistischer und frauenverachtender Redewendungen verwiesen werden, welche als humoristisch gedachte Dekorationen die Innen- und Außenräume schmücken. Eine systematische Betrachtung von Gender-Konstruktionen im Begegnungsraum der Marschrutka kann an dieser Stelle leider nicht geleistet werden, verbleibt aber eine wesentliche Interaktionskategorie, die zu weiterer Forschung einlädt (Cholpon Turdalieva und Christopher Edling, »Women's mobility and transport-related social exclusion« in Bishkek«. *Mobilities* (2017): 1–16).

5 Pavel V. Zyusin und Alexander Ryzhkov, »Urban Public Transport Development: Trends and Reforms«, in *Transport Systems of Russian Cities*, hg. Mikhail Blinkin und Elena Koncheva, 67–99 (New York: Springer, 2016).

6 Die Motorisierungsrate innerhalb der gesamten UdSSR betrug im Jahre 1987 55,1 Fahrzeuge auf 1000 Einwohner*innen. Im Jahr 2015 hat die mittlere Motorisierungsrate in der Russischen Föderation 340/1000 erreicht, wobei die großen Zentren des Landes schon seit mehreren Jahren Werte von mehr als 500 Autos auf 1000 Einwohner*innen aufweisen. (O. A. Lyubitseva, »Territorial'nye aspekty razvitiya avtomobilizatsii (na primere USSR)«. *Ekonomicheskaja Geografiya* 37 (1985): 59–63; R. Antony French, *Plans, pragmatism and people: the legacy of Soviet planning for today's cities* (London: UCL Press London, 1995); John Pucher, »Capitalism, socialism, and urban transportation policies and travel behavior in the east and west«. *Journal of the American Planning Association* 56, Nr. 3 (1990): 278–296.

nur der abrupte Ausverkauf des staatlichen Fuhrparks⁷ oder aber die sukzessive Verkleinerung einer zusehends veralteten Technik und Ausstattung, die ohne zusätzliche Investitionen langfristig nicht aufrecht zu erhalten war.⁸

Aus dieser Ausgangssituation heraus entwickelte sich das bereits zu Sowjetzeiten etablierte Marschrutka-Mobilitätssystem als kommerziell organisierte Alternative zum öffentlich gesteuerten Nahverkehr weiter und stellte spätestens seit den späten 1990er Jahren die dominante Form städtischen Nahverkehrs in der gesamten Russischen Föderation dar. Obwohl die Kleinbusdienstleistungen grundsätzlich ähnlich organisiert sind wie halbformelle Sammeltaxisysteme in anderen Ländern weltweit (Sherut in Israel, Matatu in Ghana, Dolmus in der Türkei u.v.m.), so ist deren historische Entwicklung im sowjetischen und später post-sowjetischen Raum doch speziell und soll entsprechend kurz erläutert werden.⁹

Das »Marshrutnoe Taksi« bezeichnete ursprünglich eine Art Shuttleservice, welcher in den 1930er Jahren zwischen beliebten Destinationen in den Großstädten des Landes eingesetzt wurde. Die Sammeltaxis, in Form von schwarzen Limousinen,¹⁰ standen an zentralen Punkten der Stadt (etwa Bahnhöfen, Flughäfen, Sehenswürdigkeiten) und beförderten meist sozial und ökonomisch privilegierte Passagier*innen entlang einer vorab festgelegten Route. In analoger Weise und unter demselben Namen etablierten sich ab den 1970er Jahren Kleinbusse als Sammeltaxis, welche den zunehmend überforderten Nahverkehr entlasteten.¹¹ Die neuen Marschrutka-Dienstleistungen waren zwar strukturell in die staatlichen Transportunternehmen integriert, nahmen aber aus Passagier*innensicht eine Sonderstellung ein, da diese zusätzliche Dienstleistung von vornherein von ermäßigten Beförderungsentgelten ausgenommen blieb.¹² Sowjetische Marschrutka-Angebote füllten damit die Lücke zwischen Taxi und klassischem Linienbus. Der Service siedelte sich entsprechend auch preislich

7 Wladimir Sgibnev und Andrey Vozyanov, »Assemblages of mobility: the Marschrutkas of Central Asia«. *Central Asian Survey* (2016): 1–16.

8 Alexander Kolik, Artur Radziwill und Natalia Turdyeva, *Improving Transport Infrastructure in Russia*, OECD Economics Department Working Papers No. 1193 ECO/WKP (2015), 11.

9 Robert Cervero, *Informal transport in the developing world*. UN-HABITAT, 2000; Robert Cervero und Aaron Golub, »Informal transport: A global perspective«, *Transport Policy* 14, Nr. 6 (2007): 445–457.

10 Lewis H. Siegelbaum, *The socialist car: automobility in the Eastern Bloc* (New York: Cornell University Press, 2013).

11 E. E. Mun und A. D. Rubetz, »Организация перевозок пассажиров маршрутными такси«. *М.: Транспорт* (1986); V. A. Pertzев, »Развитие городского транспорта в центральном черноземье в 1970–1980-е годы«. *Вестник Воронежского государственного университета. Серия: История. Политология. Социология*, Nr. 1 (2011): 54–61.

12 Pavel V. Zyusin, Hg., *Пространственная трансформация сетей городского пассажирского транспорта постсоциалистических стран Центрально-Восточной Европы и бывшего СССР* (Москва, МГУ 2010).

deutlich über den ÖPNV-Preisen, aber eben auch unter den gängigen Taxitarifen an. Tatsächlich blieb die Marschrutka bis zum Ende der Sowjetunion allerdings eher ein Randphänomen von nachrangiger verkehrspolitischer Bedeutung.

Dies änderte sich in Folge der Restrukturierung des öffentlichen Nahverkehrs nach dem Ende der UdSSR. Schon in den frühen 1990er Jahren waren die völlig unterfinanzierten Nahverkehrsunternehmen auf die zusätzlichen Kleinbusse existenziell angewiesen.¹³ Sowohl die hohe Nachfrage nach zuverlässigen und schnellen Stadtverkehrsangeboten als auch die geringen Investitionskosten begünstigten eine schnelle Ausbreitung von Marschrutka-Dienstleistungen nicht nur in Russland, sondern in fast allen ehemaligen Sowjetrepubliken. Natürlich ist die Entwicklungsgeschichte der Sammeltaxis von Stadt zu Stadt leicht unterschiedlich. Typischerweise ersetzten die neugegründeten Sammeltaxi-Unternehmen aber zunächst solche Routen, die von den neu gegründeten kommunalen Verkehrsbetrieben nicht mehr aufrechterhalten werden konnten. Mit zunehmender Verbreitung wurden schon bald darauf neue Marschrutka-Linien gegründet. In den 2000er Jahren beförderten Marschrutka-Unternehmen in fast allen post-sowjetischen Städten mindestens 65 Prozent des gesamten Passagier*innenaufkommens.¹⁴ Seit dieser Zeit mehrt sich allerdings auch die Kritik an offensichtlichen Unzulänglichkeiten.¹⁵ Die Kleinbusse sind oft überfüllt, nicht immer ausreichend gewartet und die Fahrer bekannt für einen ruppigen Fahrstil, was Forderungen nach mehr staatlicher Kontrolle zeitigte.¹⁶ In den folgenden Jahren setzten verschiedene Stadtverwaltungen sehr unterschiedliche verkehrspolitische Entscheidungen durch und etablierten diverse Regulationsrahmen, teilweise mit dem Ziel der langfristigen Abschaffung der lokalen Sammeltaxis aber auch teilweise als Instrument zur Förderung von Marschrutka-Unternehmen als langfristigen Ersatz kommunaler ÖPNV-Strukturen.¹⁷ In den letzten fünf Jahren ist aber insgesamt eine klare Tendenz zur stärkeren Einschränkung der Marschrutka-Mobilität in vielen russischen Städten (Kazan, Moskau, Perm, Wolgograd und anderen) zu beobachten. Häufig geschieht dies im Zuge größerer

13 Ludmila Zhajtanova und Andrei Kuznetsov, »Социальная История Маршрутных Такси г. Волгограда: Преемственность Слов и Разрывы Практик«. *Вестник Волгоградского государственного университета. Серия 9: Исследования молодых ученых*, Nr. 12 (2014).

14 N. Wondra, »The Marschrutka—An Overlooked Public Good«. *Russian Analytical Digest* 89 (2010): 5–9; Jung Eun Oh und Kenneth Gwilliam, *Review of the Urban Transport Sector in the Russian Federation: Transition to Long-Term Sustainability*. Transport Papers 41 (Washington DC, 2013). <http://hdl.handle.net/10986/16546>.

15 Zyusin und Ryzhkov, »Urban Public Transport Development«.

16 Natalja V. Sorokina, »Десять Минут Страха и Вы Дома!»: Повседневность Водителей Городских Маршруток«. *Этнографическое обозрение*, Nr. 5 (2008): 61–74.

17 Mikhail Blinkin und Nikolay Zalesskiy, »A Forecast for Transport System Development in Russia«, in *Transport Systems of Russian Cities*, hg. Mikhail Blinkin und Elena Koncheva, 273–293 (New York: Springer, 2016).

Verkehrsreformen, die über Public-Private-Partnership-Verträge neue Verkehrsbetreiber etablieren, um die auf politischer Ebene unbeliebten Kleinunternehmen sukzessive aus dem Markt zu drängen.¹⁸ Marschrutka-Mobilität ist entsprechend ein viel diskutiertes Thema im öffentlichen Diskurs zeitgenössischer russischer Städte und nicht zuletzt ein ordnungspolitischer Streitfall, der im Folgenden genauer in Augenschein genommen werden soll.

Affekte und Disziplinierung im Mikrokosmos der Marschrutka

Körper und Grenze haben jeweils für sich genommen als Forschungsgegenstände auf vielfältige Art und Weise Beachtung in jüngeren Beiträgen der Stadt-, Mobilitäts- sowie der Migrationsforschung gefunden.¹⁹ Gleichzeitig fehlt eine tiefere Analyse ihrer wechselseitigen Beziehungen und Auswirkungen auf alltägliche Mobilitätspraktiken. Im Folgenden wird daher ein Versuch unternommen, Körper und Grenze als eine duale Analysekategorie zu definieren, deren Elemente sich durch Mobilitätspraxen wechselseitig determinieren.

Öffentliche Verkehrsmittel stellen in der Mobilitätsforschung bereits einen häufig untersuchten Gegenstand dar. Als Zugriff werden hierfür zumeist affektive Assemblage-Ansätze gewählt. Als ein Ort »intimer Entfremdung«²⁰ besteht die Besonderheit mobiler Versammlungen in der offensichtlichen Präsenz materieller Wirkmächtigkeit, welche die Wahrnehmung, das Verhalten und mögliche Interaktionsformen einer temporären Fahrgemeinschaft vorzeichnet und determiniert. Eine gemeinsame Fahrt im Zug, in der Tram oder im Bus ist dabei stark sozial hierarchisiert, aber eben auch situativ hoch variabel; sie ist räumlich und zeitlich begrenzt, aber dennoch in besonderem Maße unberechenbar durch das situative Zusammenspiel heterogener Akteur*innen.²¹ In der Marschrutka werden diese Aspekte durch die räumliche Enge besonders deutlich und erfahrbar. Es handelt sich also um einen komplexen sozialen Raum, der weit über die direkte Begegnung von Fahrer*innen und Passagier*innen hinausreicht, da

18 Anton Vorobyev, Julia Shulika und Varvara Vasileva, »Formal and Informal Institutions for Urban Transport Management«, in *Transport Systems of Russian Cities*, hg. Mikhail Blinkin und Elena Koncheva (New York: Springer, 2016), 167–206.

19 Jennifer Bonham, »Transport: disciplining the body that travels«. *The Sociological Review* 54, 1_suppl (2006): 57–74; Peter Adey et al., »Profiling the passenger: mobilities, identities, embodiments«. *cultural geographies* 19, Nr. 2 (2012): 169–193; Kevin Dunn, »Embodied transnationalism: bodies in transnational spaces«. *Population, Space and Place* 16, Nr. 1 (2010): 1–9.

20 James A. Fujii, »Intimate alienation: Japanese urban rail and the commodification of urban subjects«, *Differences: a journal of feminist cultural studies* 11, Nr. 2 (1999): 106–133.

21 Lasse Koefoed, Mathilde Dissing Christensen und Kirsten Simonsen, »Mobile encounters: bus 5A as a cross-cultural meeting place«, *Mobilities* 12, Nr. 5 (2017): 726–739.

durch indirekte Repräsentationen (Regelwerke, Preisschilder, Verhaltensanweisungen, aber auch Fahrstile, Fahrzeugmodelle, Linienschemata) im Innenraum des Sammeltaxis etwa die Stadtverwaltung, Sicherheitsorgane, private Marschrutka-Unternehmen und Kleinbusbesitzer*innen omnipräsent vertreten sind.

Der Humangeograph David Bissel spricht diesbezüglich von einer affektiven Atmosphäre, die das Sozialverhalten in Verkehrsmitteln entscheidend mitbeeinflusst.²² Geräuschkulissen, fahrtbedingte Bewegungen, Luftzüge aber auch beiläufige Unterhaltungen am Nebenplatz, angenehme oder störende Gerüche sind dabei präsent, etwa weil sie ein kollektives Erfahrungsmoment konstituieren und somit konfliktfreie/-hafte Auseinandersetzungen evozieren. Zugleich wirken sie atmosphärisch auf das Geschehen ein und setzen bestimmte positive oder auch negative Stimuli²³. Affekte und Sinne, hier verstanden als »energetic outcome of encounters between bodies in particular places«,²⁴ bilden somit eine wichtige Ergänzung zur Analyse von Körper und Grenze als situatives Bindeglied und als bedeutende Wahrnehmungskategorie soziotechnologischer Umwelt.

Empirisch verortet verlangt die Analyse von Körper-Grenz-Affekten in mobilen Begegnungsräumen fast unweigerlich eine kritische Perspektive auf soziale In- und Exklusion, auf die sozioökonomische Varianz situativer Ausgesetztheit sowie mannigfaltiger Formen machtvoller Normativierungen. Die soziale Konstruktion der Passagier*in kann so als vielschichtige Regierungstechnik verstanden werden,²⁵ die indirekt erwünschtes Verhalten, Imaginationen von Normalität sowie grundsätzlich die Wahrnehmung von signifikant ›Anderen‹ prägt und produziert. Tatsächlich erscheint die Nutzung des ÖPNV und die Teilnahme am Verkehrsgeschehen im Allgemeinen als ein klassisches Beispiel für komplex organisierte Reglementierungssysteme, die über internalisierte Verhaltensnormen wie selbstverständlich und im Alltag unhinterfragt vollzogen werden. Die Humangeografin Jennifer Bonham dekonstruiert in Anlehnung an Foucault, wie die häufig proklamierte Bewegungsfreiheit spätestens seit dem späten 19. Jahrhundert der Freiheit, ein bestimmtes Fahrziel zu erreichen, gewichen ist. Dieser Prozess, so die Schlussfolgerung der Autorin, geht wiederum mit eklatanter Einschränkung der besagten Bewegungsfreiheit, etwa der Disziplinierung des Subjekts durch Verkehrserziehung, einher.²⁶ Verkehrssysteme, hier interpretiert als machtvolles Dispositiv der Stadtgesellschaft, begrenzen also aktiv den öf-

22 David Bissel, »Passenger mobilities: affective atmospheres and the sociality of public transport«, *Environment and planning d: society and space* 28, Nr. 2 (2010): 270–289.

23 John Urry, *Mobilities* (Oxford: Wiley, 2007); Gernot Böhme, »Atmosphere as the fundamental concept of a new aesthetics«, *Thesis eleven* 36, Nr. 1 (1993): 113–126.

24 David Conradson und Alan Latham, »The affective possibilities of London: Antipodean transnationals and the overseas experience«, *Mobilities* 2, Nr. 2 (2007): 231–254.

25 Adey et al., »Profiling the passenger: mobilities, identities, embodiments«.

26 Bonham, »Transport: disciplining the body that travels«.

fentlichen Raum und wirken signifikant auf die Handlungsoptionen von Individuen ein. Die viel postulierte Freiheit allzeit verfügbarer Mobilität lässt sich so als segregierende Organisationsstruktur reinterpretieren, welche bestimmte soziale Gruppen an scheinbar unsichtbare obgleich territorial-räumlich bestimmbare Grenzen der Stadt stoßen lässt.

Gegenwärtige Beiträge aus der Jugendmobilitätsforschung verweisen diesbezüglich auf die herausragende Bedeutung des ÖPNV als öffentlicher Raum, der entscheidend Sozialisationsprozesse in der Adoleszenzphase beeinflusst.²⁷ Dies gilt gleichzeitig für sozioräumliche Zuschreibungsprozesse von Jugendlichen und für mikrosoziale Verhaltensweisen, die jeweils über heteronormative Erwartungsdispositive, ethnische oder auch klassendifferenzierte Zuschreibungskategorien im öffentlichen Raum erlernt und reproduziert werden. Die Soziologin Danielle T. Raudenbusch hat so systemische Exklusionsprozesse anhand symbolischer Interaktionsformen im ÖPNV Chicagos nachvollzogen und deren Bedeutung für die Konstruktion kollektiver Schwarzer Identität herausgearbeitet.²⁸ Gwendolyn Y. Purifoye widerspricht in ihrer mikrosoziologischen Studie zu Sozialverhalten im Bus der gängigen These, dass öffentlicher Raum das Miteinander unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen prinzipiell stärkt und fördert. Die Autorin betont stattdessen, dass insbesondere im ÖPNV »racial aggression, whether enacted as microaggressions, color-blind racism, or nice-nastiness, paints the landscape while acts of kindness are unusual«.²⁹ Feministische Beiträge zur Mobilitäts- und Verkehrsforschung haben in ähnlicher Weise darauf hingewiesen, wie stark das materielle Setting in Verkehrsmitteln systematisch bestimmte Bevölkerungsgruppen stigmatisiert und benachteiligt³⁰. Körper und soziale Grenzziehungen, die sich in diesen Räumen ausdrücken, prägen damit fundamental den Wahrnehmungsraum im öffentlichen Verkehr. Die Konstitution von Körper-Grenz-Affekten ist dabei sowohl sozial als auch materiell bedingt, was beispielhaft anhand der jahrzehntelangen Ignoranz gegenüber Si-

27 Maja Lagerqvist, »To crash on the bus (or sit on needles and pins)? Buses and subways in teenage everyday geographies«, *Fennia* 197, Nr. 2 (2019): 280–294; Richard E. Ocejo und Stéphane Tonnelat, »Subway diaries: How people experience and practice riding the train«, *Ethnography* 15, Nr. 4 (2014): 493–515.

28 Danielle T. Raudenbush, »Race and interactions on public transportation: Social cohesion and the production of common norms and a collective black identity«, *Symbolic interaction* 35, Nr. 4 (2012): 456–473.

29 Gwendolyn Y. Purifoye, »Nice-nastiness and other raced social interactions on public transport systems«, *City & Community* 14, Nr. 3 (2015): 286–310.

30 Amy Lubitow, Miriam J. Abelson und Erika Carpenter, »Transforming mobility justice: Gendered harassment and violence on transit«, *Journal of Transport Geography* 82 (2020): 102601.

cherheitsbedenken benachteiligter Bevölkerungsgruppen in verkehrsplanerischen Entscheidungsprozessen aufgezeigt werden kann.³¹

Zusammengefasst ermöglicht die Beobachtung von Körper-Grenz-Affekten in mobilen Begegnungsräumen eine vielschichtige soziologische Analyse öffentlich verhandelter In- und Exklusionspraktiken – etwa durch Preissysteme, eingeschränkte Zugänglichkeit oder durch die Missachtung besonderer Bedürfnisse einzelner Bevölkerungsgruppen –, welche die Frage nach sozialer Gerechtigkeit von theoretischen Überlegungen in konkrete Alltagssituationen überträgt. Damit gelingt der Einbezug mannigfaltiger Determinationsmechanismen, welche soziales Verhalten im öffentlichen Raum durch subjektiverte Erfahrungen von Körpern und sozialräumlichen Grenzen der Stadt prägen und legitimieren. Dieses intersubjektive Wechselspiel von Körper und Grenze soll im Folgenden anhand empirischer Beobachtungen im Begegnungsraum der Marschrutka nachvollzogen und diskutiert werden. Diese beruhen auf einer eigenen Feldforschung, welche im Rahmen des vierjährigen Forschungsprojekts »The Marshrutka Project: Fluid mobilities for cities in transformation: spatial dynamics of marshrutkas in Central Asia and the Caucasus« durchgeführt wurde.³²

Räumliche und soziale In-/Exklusion in der Marschrutka

Die Marschrutka ist zweifelsohne ein besonders affektreicher Begegnungsraum. Dies zeigt sich schon zu Beginn einer jeweiligen Fahrt. Da Marschrutkas in der Regel keine festen Haltestellen kennen, wird schon der Haltewunsch nur durch komplexe Interaktionen zwischen Fahrer, Minibus und Passagier*in ermöglicht. Die oft schnell herbeifahrenden Kleinbusse sind durch Nummern, die in DIN-A4-Größe an der Frontscheibe platziert sind, voneinander zu unterscheiden. Marschrutka-Passagier*innen zeichnen sich also durch ein nicht unerhebliches Expert*innenwissen aus, da sie die angebrachten Zahlen mit bereits bekannten Routen durch die Stadt in Verbindung bringen müssen. Neben den zentralen Linien gibt es auch mannigfaltige Unterlinien, also kurze Abweichungen von der Hauptroute, etwa die Unterscheidung zwischen Linie 174 und 174a, welche in die

31 Robin Law, »Beyond ›women and transport‹: towards new geographies of gender and daily mobility«, *Progress in Human Geography* 23, Nr. 4 (1999): 567–588; Bettina van Hoven und Louise Meijering, »Mundane mobilities in later life-Exploring experiences of everyday trip-making by older adults in a Dutch urban neighbourhood«, *Research in transportation business & management* 30 (2019): 100375; Valerie Preston und Sara McLafferty, »Revisiting gender, race, and commuting in New York«, *Annals of the American Association of Geographers* 106, Nr. 2 (2016): 300–310.

32 Tonio Weicker, *Russian cities in motion: The Marshrutka as a multifaceted issue of Post-Soviet urban life*. Diss. Technische Universität Berlin, 2019.

eigene Routenplanung miteinbezogen werden müssen. Tatsächlich entwickelte sich das Marschrutkaliniennetz historisch meist entlang stillgelegter sowjetischer Buslinien, was einigen älteren Stadtbewohner*innen bis heute die Orientierung in dem komplexen und zumeist nicht schematisierten Liniennetz erleichtert. Im Laufe der Zeit haben sich die Verbindungen der Sammeltaxis aber klar von der sowjetischen Verkehrsführung gelöst und den Bedarfsstrukturen des urbanen Raums flexibel und fluide angepasst. Im Gegensatz zu den stark eingeschränkten öffentlichen Verkehrsmitteln in städtischer Hand, reicht das Marschrutkanetz bis in abgelegene, weit entfernte Vororte der Stadt und gewährleistet für Anwohner*innen oft die einzig verlässliche Zugangsform zum urbanen Raum. Entsprechend verlangt die Nutzung von Marschrutka-Kleinbussen also entweder ausgeprägte Kenntnisse über mittel- und kurzfristige Veränderungen des städtischen Raums oder aber das kommunikative Vermögen, genaue Fahrziele erfragen zu können. Beides schließt stadtfremde Besucher*innen oder sprachlich limitierte Bevölkerungsgruppen stark von der Nutzung dieses Angebots aus und realisiert damit de facto eine Begrenztheit des städtischen Raums.

Erspähen an der Mitfahrt interessierte Personen eine passende Linie, so zeigen sie ihren Haltewunsch durch eine heranwinkende Geste an. Sind die Sitzplätze im Kleinbus schon belegt, so gibt der Fahrer mit einem Handzeichen (zwei nach unten zeigende Finger) zu verstehen, dass nur noch Stehplätze zur Verfügung stehen. Die Passagier*in ist sodann aufgefordert, vom Straßenrand aus dem Fahrer zu signalisieren, ob man auch an einem Stehplatz interessiert ist. Hält der Kleinbus nach entsprechender Zusage, so öffnet und schließt man selbstständig die Seitentür. Noch während des Einstiegs wird das Fahrziel kommuniziert und der Preis vom Fahrer genannt. Bei laufender Fahrt wird dann das Fahrentgelt durch den Bus gereicht. Der Fahrer erstattet ebenfalls während der Fahrt das Rückgeld, wobei es von Passagier*in zu Passagier*in bis zum jeweiligen Fahrgast zurückgereicht wird. Erreicht man sein Fahrziel, so bittet man den Fahrer lautstark darum anzuhalten, wobei möglichst genaue Angaben zum Haltewunsch erwartet werden, etwa durch die Bezeichnung von markanten Gebäuden (beispielsweise ein Einkaufszentrum, Standesamt oder Rathaus) oder von kreuzenden Straßennamen.

Neben der durchaus komplexen Interaktion zwischen Passagier*innen und Fahrern ist es also vor allem die spezielle Rhythmik des an- und abfahrenden Kleinbusses, die materiell vorgegebene Enge und das Arrangement der sich gegenüberliegenden Sitzreihen, welche eine Marschrutkafahrt charakterisieren. Dabei entsteht in besonderem Maße eine subjektive Wahrnehmung der Ausgesetztheit³³, welche sich einerseits durch die Abhängigkeit von gelungener Ko-

33 Simone AbdouMaliq, »Maximum exposure: Making sense in the background of extensive urbanization«, *Environment and planning d: society and space* 37, Nr. 6 (2019): 990–1006.

operation mit weiteren Passagier*innen auszeichnet und andererseits durch die unmittelbare Nähe zu anderen Körpern, Gerüchen und dynamischen Bewegungskräften definiert. Es ist der besondere Begegnungsort dieser beschriebenen Körper-Technik-Assemblage,³⁴ der einerseits zu wechselseitiger Kooperation einlädt und andererseits hochgradig konflikthanfällig subjektive und kollektive Erfahrungen von Vulnerabilität evoziert. Die Marschrutka erscheint aus dieser Hinsicht als Grenzverflüssigung normativ gelebter Abstandsgebote. Diese kann zum einen durchaus Formen der Konvivialität erzeugen, zum anderen aber eben auch permanente Grenzüberschreitungen mit sich bringen. Es entsteht also eine Situation räumlicher und sozialer Ausgesetztheit, welche Nutzer*innen aus schlichter Alternativlosigkeit mit unerwünschten Formen von Gewalt, Risiko, Belästigung oder schlicht Angst konfrontiert sowie nachhaltig belastet.

Darüber hinaus ist auf die vielseitige Exklusivität von Marschrutka-Mobilität zu verweisen, welche ganze Bevölkerungsgruppen von urbaner Mobilität ausgrenzt. So schließt etwa der vergleichsweise hohe Fahrpreis aber auch der Operationsmodus, welcher eine gewisse physische Agilität unabdingbar verlangt, bestimmte Teile der Bevölkerung systematisch vom Zugang zum Sammeltaxi aus. Gleichzeitig ermöglichen Marschrutka-Dienstleistungen für alle anderen Bevölkerungsgruppen ein durchaus hohes Maß an urbaner Mobilität. Da Marschrutka-Busse auf Haltewunsch direkt am Zielort halten und keine festen Stationen kennen, entsteht durch eine engmaschige Verzweigung der Kleinbuslinien ein sehr elaboriertes Verkehrsnetz, durch welches sich in der Regel ohne Umsteigen, längere Wartezeiten oder Laufwege jedes Fahrziel erreichen lässt.

Damit zeigt sich an dieser Stelle deutlich eine Grundkonstante raum- und damit sozialstrukturierender Infrastruktur, nämlich die gewaltvolle Setzung bestimmter Exklusions- und Inklusionsparameter via Gestalt und Zugangsmöglichkeit. Ole Jensens Feststellung, dass die Art, wie wir unsere Umwelt und soziale Realität wahrnehmen, unabdingbar durch die Existenz von Infrastruktur vorkonditioniert wird, kann an dieser Stelle eindrücklich nachvollzogen werden.³⁵ In diesem Sinne verschiebt sich urbane Realität signifikant, etwa durch finanzielle Auf- und Abwertungsprozesse von Bezirken, wenn ursprünglich frei zugängliche ÖPNV-Angebote durch privat organisierte Kleinbus-Unternehmen ersetzt werden. Gleichzeitig ermöglicht erst ein elaboriertes Marschrutka-System das tägliche Pendeln aus Randbezirken, die vom staatlichen ÖPNV schon lange nicht mehr bedient werden. Studierenden und Angestellten wird es oft nur durch Marschrutkas möglich, im ›neuen‹ Regime eines liberalisierten Immobilien- und Arbeitsmarkts von den günstigen Wohnmöglichkeiten in den soge-

34 Adey et al., »Profiling the passenger: mobilities, identities, embodiments«.

35 Ole B. Jensen, »Flows of meaning, cultures of movements – urban mobility as meaningful everyday life practice«, *Mobilities* 4, Nr. 1 (2009): 139–158.

nannten Schlafbezirken zu profitieren und trotzdem am Stadtleben teilzuhaben.³⁶ Marschrutkas integrieren damit ganze Bezirke in das Geflecht urbanen Lebens und Wirtschaftens. Sie exkludieren aber auch gewaltvoll die Präsenz bestimmter Bevölkerungsgruppen im öffentlichen Raum,³⁷ insbesondere über körperliche Verfasstheit, was zu signifikanten Segregationsprozessen innerhalb der russischen Stadtgesellschaften führt.

Die Entwicklung der Marschrutka lässt sich in ihrer historischen Genese als ein Indikator für urbane Transformationsprozesse interpretieren, die Stadtgrenzen im Sinne von Erreichbarkeitsdispositiven setzen und verschieben. Marschrutka-Routen entwickeln sich zwar fluide, indem die Routenbesitzer*innen auf veränderte Bedürfnisse und Angebote der Stadtbevölkerung reagieren, die Entscheidung für oder gegen eine Routenführung bleibt aber weitestgehend intransparent, was wiederum den exkludierenden Charakter des Verkehrsangebots betont. Dennoch lässt sich post-sowjetische Stadtentwicklung viel eher an Marschrutka-Linien ablesen und nicht an der steten Linienführung des kommunalen ÖPNV. Eine geschlossene Chemiefabrik am Stadtrand wird schlicht nicht mehr angefahren, während die Straßenbahn, eingebettet in ein sowjetisches Stadtreime vergangener Tage, bis heute vor dem verfallenen Prachtbau Halt macht. In der Marschrutka hingegen kann sogar kurzfristig in Rücksprache mit den vorhandenen Passagier*innen ein Stau umfahren werden auch ungeplante kurze Abstecher sind auf Anfrage zumindest diskutierbar. Nichtsdestotrotz folgen die ständig in Bewegung geratenen, fluide etablierten Marschrutka-Netzwerke in erster Linie dem vorherrschenden Dispositiv neoliberaler Marktverschiebungen, etwa zu neu entstandenen Shopping Malls oder Bürogebäuden. Die Genese des Marschrutka-Liniennetzes einer zeitgenössischen russischen Stadt spiegelt damit recht eindrucksvoll die Transformationsprozesse im städtischen Raum wider und rekonfiguriert die räumlichen Grenzen der Zugänglichkeit, der historischen Zugehörigkeit sowie der sozialen Begegnung. Marschrutka-Fahrten prägen somit in mannigfaltiger Form das kollektive

36 Auch hier zeigt sich geradezu symbolhaft gesellschaftliches Reibungspotential aufgrund schlagartig geänderter und antagonistischer Gesellschaftskonzeptionen durch die Prävalenz einer bereitgestellten Infrastruktur, deren sozialer Zweck obsolet wurde. Wie ein Andenken aus früherer Zeit folgen die verbliebenen Straßenbahnen der Stadtplanung einer längst vergangenen Welt, in der urbanes Leben rund um den Arbeitsplatz realisiert wurde. Vorbei an geschlossenen Fabriken, verlassenem Plätzen und zweckentfremdeten Kulturzentren bedient die Straßenbahnlinie eine soziale und räumliche Umwelt, die nicht mehr existiert, während Marschrutkas viel schneller in der Lage sind auf die Gegebenheit neuer Mobilitätsansprüche zu reagieren und die Lücke zwischen neuentstandenen Dienstleistungsjobs im Stadtzentrum und Wohnbezirken effektiv zu schließen.

37 Dies ist deutlich erkennbar an den schon beschriebenen Bushaltestellen, wenn ausschließlich Alte und Gebrechliche oder aber junge Familien die lange Wartezeit auf den öffentlichen Bus auf sich nehmen, während im Minutentakt die gelben Kleinbusse vorbeiflitzen.

Bewusstsein, welches die Art und Weise, in der Bürgerinnen und Bürger ihren Stadtraum wahrnehmen, nachhaltig beeinflusst.

Entfremdete Körper in der Marschrutka und soziale Abgrenzungsmechanismen

Die Unzulänglichkeiten gegenwärtiger Marschrutka-Dienstleistungen sind ein prominentes Thema im öffentlichen Diskurs russischer Stadtpolitik. Tatsächlich werden sie häufig als informell und fernab von staatlicher Kontrolle beschrieben. Dieses Kapitel widerspricht dieser Definition und versucht, unter Bezugnahme auf die eingeführte Analysekategorie Körper und Grenze zu zeigen, dass die vermeintliche und tatsächliche Abwesenheit von Staatlichkeit im Marschrutka-Gewerbe keineswegs mit fehlender Kontrolle und Regierbarkeit des Sektors gleichzusetzen ist. Ganz im Gegenteil erscheint die nicht zuletzt von staatlicher Seite propagierte Zuschreibung systemischer Informalität als effektive Regierungsstrategie, die lokale Stadtverwaltungen geschickt für eigene Interessen nutzen und gewaltvoll an den Körpern der Stadtbewohner*innen im Regime der Marschrutka exerzieren.

Entsprechend bestimmen die negativen Auswirkungen harter Wettbewerbsbedingungen im Marschrutka-Gewerbe (hohe Unfallraten, verschmutzte oder veraltete Kleinbusse, überfüllte Innenräume) fast täglich den öffentlichen Diskurs lokaler Medien. Von lokalen Verkehrspolitikern*innen wird dabei meist die Meinung vertreten, dass Marschrutkas jenseits des kommunalen ÖPNVs staatliche Regularien missachteten und somit betroffene Bürger*innen gefährdeten.³⁸ Diese Argumentation unterschlägt allerdings, dass Marschrutka-Mobilität als nicht-subventionierte Alternative zum teuren kommunalen ÖPNV von lokalen Stadtverwaltungen jahrzehntelang unterstützt und sogar gefördert wurde.³⁹ Der Versuch, ermäßigte Fahrtgelte bei Marschrutka-Fahrern und -Unternehmer*innen zu erzwingen, ohne dabei jedoch ein glaubhaftes Kompensationsystem zu etablieren, vernachlässigt die ökonomische Realität völlig ausgebeuteter Fahrer, die sich seit einigen Jahren fast ausschließlich aus kaukasischen oder

38 Vasilij Koltashov, »маршрутки, территория без закона«. <http://echo.msk.ru/blog/koltashov/1559826-echo/> (letzter Zugriff: 18. Dezember 2015); Nikolaj Sergeev, »Транспортная шарада. Что ждет Волгоград с уходом маршруток с улиц«. *Argumenty i Fakty*, 9. März 2017. http://www.vlg.aif.ru/society/details/transportnaya_sharada_chto_zhdet_volgograd_s_uho_dom_marshrutok_s_ulic (letzter Zugriff: 4. Februar 2019).

39 V. Volgin, »маршруточный король«. *Шуберское*, 24. Juli 2016. <http://shuberka.ru/home/oblastnye/1347-marshrutochnyj-korol> (letzter Zugriff: 28. November 2017); I. A. Agafonov, »Модернизация общественного транспорта Ростова-на-Дону«, *Panorama*, 15. Juli 2011. <https://sdelanounas.ru/blogs/6179/> (letzter Zugriff: 2. Februar 2019).

zentralasiatischen Arbeitsmigrant*innen rekrutieren, was in direkter Korrelation zu den maßgeblich verschlechterten Arbeitsbedingungen im Sektor zu interpretieren ist.⁴⁰

Tatsächlich ist der inhärente Modus des Marschrutka-Netzwerkes bewusst auf Profit und Wettbewerb ausgelegt. Es ist kein Zufall, dass zahlreiche Kommunalpolitiker*innen selbst an Marschrutka-Unternehmen beteiligt sind.⁴¹ Die Kehrseite dieses hochgradig prekär organisierten Verkehrssystems bekommen dabei vor allem Fahrer, aber auch Passagier*innen, buchstäblich am eigenen Leib zu spüren. Arbeitszeiten von mehr als 12 Stunden sind keine Seltenheit.⁴² Die 5000 Marschrutka-Fahrer der Stadt Wolgograd beispielsweise sind etwa schon lange nicht mehr in den auf Solidarität angelegten Arbeitskollektiven vereinigt, die noch in den 1990er Jahren zu beobachten waren.⁴³ Ganz im Gegenteil finden sich seit der staatlich gewollten Konstituierung von Marschrutka-Unternehmen die Beschäftigten als scheinselfständige Subunternehmer wieder,⁴⁴ die keinen festen Arbeitsvertrag und somit weder ein geregeltes Einkommen noch die geringste Form sozialer Absicherung erhalten.⁴⁵

Marschrutka-Fahrer registrieren sich als individuelle Unternehmer bei lizenzierten Verkehrsdienstleister*innen, welche die Lizenz für eine bestimmte Linie von der Stadt ausgestellt bekommen haben. Nur mit einer Lizenz ist es Fahrern möglich, auf einer bestimmten Route zu fahren. Dabei geben Fahrer (täglich oder wöchentlich) vorab einen festgelegten Grundbetrag an die Lizenzhalter*innen, den sie fortan selbst wieder erarbeiten müssen.⁴⁶ Somit müssen Marschrutka-Fahrer etwa bis zu acht Stunden arbeiten, um allein die Kosten für die Lizenzmiete einzufahren. Erst ab der neunten Arbeitsstunde sind sie sodann für den eigenen Gewinn tätig – auch wenn das gegen geltende Arbeits-

40 Tonio Weicker, »Carried by Migrants–Frictions of Migration and Mobility Patterns in the Conflicting Assemblage of the Russian Private Transport Sector«, *Central Asian Affairs* 6.4 (2019): 304–326.

41 Volgin, »маршруточный король«; Stas Zacharkin, »Маршрутные войны: Страх и ненависть в пассажирских перевозках Новосибирска«, *sib.fm*, 5. Mai 2016. <https://sib.fm/articles/2016/05/05/marshrutnye-voyny> (letzter Zugriff: 23. November 2017).

42 Sorokina, »Десять Минут Страха и Вы Дома!«: Повседневность Водителей Городских Маршруток«.

43 Zhajtanova und Kuznetsov, »Социальная История Маршрутных Такси г. Волгограда: Преемственность Слов и Разрывы Практик«.

44 Lela Rekhviashvili und Wladimir Sgibnev, »Uber, Marshrutkas and socially (dis-) embedded mobilities«, *The Journal of Transport History* (2018): 0022526618757203.

45 Evgenij Vvodin, »Kak ustroen biznes mashrutok v Rossii«, *Biznes-Kurs*, 17. Oktober 2016. <http://bk55.ru/news/article/85842/> (letzter Zugriff: 12. Dezember 2016).

46 Sergej Gridjushko, »Как зарабатывают перевозчики в маршрутных такси – рассказ владельцаминской »МТ-Экспресс««, *ProBusiness*, 27. Februar 2015. <https://tinyurl.com/36v6r652> (letzter Zugriff: 26. Februar 2018).

schutzgesetze verstößt.⁴⁷ Eine zusätzliche finanzielle Belastung ist das Leasing der benötigten Kleinbusse, das durch die erhöhten Umwelt- und Sicherheitsanforderungen der Stadtverwaltungen mittlerweile fast unumgänglich ist. Auch für Passagier*innen hat dieses ausbeuterische Geschäftsmodell eklatante Folgen. Aufgrund völlig übermüdeten Fahrer, chronisch überbesetzter Kleinbusse und rasanter Verfolgungsjagden zwischen konkurrierenden Linien steigt die Unfallgefahr beträchtlich. An dieser Stelle spiegelt sich für die Stadtbevölkerung die allgegenwärtige Gewalt kapitalistischer Ausbeutungsverhältnisse wider, was auch die zunehmende und berechtigte Ablehnung von Marschrutka-Dienstleistungen in dieser Form zu erklären vermag.

Tatsächlich ist die eklatante Ausbeutung in der Branche eine direkte Folge gewollter Verkehrspolitik, die es ermöglicht, den teuren und defizitären ÖPNV immer weiter zu reduzieren, ohne dafür politische Konsequenzen tragen zu müssen. Sie ist die letzte Konsequenz einer Regierungstechnik, die via Verkehrssysteme sowohl Teile der Bevölkerung systematisch ausschließt (räumliche Segregation des Marschrutka-Systems) als auch gewaltvoll auf individuelle Körper in der Marschrutka entfremdend einwirkt (soziale Segregation in der Marschrutka). Dies gelingt durch einen erfolgreich etablierten Diskurs der Ausgrenzung und Marginalisierung, welcher Chancen der Konvivialität und Solidarität, die durchaus im intimen Begegnungsraum der Marschrutka trotz der zuvor angeführten unerwünschten Effekte angelegt sind, außer Kraft setzt.

Zusammenfassend zeigt der Beitrag, wie Marschrutka-Mobilität als alltäglicher Begegnungsort für Millionen von Passagier*innen zur Etablierung und Akzeptanz prekärer Arbeit und Mobilität aktiv beiträgt. Informalität ist dabei nicht Ursache, sondern lebenswichtige Reaktion der betroffenen Akteur*innen, um urbane Mobilität und individuelle Existenz dauerhaft zu sichern. Dabei spiegelt die performative Gestalt urbaner Marschrutka-Netzwerke eine machstrukturelle Verknüpfung aus räumlicher Vergegenwärtigung und individuell affektiver Erfahrung, welche es vermag, etablierte Herrschaftsstrukturen etwa wirtschaftlicher oder politischer Art als natürlich und unumkehrbar erscheinen zu lassen.

Fazit

Der Begegnungsraum Marschrutka verfügt in seiner internen wie externen Performanz über eine hohe gesellschaftspolitische Relevanz und stellt somit ein äußerst interessantes und vielversprechendes Analysefeld für anthropologische

47 Dar'ja Viktorovna Gladysheva, »Оценка профессиональной компетентности водителей «маршрутных такси», *Молодой ученый*, Nr. 6 (2014): 152–154.

Forschung und Gesellschaftsdiagnose dar. Dabei zeigt sich, dass die Kategorien Grenze und Körper als Forschungsgegenstand im Allgemeinen und in der Stadtforschung im Speziellen zu einem besseren Verständnis von situativer Raumproduktion, aber auch zur besseren Analyse von etablierten Machthierarchien und deren alltäglicher Reproduktion beitragen können. Der Beitrag exponiert dabei die herausragende Bedeutung von Bewegung und Prozessualität anhand des städtischen Mobilitätsphänomens der Marschrutka.

Konkret wurde die fluide Beziehung von Körper und Grenze über gängige Affekttheorien in den Urban Studies konzeptualisiert und anhand des Begegnungsraums Marschrutka exemplarisch dargelegt. Die Konstitution von Körper-Grenz-Affekten wurde sodann einerseits anhand des Innenraums der Marschrutka als sozial relevantem Begegnungsort analysiert, welcher sich durch räumliche Enge, soziale Interaktion und diverse Aushandlungen sowie durch strenge normative Regulierungen auszeichnet. Andererseits wurden solche Körper-Grenz-Affekte anhand des Einwirkens der Marschrutka auf post-sowjetische Stadtentwicklungsprozesse nachvollzogen. Hier erscheint die Marschrutka entsprechend als Verkehrssystem und alltäglicher Erfahrungsraum, welcher eine spezifische Vorstellung von Stadt reproduziert, die über soziale (und auch politisch gewollte) In- und Exklusionsmechanismen deterministisch, räumlich be- und entgrenzend wirkt. Damit gelingt anhand des Mobilitätsphänomens Marschrutka auch eine komplexe Darstellung struktureller Abhängigkeiten und Ungleichheit im sozialen Gefüge der Stadt.

Unumgänglich stößt man dabei auf Formen dispositiver Gewalt und Herrschaft, die zu den zuvor benannten Exklusions- und Ausbeutungsmechanismen führen. Dabei wird hier das Argument vertreten, dass über ökonomische Ausbeutungsmechanismen im Verkehrssektor – welche maßgeblich, aber nicht ausschließlich, die Fahrer zu spüren bekommen – positive Körper-Grenz-Affekte der Marschrutka (etwa Solidarität, Erfahrungen gemeinschaftlicher Konvivialität, individuell zugeschnittene Mobilität durch Nachbarschaftskooperation) sowohl im intimen Begegnungsraum als auch auf städtischer Makroebene quasi verunmöglicht werden. Zurück bleibt eine politisch sowie gesamtgesellschaftlich umkämpfte Mobilitätspraxis. Dabei zeigt sich in einer pessimistischen Schlussfolgerung auf die hoffnungsvolle Frage nach stadtgesellschaftlichen Aneignungs- und Vergemeinschaftungspotentialen im öffentlichen Interaktionsraum Marschrutka die Beschränktheit konvivialer Kooperationspraktiken durch gewaltvolle Exklusion.

Bibliographie

- Adey, Peter, David Bissell, Derek McCormack und Peter Merriman. »Profiling the passenger: mobilities, identities, embodiments«. *Cultural Geographies* 19, Nr. 2 (2012): 169–193.
- Bærenholdt, Jørgen Ole. »Governmobility: The powers of mobility«. *Mobilities* 8, Nr. 1 (2013): 20–34.
- Bissell, David. »Passenger mobilities: affective atmospheres and the sociality of public transport«. *Environment and planning d: society and space* 28, Nr. 2 (2010): 270–289.
- Blinkin, Mikhail, und Elena Koncheva, Hg. *Transport Systems of Russian Cities*. New York: Springer, 2016.
- Blinkin, Mikhail, und Nikolay Zalesskiy. »A Forecast for Transport System Development in Russia«. In *Transport Systems of Russian Cities*, herausgegeben von Mikhail Blinkin und Elena Koncheva, 273–293. New York: Springer, 2016.
- Böhme, Gernot. »Atmosphere as the fundamental concept of a new aesthetics«. *Thesis eleven* 36, Nr. 1 (1993): 113–126.
- Bonham, Jennifer. »Transport: disciplining the body that travels«. *The Sociological Review* 54, 1 (2006): 57–74.
- Cervero, Robert. *Informal transport in the developing world*. UN-HABITAT, 2000.
- Cervero, Robert, und Aaron Golub. »Informal transport: A global perspective«. *Transport Policy* 14, Nr. 6 (2007): 445–457.
- Conradson, David, und Alan Latham. »The affective possibilities of London: Antipodean transnationals and the overseas experience«. *Mobilities* 2, Nr. 2 (2007): 231–254.
- Cresswell, Tim. *On the move: mobility in the modern western world*. Abingdon: Taylor & Francis, 2006.
- Dunn, Kevin. »Embodied transnationalism: bodies in transnational spaces«. *Population, Space and Place* 16, Nr. 1 (2010): 1–9.
- French, R. Antony. *Plans, pragmatism and people: the legacy of Soviet planning for today's cities*. UCL Press London, 1995.
- Fujii, James A. »Intimate alienation: Japanese urban rail and the commodification of urban subjects«. *Differences: a journal of feminist cultural studies* 11, Nr. 2 (1999): 106–133.
- Gladysheva, Dar'ja Viktorovna. »Оценка профессиональной компетентности водителей маршрутных такси«. *Молодой ученый*, Nr. 6 (2014): 152–154.
- Glick Schiller, Nina, und Ayse Caglar. *Locating migration: Rescaling cities and migrants*. Cornell University Press, 2010.
- Jensen, Ole B. »Flows of meaning, cultures of movements – urban mobility as meaningful everyday life practice«. *Mobilities* 4, Nr. 1 (2009): 139–158.
- Koefoed, Lasse, Mathilde Dissing Christensen und Kirsten Simonsen. »Mobile encounters: bus 5A as a cross-cultural meeting place«. *Mobilities* 12, Nr. 5 (2017): 726–739.
- Kolik, Alexander, Artur Radziwill und Natalia Turdyeva. »Improving Transport Infrastructure in Russia«. OECD Economics Department Working Papers No. 1193 ECO/WKP (2015) 11.
- Kuznetsov, Andrey, und Lyudmila Shaitanova. »Marschrutkas: Spinoffs of Post-Soviet Urban Mobilities«. Working Paper Series »City, Transport Mediation, Social Justice: A Sociological Study of Urban Public Transport in Volgograd« (2014).

- Lagerqvist, Maja. »To crash on the bus (or sit on needles and pins)? Buses and subways in teenage everyday geographies«. *Fennia* 197, Nr. 2 (2019): 280–294.
- Law, Robin. »Beyond ›women and transport‹: towards new geographies of gender and daily mobility«. *Progress in Human Geography* 23, Nr. 4 (1999): 567–588.
- Lubitow, Amy, Miriam J. Abelson und Erika Carpenter. »Transforming mobility justice: Gendered harassment and violence on transit«. *Journal of Transport Geography* 82 (2020): 102601.
- Lyubitseva, O. A. »Territorial'nye aspekty razvitiya avtomobilizatsii (na primere USSR)«. *Ekonomicheskaja Geografiya* 37 (1985): 59–63.
- Mun, E. E., und A. D. Rubetz. »Организация перевозок пассажиров маршрутными такси«. *М.: Транспорт* (1986).
- Ocejo, Richard E., und Stéphane Tonnelat. »Subway diaries: How people experience and practice riding the train«. *Ethnography* 15, Nr. 4 (2014): 493–515.
- Oh, Jung Eun, und Kenneth Gwilliam. *Review of the Urban Transport Sector in the Russian Federation: Transition to Long-Term Sustainability*. Transport Papers 41. Washington DC, 2013. <http://hdl.handle.net/10986/16546>.
- Pertzev, V. A. »Развитие городского транспорта в центральном черноземье в 1970–1980-е годы«. *Вестник Воронежского государственного университета. Серия: История. Политология. Социология*, Nr. 1 (2011): 54–61.
- Preston, Valerie, und Sara McLafferty. »Revisiting gender, race, and commuting in New York«. *Annals of the American Association of Geographers* 106, Nr. 2 (2016): 300–310.
- Pucher, John. »Capitalism, socialism, and urban transportation policies and travel behavior in the east and west«. *Journal of the American Planning Association* 56, Nr. 3 (1990): 278–296.
- Purifoye, Gwendolyn Y. »Nice-nastiness and other raced social interactions on public transport systems«. *City & Community* 14, Nr. 3 (2015): 286–310.
- Raudenbush, Danielle T. »Race and interactions on public transportation: Social cohesion and the production of common norms and a collective black identity«. *Symbolic interaction* 35, Nr. 4 (2012): 456–473.
- Rekhviashvili, Lela, und Wladimir Sgibnev. »Uber, Marschrutkas and socially (dis-) embedded mobilities«. *The Journal of Transport History* (2018): 0022526618757203.
- Sgibnev, Wladimir, und Andrey Vozyanov. »Assemblages of mobility: the Marschrutkas of Central Asia«. *Central Asian Survey* (2016): 1–16.
- Siegelbaum, Lewis H. *The socialist car: automobility in the Eastern Bloc*. New York: Cornell University Press, 2013.
- Simone, AbdouMalik. »Maximum exposure: Making sense in the background of extensive urbanization«. *Environment and planning d: society and space* 37, Nr. 6 (2019): 990–1006.
- Sorokina, Natalja V. »«Десять Минут Страха и Вы Дома!»: Повседневность Водителей Городских Маршруток«. *Этнографическое обозрение*, Nr. 5 (2008): 61–74.
- Turdaliev, Cholpon, und Christopher Edling. »Women's mobility and ›transport-related social exclusion‹ in Bishkek«. *Mobilities* (2017): 1–16.
- Urry, John, *Mobilities*. Oxford: Polity, 2007.
- van Hoven, Bettina, und Louise Meijering. »Mundane mobilities in later life – Exploring experiences of everyday trip-making by older adults in a Dutch urban neighbourhood«. *Research in transportation business & management* 30 (2019): 100375.

- Weicker, Tonio. Russian cities in motion: the Marshrutka as a multifaceted issue of Post-Soviet urban life. Diss., Technische Universität Berlin, 2019.
- Weicker, Tonio. »Carried by Migrants–Frictions of Migration and Mobility Patterns in the Conflicting Assemblage of the Russian Private Transport Sector«. *Central Asian Affairs* 6.4 (2019): 304–326.
- Wondra, N. »The Marschrutka–An Overlooked Public Good«. *Russian Analytical Digest* 89 (2010): 5–9.
- Zhajtanova, Ludmila, und Andrei Kuznetsov. »Социальная История Маршрутных Такси г. Волгограда: Преемственность Слов и Разрывы Практик«. *Вестник Волгоградского государственного университета. Серия 9: Исследования молодых ученых*, Nr. 12 (2014).
- Zyusin, Pavel V., Hg., *Пространственная трансформация сетей городского пассажирского транспорта постсоциалистических стран Центрально-Восточной Европы и бывшего СССР*. 2010.
- Zyusin, Pavel V., und Alexander Ryzhkov. »Urban Public Transport Development: Trends and Reforms«. In *Transport Systems of Russian Cities*, herausgegeben von Mikhail Blinkin und Elena Koncheva, 67–99. New York: Springer, 2016.

Quellen

- Glaza, Oleg. »Женщина за рулем маршрутки«. *Rabdno*, 13. Mai 2019. <https://rabdno.ru/zhenzhina-za-rulem-marshrutki>.
- Gridjushko, Sergej. »Как зарабатывают перевозчики в маршрутных такси – рассказ владельца минской ›МТ-Экспресс«. *ProBusiness*, 27. Februar 2015. Zugegriffen am 26. Februar 2018. <https://tinyurl.com/ybj87ysb>.
- Koltashov, Vasilij. »маршрутки, территория без закона«. Zugegriffen am 18. Dezember 2015. <http://echo.msk.ru/blog/koltashov/1559826-echo/>.
- Nosikova, Darja. »Красота на ›Газели: каково женщине быть водителем маршрутки?«. *Guranka*, 6. September 2018. Zugegriffen am 13. August 2020. <https://tinyurl.com/xdffv96>.
- Sergeev, Nikolaj. »Транспортная шарада. Что ждет Волгоград с уходом маршруток с улиц«. *Argumenty i Fakty*, 9. März 2017. Zugegriffen am 4. Februar 2019. http://www.vlg.aif.ru/society/details/transportnaya_sharada_chno_zhdet_volgograd_s_uhodom_marshrutok_s_ulic.
- Volgin, V. »Маршруточный король«. *Шуберское*, 24. Juli 2016. Zugegriffen am 28. November 2017. <http://shuberka.ru/home/oblastnye/1347-marshrutochnyj-korol>.
- Vvodin, Evgenij. »Kak ustroen biznes mashrutok v Rossii«. *Biznes-Kurs*, 17. Oktober 2016. Zugegriffen am 12. Dezember 2016. <http://bk55.ru/news/article/85842/>.
- Zacharkin, Stas. »Маршрутные войны: Страх и ненависть в пассажирских перевозках Новосибирска«. *sib.fm*, 5. Mai 2016. Zugegriffen am 23. November 2017. <https://sib.fm/articles/2016/05/05/marshrutnye-vojny>.

Performer nue, performer la frontière: quand les artistes désignent ce qui se joue dans les images de femmes encagées

Ausgehend von einer systematischen Betrachtung des Motivs « Frauen in Käfigen » vom Ende des 19. Jahrhunderts bis heute untersucht dieser Beitrag Performances von Frauen, in denen diese sich nackt in Käfige sperren, um damit « Begrenztheit » als eine der Voraussetzungen der Konstruktion « Frau » innerhalb des vorherrschenden Repräsentationssystems zu hinterfragen. Seit den feministischen Umbrüchen der 1970er Jahre sind « Frauenbilder » in den Fokus feministischer Kritik gerückt. Formalistische wie interpretative Analysen stießen dabei auf dieselben Leerstellen, die dieses Motiv aufzeigt. Das Thema der « eingesperrten Frau » verdeutlicht die unterdrückende Einengung von Frauenkörpern auf einen begrenzten Raum. Basierend auf dieser empirischen Beobachtung untersucht der Beitrag die gesellschaftlichen Verhältnisse, die diese Bildsprache vermittelt.

L'histoire de la performance est indubitablement marquée par la montée des mouvements de libération des femmes des années 1960 et 1970. Longtemps empêchées d'accéder aux mondes de l'art, les performeuses, en engageant leurs corps – souvent nus – mobilisent les tensions politiques, esthétiques et historiques qui entourent ses représentations. Certaines artistes, dans un geste artistique singulier, choisissent dans ce contexte, et parmi une multitude d'attitudes possibles, de s'enfermer dévêtues dans des cages. Formellement, ce mode de performance se retrouve à partir du début des années 1970 et jusqu'à la période la plus récente.

Cet enfermement, parce qu'il est volontaire, apparaît alors tout à fait paradoxal. Dans ces actions, le corps féminin est limité et contenu par des réseaux de barreaux qui séparent physiquement deux espaces. La cage constitue une frontière matérielle, qui simultanément contraint, protège et met à distance les performeuses. Elle construit une forme de visibilité ambiguë, dans laquelle le sujet enfermé n'est pas soustrait aux regards de celles et ceux qui se trouvent de l'autre côté des barreaux. Le corps féminin encagé, assujéti puisque privé de liberté, établit un rapport avec le public qui s'appuie sur un phénomène de pulsion scopique, définie par Sigmund Freud comme une pulsion de possession, de soumission et de contrôle de l'autre par le regard.

Pour certaines artistes, la « mise en cage » féminine évoque le rapport de domination sexiste auquel elles sont confrontées au sein de la société. Il faut alors interroger la spécificité de ce motif, en l'historicisant, pour comprendre le réinvestissement critique opéré par les femmes artistes. Indéniablement, les performances d'encagement évoquent une imagerie traditionnelle persistante depuis le dernier tiers du XIX^e siècle jusqu'à la période la plus récente, qui met en scène des figures féminines légèrement vêtues ou nues, enfermées derrière des barreaux. On peut alors faire l'hypothèse qu'un lien non seulement formel mais aussi idéologique existe entre la femme encagée et à moitié nue de Georges Leonnec, publiée en couverture de *La Vie Parisienne* en 1917, et la photographie de Grace Jones montrée en 1979, encagée, nue et rugissante à côté d'un bout de viande sur un cliché réalisé par Jean-Paul Goude. En 1982, Yvette Roudy, alors Ministre des Droits de la Femme, tente de faire interdire la publication du livre *Jungle Fever*¹, dont cette dernière photographie fait la couverture, considérant qu'elle constitue une atteinte à la dignité des femmes. Cette polémique dessine, en creux, les enjeux et les tensions qui traversent ces représentations.

Sur ces différentes illustrations et ces photographies, les femmes sont montrées tantôt souriantes, tantôt mystérieuses, jamais contrariées par leur séquestration. Il paraît inutile de préciser que l'expérience de l'enfermement subi est pourtant douloureuse et violente pour les prisonnières et les prisonniers. Nombres d'études se sont déjà attachées à rendre compte des conséquences de l'incarcération sur le corps et sur l'esprit.² Pourtant, les représentations consacrées à l'encagement féminin semblent complètement occulter les effets physiques et psychologiques de l'enfermement. Dans l'écart qui se creuse entre la situation représentée, et la situation vécue, semble ainsi se révéler l'ampleur et la persistance d'un imaginaire androcentré,³ construit sur un rapport de pouvoir entre les sexes.

Pour certaines artistes féministes des années 1970, les figures féminines en cage semblent alors cristalliser la tension qui entoure le corps des femmes. La violence construite par ces images et leur inscription dans un système de représentation qui non seulement intègre, mais normalise la représentation de corps féminins incarcérés et soumis, ne leur échappe pas. La nudité participe de la construction stéréotypée du féminin, comme le souligne la conservatrice Gill Saunders: « Nu » est synonyme de « nu féminin » parce que la nudité évoque la passivité, la vulnérabilité; il est impuissant et anonyme. En d'autres mots, c'est un

1 Harold Hayes, *Jungle Fever: Jean-Paul Goude* (Paris: Clic-Clac, 1982).

2 Voir par exemple: Céline Gouvenet, « Expériences plurielles de l'enfermement: entre rejet et reprise de contrôle », *Espaces et sociétés* 162, (2015): 31–46.

3 Sur le concept d'imaginaire androcentré, voir: Hélène Marquié, « Pour sortir le corps d'un imaginaire androcentré: impasses et stratégies », dans *Création au féminin. Volume 2: Arts visuels*, éd. Marianne Camus (Dijon: Éditions Universitaires de Dijon, 2006), 15–25.

état « féminin » et assimilé à la « féminité ».⁴ Dans la perspective d'avoir enfin la maîtrise sur les représentations de leur propre corps, dont elles ont été dépos-
sédées par l'immuable relation artiste masculin/modèle féminin, certaines per-
formeuses réinvestissent alors stratégiquement le trope de l'encagement des
femmes. En s'exposant nues et enfermées, elles donnent une réalité matérielle à
ces images, les incarnent physiquement. À propos du rapport instauré entre le
« nu » féminin comme genre et la performance féministe, l'historienne de l'art
Amelia Jones relève que les actions corporelles féminines constituent une ap-
proche critique du signifié « femme » dans le registre symbolique:

« [...] Ainsi, mettre le corps de l'artiste – en tant que corps de femme – en mouvement
radicalise la représentation du nu féminin de la peinture, refuse qu'il soit obligatoirement
l'objet du seul « regard masculin ». »⁵

On peut en conséquence avancer que l'auto-enfermement des performeuses
médiatise, au-delà de l'esthétique mobilisée, le rapport social sexiste qui sous-
tend l'imagerie consacrée aux femmes encagées. Dans ces actions, la cage devient
une barrière tangible, une frontière que l'on peut toucher. Emprisonnées, les
artistes font matériellement, dans le rapport physique à la limite qui s'instaure,
l'expérience de la dimension spatiale du genre, jusque-là évacuée de ces repré-
sentations. La cage donne une forme palpable au faisceau des limites sociales qui
empêche les femmes d'évoluer à égalité avec les hommes. Il est intéressant de
noter que la philosophe Marilyn Frye utilise la métaphore de la cage à oiseau pour
définir le phénomène d'oppression sexiste comme un système relevant d'un
ensemble complexe d'interactions. Elle souligne que les barreaux, pris séparé-
ment, n'ont pas la possibilité de contraindre le volatile. C'est le réseau des bar-
reaux et leur organisation qui, ensembles, font obstacle au vol et constituent ainsi
la contrainte. À propos de l'expérience de l'oppression, elle écrit:

« Comme l'encagement de la cage à oiseau est un phénomène macroscopique, la di-
mension oppressive des situations dans lesquelles les femmes vivent [leurs] vies dif-
férentes et variées est un phénomène macroscopique. Ni l'un ni l'autre ne peuvent être
perçus depuis un point de vue microscopique. Mais lorsque l'on regarde depuis un point
de vue macroscopique, il est alors visible – un réseau de forces et de barrières qui sont
systématiquement reliées et qui se liquent pour immobiliser, réduire et façonner les
femmes ainsi que la vie que nous menons. »⁶

4 Gill Saunders, *The Nude: A New Perspective* (New York: Harper & Row, 1989), 7: « « Nude » is
synonymous with « female nude » because nakedness connotes passivity, vulnerability; it is
powerless and anonymous. In other words it is a « female » state and equated with femininity. »
Traduction de Marie-D. Gil. Les traductions suivantes ont également été effectuées par l'auteur.

5 Amelia Jones, « Retour au corps, là où toutes les failles se produisent dans la culture occi-
dentale », dans *Le corps de l'artiste*, éd. Tracey Warr (Paris: Phaidon Press, 2005), 24.

6 Marilyn Frye, *The Politics of Reality: Essays in Feminist Theory* (Freedom: Crossing Press,
1983), 7. « As the caginess of the birdcage is a macroscopic phenomenon, the oppressiveness of

Une étude formaliste et transhistorique du motif des femmes en cage semble un point d'appui solide pour aborder ce qui se joue dans les performances de femmes lorsqu'elles s'exposent nues et encagées. Il s'agit moins, cependant, d'en proposer une analyse vainement exhaustive que de formuler des hypothèses sur quelques généalogies possibles. Dans cet article, je m'intéresserai à repérer, en croisant les champs de l'histoire de l'art et des études de genre, les logiques multiples qui s'enchevêtrent dans ces actions corporelles féminines. En adoptant une approche esthétique formaliste des images d'encagement, tout en prenant en compte l'idéologie sexiste qu'elles projettent, je retracerai quelques-unes des lignes mélodiques de leurs réinvestissements dans les performances de femmes.

Des femmes nues et en cage: une image normalisée de la violence sexiste? Sur l'interconnexion idéologique qui structure le registre symbolique dans les arts.

Depuis les années 1970, de nombreuses études féministes ont été consacrées à répertorier et à analyser différentes « iconographies » des femmes, dans l'objectif de montrer les effets idéologiques qui accompagnent les représentations du corps féminin. L'examen des « images de femmes » pose cependant des difficultés majeures à la critique. Griselda Pollock en repère trois fondements:

« [...] la confusion et la perplexité relative à la question engendrée par le titre « images de femmes », la relation problématique et qui reste à définir entre la prétendue « haute culture » et les « médias » ou « culture populaire », le manque de définitions théoriques de ce que signifient des termes comme sexiste, patriarcal ou bourgeois lorsqu'ils sont appliqués aux images [...]. »⁷

Notre étude ne peut occulter les angles morts et les ambiguïtés théoriques soulevées par Griselda Pollock. L'approche adoptée ici est, par souci de clarté, d'abord formaliste. Les illustrations et les images qui mobilisent le motif des femmes nues en cage entre le dernier tiers du XIX^e siècle et le premier tiers du XX^e

the situations in which women live our various and different lives is a macroscopic phenomenon. Neither can be seen from a microscopic perspective. But when you look macroscopically, you can see it – a network of forces and barriers which are systematically related and which conspire to the immobilization, reduction and molding of women and the lives we live. »

7 Griselda Pollock, « What's Wrong with « Images » of Women? », dans *The sexual subject, a Screen Reader in Sexuality*, éd. Mandy Merck (New York: Routledge, 1992), 136. « The confusion and mystification of the issue created by the title « images of women »; the problematic and as yet undefined relation between so called « high culture » and the « media » or « popular culture », the lack of theoretical definitions of what terms like sexist, patriarchal or bourgeois mean when applied to images and finally what practice can be suggested in order to rupture dominant ideology and undertake a radical critique and transformation of visual imagerie. »

siècle, fonctionnent sur une érotisation du rapport de domination. La cage représente une frontière qui, en légitimant une certaine disponibilité sexuelle des femmes, nourrit le désir masculin. Pour mieux comprendre les mécanismes de cette érotisation, il est possible de rapprocher le motif de l'encagement de l'analyse que Michelle Perrot fait du fantasme traditionnel lié au harem: « Le pouvoir, c'est l'accès sans résistance, la libre disposition du corps des femmes, dans leur multiplicité, leur disponibilité, leur usage réservé et sans limite [...] »⁸ L'érotisme basé sur l'enfermement des femmes se retrouve dans la métaphore de « l'oiseau en cage », basée sur une analogie ancienne qui voit les femmes associées aux oiseaux. Cette assimilation, en construisant un corps féminin fragile, insouciant, qu'il s'agit à la fois de protéger et de conserver pour jouir de son chant, contribue à produire et à maintenir une catégorisation symbolique des sexes.⁹ Ainsi, sur une carte postale anonyme titrée *L'oiseau de Paradis* (voir Figure 1) conservée au Archives départementales du Pas-de-Calais, une femme est représentée, souriante et en sous-vêtements, dans une cage à oiseaux. À l'extérieur, deux militaires – qui eux sont vêtus – la regardent avec concupiscence. Si aucune date n'est mentionnée, les costumes des protagonistes nous permettent de situer cette illustration autour des années 1910–1920. Dans d'autres images encore, l'encagement des femmes évoque directement la prostitution. Dans l'illustration de Georges Leonnec mentionnée dans l'introduction, la fonction érotique des barreaux est manifeste. La présence dans la cage d'une mangeoire à oiseau de laquelle débordent des billets et des bijoux insinue que, malgré l'inscription « défense de toucher » accrochée aux barreaux, le personnage féminin est une prostituée tout à fait accessible. L'illustration file la métaphore de la « cage dorée », une claustration dans laquelle les femmes, traditionnellement vouées à l'intérieur et à l'enfermement, ne pourraient que se plaire. La cage instaure une frontière qui fétichise le corps féminin, construisant dans le même temps un jeu érotique, basé sur la mise en scène d'une tension entre la disponibilité et l'indisponibilité sexuelle des femmes. Consubstantiellement, dans les images d'encagement, la semi-nudité – voire la nudité totale – de ces corps féminins participe largement à cette fétichisation. Dans le photomontage *My Little Bird*, réalisé en 1924, le duo viennois qui forme l'Atelier Manassé mobilise la symbolique érotique produite par l'association de l'encagement et de la nudité. Le cliché montre une jeune femme nue et enfermée dans une cage à oiseau, à qui une main surdi-

8 Michelle Perrot, *Histoire de chambres* (Paris: Éditions du Seuil, 2009), 173.

9 Hélène Marquié, « Le genre en danse, un concept pertinent et des effet pervers », dans *Le genre, effet de mode ou concept pertinent*, éd. Nadia Mékouar-Hertzberg (Bern: Peter Lang, 2016), 147.

mencionnée tend un morceau de sucre. L'image évoque le « sugar daddy », un mode de prostitution qui ne dit pas son nom.¹⁰



Figure 1: Anonyme, « L'oiseau de paradis », carte postale non datée, probablement autour de 1914–1918, collection particulière. Archives départementales du Pas-de-Calais.

Qu'en est-il alors de la « mise en cage » des hommes? La dissymétrie du genre apparait, comme le souligne Linda Nochlin, en cherchant dans d'autres œuvres les « inversions » du rapport masculin/féminin.¹¹ Il se trouve que les images qui montrent des hommes en cage dans le premier tiers du XX^e siècle relèvent presque exclusivement de la caricature, et montrent un traitement formel bien différent.

10 Voir Matthew S. Witkovsky, *Foto: Modernity in Central Europe, 1918–1945* (Londres: Thames and Hudson, 2007), 70.

11 Voir l'analyse de l'inversion de la thématique de l'association des attributs féminins aux fruits initiée par Linda Nochlin dans Griselda Pollock, « What's wrong with < images > of women », 142–143.

Une carte postale de 1912 illustrée par Fred Spurgin met justement en scène un homme en cage, qui cherche à se protéger de cinq femmes situées de l'autre côté des barreaux. Cette image satirique illustre la tradition anglaise du *Leap year*, qui permettait aux femmes, les années bissextiles, de demander les hommes en mariage. Les ressorts de l'encagement sont ici bien différents des exemples précédents. Le personnage masculin, recroquevillé sur un tabouret au milieu de la cage, ne sourit pas et lance un regard irrité aux femmes qui l'encerclent. Autre différence notable, il est représenté en tenue de ville et non nu. La cage ne constitue ici pas un élément de fétichisation et se montre dans toute sa dimension contraignante.

La séquestration féminine est un mode d'appropriation des corps, normalisé, entre autres, par la répétition des images consacrées à l'encagement des femmes. La violence du rapport qui est mis en scène est non seulement niée, mais érotisée. Au début du XX^e siècle, une affaire de violence conjugale fait les gros titres de la presse française. Le *Journal des débats politiques et littéraires* du 19 février 1910 rapporte qu'un pharmacien a torturé, battu, enchaîné et enfermé sa femme. Ce crime, connu sous le titre de « La séquestrée de Vaugirard » (voir Figure 2), est alors largement représenté dans la presse populaire, notamment par l'illustrateur Xavier Sager. Loin de représenter la souffrance de la jeune femme, l'image qu'il en propose – et qui est déclinée en carte postale – reprend les codes du sadomasochisme. L'illustration représente la victime enfermée dans une cage, les mains accrochées aux barreaux, affublée de sous-vêtements de fer augmentés de cadenas. Les médias de l'époque rapportent pourtant qu'elle avait été enfermée dans une pièce close, et aucun n'a rapporté qu'elle était nue au moment où elle a été retrouvée.¹² Dans sa cellule, l'illustrateur a ajouté une cravache et des chaînes. Cette imagerie joue sur les codes d'une sexualité sadomasochiste, basée sur des rapports de domination consentis. Non seulement elle évacue la violence concrète et vécue de la victime, mais elle la justifie. Les mots qui accompagnent l'illustration confirment cette analyse: « Le pharmacien Parat est vraiment un homme sage. Il sait que, pour qu'une femme vous soit bien attachée, il faut la fouetter, l'enfermer dans une cage et la munir d'une bonne ceinture de chasteté. »

Dans la ligne du phénomène « d'interconnexion idéologique » théorisé par la critique féministe des années 1970,¹³ on retrouve l'imagerie des femmes encagées dans les arts dits « majeurs » et notamment dans les œuvres des surréalistes. André Breton, figure majeure du mouvement, fait de la « beauté convulsive » le cœur des préoccupations des artistes du mouvement. Elle est une force perturbatrice et subversive d'Éros, violente, explosive et destructrice, que Breton voit

12 Anonyme, « Une jeune épouse séquestrée et torturée par son mari dément », *Journal des débats politiques et littéraires*, 19 février 1910, 10.

13 Voir: Pollock, « What's wrong with < images > of women ».

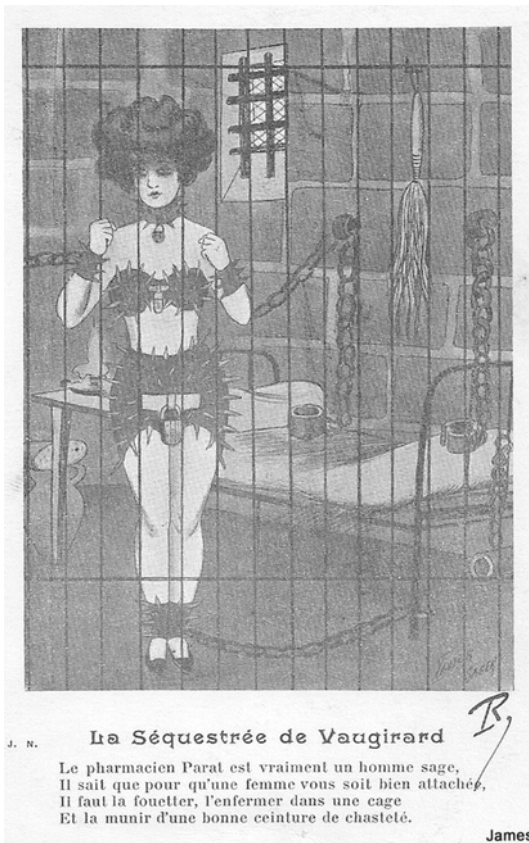


Figure 2: Xavier Sager, « La séquestrée de Vaugirard », carte postale non datée, probablement autour de 1900, collection personnelle.

incarnée dans le corps féminin. Pour l'historienne de l'art Whitney Chadwick, le motif de l'encagement de la féminité, hérité de la littérature victorienne, est si régulièrement évoqué dans l'imagerie surréaliste qu'il est devenu un trope.¹⁴ Cet intérêt se traduit notamment par l'encagement de mannequins féminins de confection. Le thème de l'encagement des femmes quitte alors le papier et la clandestinité des cartes postales scandaleuses distribuées sous le manteau pour se voir présenté, tangible et à échelle humaine, au public.

Pour la spécialiste des études culturelles Yeta Howard, l'érotisation du corps féminin à travers la figure artificielle du mannequin relève d'une distanciation vis

14 Voir: Whitney Chadwick, « An Infinite Play of Empty Mirrors. Women, Surrealism and Self-Representation », dans *Mirror Images*, éd. Whitney Chadwick (Londres: The MIT press, 1998), 16.

à vis de l'intégrité corporelle du sujet.¹⁵ Les femmes, figurées par des poupées nues à échelle réelle, achèvent, dans cette personnification, leur transformation à l'état d'objet. Il est possible de projeter sur cet ersatz de corps les fantasmes de destruction et de perversion dirigés vers le corps féminin, dans le sillage d'un érotisme forgé selon une lecture surréaliste de l'œuvre du Marquis de Sade. Ainsi, en 1938, à l'occasion de l'Exposition internationale du surréalisme organisée à Paris à la galerie Beaux-Arts de Georges Wildenstein, André Masson présente *Le bâillon vert à bouche de pensée* (1938), qui retient particulièrement l'attention du public et de la critique. Cette pièce se compose d'un mannequin féminin complètement nu. Sa tête est enfermée dans une cage en osier ouverte, tandis que sa bouche est bâillonnée par une ceinture de velours sur laquelle une fleur a été placée. Un ornement composé de plumes, très probablement des plumes de paon, couvre son sexe tandis que des fleurs sont positionnées sous ses aisselles. Cette œuvre entend critiquer les normes traditionnelles, dites « bourgeoises », du désir, en mettant en avant des formes sexuelles divergentes, bizarres ou alternatives, qui évoquent ici directement l'agalmatophilie, une attirance sexuelle pour les statues et les poupées. La violence qui se pense ici sublimée, paraît pourtant s'inscrire dans les modalités traditionnelles du traitement du corps féminin. La cage, véritable frontière, enferme la tête du mannequin, suggérant que sa pensée et sa parole ne doivent pas s'exprimer. Cette « femme-objet », nue et bâillonnée, se voit dénier tout statut de sujet. Ersatz des femmes, les mannequins de confection présentés dans l'exposition de 1938 et dont fait partie *Bâillon vert à bouche de pensée* sont, selon Man Ray, des: « jeunes femmes [...] kidnappées et livrées à la frénésie des surréalistes qui, aussitôt, se mirent en devoir de les violenter, chacun à sa manière originale et inimitable et sans considération aucune pour les sentiments des victimes lesquelles, toutefois, se soumirent avec la plus charmante bonne grâce aux hommages et outrages qui leur étaient ainsi infligés »¹⁶. Comme le souligne Whitney Chadwick, la pièce de Masson est dérangement parce qu'elle juxtapose des images de la féminité avec le contrôle la violence masculin.¹⁷

La cage est, deux décennies après la présentation du *Bâillon vert à bouche de pensée*, un objet de discorde entre Meret Oppenheim et André Breton. Ce dernier a demandé à Oppenheim d'inclure une de ses performances, à l'occasion de l'Exposition internationale du Surréalisme (EROS) de 1959 organisée à la galerie Cordier. Présenté une première fois en avril 1959 sous le titre *Festin de printemps*,

15 Yeta Howard, *Ugly differences* (Champaign: University of Illinois Press, 2018), 107.

16 Man Ray, *La résurrection des mannequins*, trad. Patrick Waldberg (Paris: Éditions Petithory, 1966), 152.

17 Voir: Whitney Chadwick, *Mirror images: Women, surrealism and self representation*, 17. « Masson's piece disturbs in rewriting the body as exoticized other, its juxtapositions of images of femininity and masculine control, its fetishistic substitution of the signs of nature-flowers and feathers-for the sites of female sexual pleasure. »

le projet original, pensé comme une ode à la fertilité et au renouveau, montrait une femme au visage enduit de peinture dorée, nue et allongée sur une table. Son corps était recouvert de nourriture que les participants se voyaient invités à partager à même sa peau. L'adjonction de barreaux, dans la version qu'André Breton décide de présenter sous le titre *Festin Cannibale* en décembre de la même année, porte un sens différent, bien qu'offrant les mêmes éléments. Désormais enfermé dans une cage, le corps féminin montré au public est alors tout à la fois réifié, fétichisé et hypersexualisé. Il sera même remplacé, après le vernissage, par un mannequin sans vie. Ce qui se joue, dans le désaccord entre les deux artistes, dépasse largement un différend à propos d'un simple dispositif d'exposition. En installant une grille, frontière qui sépare matériellement le public de l'actrice, André Breton dénature le propos de Meret Oppenheim. Le corps nu et libre qui s'expose et s'offre dans le *Festin de printemps* devient en effet un corps offert.¹⁸ L'ajout de la cage opère, en appelant un ensemble de référents visuels culturellement genrés, un déplacement du sens initial, un glissement symbolique que confirme la réaction des spectateurs. Le peintre Jean-Claude Silbermann se rappelle en effet avoir été obligé à maintes reprises de « [...] desserrer les mains d'hommes accrochées aux barreaux. »¹⁹

Dans ces installations, les représentations des femmes s'inscrivent, en l'ouvrant, dans la ligne du traitement dominant, immanquablement réifiant, du nu féminin. Les mannequins, bien que pourvus de toute la matérialité et de la présence inhérente à la sculpture, en achevant le fantasme prégnant de la « femme-objet » surréaliste, restent des personnifications et non de véritables incarnations. Construite depuis un point de vue sexiste, la violence que suppose l'engagement des femmes est revendiquée. C'est précisément ce point de vue que les artistes femmes défient lorsque, dans le contexte conjoint de la montée du féminisme et de l'épanouissement des années 1970, elles mobilisent leur corps. Quand, dans la performance, elles prennent la main sur leur propre représentation, elles se savent à la fois le signifiant et le signifié du nu féminin. L'engagement corporel révèle ainsi tout son potentiel critique dans le passage de la représentation du nu féminin vers sa performance artistique. Il apparaît alors que certaines artistes, en réinvestissant l'imagerie des femmes engagées, entendent non seulement articuler une critique de l'idéologie dominante, mais aussi, une transformation radicale de sa symbolique.

18 À propos de la réaction de Meret Oppenheim, voir: Christiane Meyer-Thoss, *Meret Oppenheim. Aufzeichnungen 1928–1985, Träume*, (Bern/Berlin: Gachnang & Springer, 1986), 45.

19 Maria-Rosa Lehmann, « La « voyeurisation » du public dans la performance surréaliste à l'exemple de « L'acte manqué » (1938), « Prière de toucher » (1947) et « Banquet cannibale » (1938), une *kampfansage* à la « morale sociale » », *Symbolon* 29, vol. XVI (2017): 20.

De l'image vers le réel du corps: l'expérience de la frontière dans les performances de l'engagement féminin

« [...] parler de la violence qui nous est faite, des barreaux et des cages dans lesquelles nous avons été enfermées. »²⁰

Paru en 1976 sous le titre *Prisonnières*,²¹ le numéro spécial de *Sorcière* est consacré à la spécificité de l'expérience de l'enfermement pour les femmes. Si les autrices relèvent l'ambiguïté du sentiment à l'égard de la claustration qui, lorsqu'elle est choisie, est vécue comme un retrait plaisant, ce numéro entend surtout témoigner « de la violence faite au corps des femmes par l'emprisonnement quel qu'il puisse être. »²² Dans certaines performances féministes, les limites opposées aux femmes par le faisceau de restrictions sociales inhérentes à tout système patriarcal, prennent alors une forme physique. Des artistes choisissent, en s'enfermant, de soumettre leurs corps à l'épreuve des frontières. Par cette action, elles incarnent des représentations d'engagement qui jusqu'alors restaient abstraites, puisque caractérisée par l'absence de volume ou d'épaisseur propre aux images en deux dimensions. À la matérialité du corps féminin qui est – ainsi que le corps masculin – « une matière à la fois tangible – tissus et fluides – intellectuelle et émotionnelle, en métamorphose constante, travaillée par la temporalité »²³, se voit confrontée la matérialité des barreaux, mettant ainsi le spectateur devant la réalité des rapports de pouvoir sur lesquels se fondent ces images. Les artistes féministes, lorsqu'elles s'emparent des images de violences exercées pour les vivre dans leur performance, donnent un ton politique à leur expérience. Amelia Jones écrit: « En fait, on peut voir dans la formule < ce qui est politique est personnel > l'affirmation d'artistes féministes selon laquelle toute expérience vécue par le corps comporte un aspect social et tout engagement politique met le corps en jeu. »²⁴ Les femmes et leurs vécus sont supplantés par des représentations qui les ramènent invariablement non seulement à une sexualité, mais à une sexualité qui suppose leur soumission. Dans les performances d'engagement, les artistes qui mobilisent le corps féminin dans sa matérialité montrent la souffrance concrète qui résulte du vécu de l'oppression systémique. La cage métaphorique devient

20 Article d'un groupe de plasticiennes intitulé « Enfermement/Rupture », *Alternatives 1*, spécial « Face-à femmes » (juin 1977): 132. Cité dans: Fabienne Dumont, *La rébellion du Deuxième Sexe* (Dijon: Les Presses du réel, 2011), 324.

21 *Prisonnières, Sorcières 6*, (nov. 1976).

22 *Prisonnières, Sorcières 6*, (nov. 1976).

23 Hélène Marquié, « Repenser le genre chez Judith Butler au prisme des arts vivants », dans *Corps troublés. Approches esthétiques et politiques de la littérature et des arts*, éd. Muriel Plana et Frédéric Sounac (Dijon: Éditions Universitaires de Dijon, 2018), 82.

24 Amelia Jones, « Retour au corps, là où toutes les failles se produisent dans la culture occidentale », 33.

une cage physique, une violence qui s'exerce sur les corps comme sur l'esprit pour contraindre et dominer.

Parmi les grandes figures féministes de l'art, l'artiste autrichienne Valie Export occupe une place cruciale. Pour la performance *Hyperbulie*, filmée en 1973, elle évolue, complètement nue, dans un espace limité. Emprisonnée dans un parcours fait de fils électrifiés, elle avance et souffre au gré des chocs qui jalonnent son cheminement. Dans ce cadre contraignant, elle est véritablement enfermée dans une cage²⁵ dont les barreaux, des fils inoffensifs en apparence, presque invisibles, lui infligent une douleur réelle. En mobilisant son corps, Valie Export opère une incarnation du motif érotique qui se déploie tant dans les arts « majeurs » que dans les arts « mineurs » des femmes exposées nues en cages, pour ainsi en révéler toute sa dimension construite. Au contact de frontières invisibles qui la forcent à se tordre dans des positions éloignées des représentations traditionnelles des « nus », elle le « déshéstétise » et le débarrasse la charge érotique liée à l'engagement féminin dans l'imagerie classique. Elle écrit:

« Par l'intermédiaire de son corps, la femme devient un élément de la grammaire sociale du désir masculin. Et à travers la grammaire sociale du corps, dans laquelle les caractères féminins tels que les seins, le ventre, les fesses ou les jambes se muent en unités linguistiques interchangeables, la femme elle-même devient interchangeable, obliérée et, en ce sens, comme le dit Lacan, elle cesse d'exister. C'est précisément par cette référence au corps, aux caractéristiques féminines du corps (par exemple, l'utérus par opposition au phallus) que la femme se résout à sa propre dissolution dans la structure patriarcale de notre civilisation. [...] Et c'est précisément parce que la femme en tant que catégorie n'existe pas qu'elle doit être construite. »²⁶

En proposant une expérience physiquement vécue de la contrainte que la cage exerce sur le corps, elle libère ainsi cette représentation du voile tendu par le discours culturel sur la réalité des effets du genre. Expérimentée et non plus seulement représentée, la frontière se révèle dans toute sa violence, et montre que les femmes ont été non seulement invisibilisées, mais aussi remplacées par le registre symbolique lui-même. Les câbles donnent une forme concrète, expérimentable, à la frontière produite par les restrictions auxquelles les femmes sont soumises dans la société. Une frontière qui, habituellement peu visible – voire invisible – traduit, par la douleur quelle inflige à la chair, l'emprise effective du pouvoir de l'idéologie sur le corps féminin. À propos de l'invisibilité du phé-

25 La chercheuse Rose-Anne Gush voit associer le dispositif de Valie Export à une cage. Voir: Rose-Anne Gush, « VALIE EXPORT: Image et espace du corps », *Archives of Women Artists, Research and Exhibitions magazine*, [En ligne], mis en ligne le 6 novembre 2017, consulté le 16 janvier 2019, <https://awarewomenartists.com/magazine/valie-export-image-espace-corps/>.

26 VALIE EXPORT, « The Real and its Double: The Body », *Discourse* 1, n° 2, (Automne-Hiver 1988-1989): 4. Reproduit et traduit en français dans: Rose-Anne Gush, « VALIE EXPORT: Image et espace du corps ».

nomène idéologique, la spécialiste en études de genre Hélène Marquié écrit, prolongeant la pensée de Linda Nochlin:

« le phénomène idéologique dissimule les relations de domination et les hiérarchies, les pose comme des phénomènes inéluctables, des évidences, des faits de nature. Il travaille à leur donner une apparence logique, souvent au mépris de toute réelle logique, et empêche ainsi les remises en question. Ce qui les rend invisibles et souvent encore plus invisibles à celles et ceux qui subissent le pouvoir. L'idéologie hégémonique n'est, en particulier, jamais perçue comme une idéologie, et se manifeste davantage dans les non-dits, les non-perçus et l'impensé que dans les normes ouvertement établies. »²⁷

En matérialisant des frontières jusque-là seulement représentées, Valie Export débarrasse l'imagerie consacrée aux femmes en cage du vernis de l'idéologie sexiste. Elle relève que celle-ci est si profondément intégrée dans les modes de pensée qu'elle empêche de voir la réalité des violences des rapports de pouvoir que ce motif met pourtant explicitement en scène.

La cage donne une forme physique à l'espace social dans lequel les femmes sont enfermées, et fait directement référence à l'espace domestique dans lequel elles sont assignées dans tout système patriarcal. Dans certaines actions corporelles de l'encagement, la distribution qui maintient les femmes à « l'intérieur » et les hommes à « l'extérieur » est questionnée. L'espace domestique est expérimenté comme un « lieu d'exploitation et d'agencement des rapports de domination de genre »²⁸. Les murs de la maison, devenue une cage, sont vécus concrètement, dégagés de la symbolique qui travaille à normaliser l'enfermement des femmes.

En 1978, dans l'action *Kooi/Cage performance* (1978) (voir Figure 3), Lydia Schouten désigne explicitement la dimension oppressive de cette assignation spatiale sexiste. Elle s'enferme dans une cage pendant une vingtaine de minutes. Si elle n'est pas complètement nue, le justaucorps académique blanc qu'elle porte figure, par la simplicité de sa surface, une nudité métaphorique. Dans la première partie de cette action, elle tourne dans une cage en se frottant aux barreaux sur lesquels ont été placés des crayons. À l'épreuve constante de la limite définie par la cage, avec laquelle elle est toujours en contact, Lydia Shouten accélère sa progression avec constance, jusqu'à la course. Elle cherche un moyen de s'échapper, avant de s'effondrer de fatigue au centre de l'espace. Pour l'artiste, la couleur appliquée sur son académique évoque le besoin des femmes de « se maquiller dans l'isolement de leur foyer afin de se faire belle pour le monde extérieur

27 Hélène Marquié, *Non, la danse n'est pas un truc de filles! Essai sur le genre en danse* (Toulouse: Éditions de l'Attribut, 2016), 58.

28 Anne Clerval, Christine Delphy, « Le féminisme matérialiste, une analyse du patriarcat comme système de domination autonome », dans *Espace et rapports de domination*, éd. Anne Clerval, Antoine Fleury, Julien Rebotier et Serge Weber (Paris: Presses universitaires de Rennes, 2015), 217–229.

auxquelles elles n'ont pas part »²⁹. Dans le documentaire *The destruction of the false female image* (1978) réalisé par Agna Arens, Schouten explique qu'elle a conçu sa performance comme une analogie à la situation des femmes qui, historiquement, accaparées par les tâches du foyer, se sentaient enfermées à l'intérieur de leurs propres maisons. Pour l'artiste, l'envie ne manque pas aux femmes de quitter cet espace, mais lorsqu'elles s'aventurent à l'extérieur, elles sont confrontées à un monde dominé par les hommes. Cette performance, à l'instar d'autres projets féministes comme la célèbre *Womanhouse*³⁰ de Judy Chicago et Miriam Shapiro, apprend à voir « l'espace domestique comme une technologie de production et de domination du corps féminin et les institutions matrimoniales et sexuelles comme autant de régimes d'enfermement et de discipline. »³¹ La cage, en construisant une analogie entre les barreaux et les frontières virtuelles bâties par les murs de la maison, donne une forme physique à la métaphore du foyer comme un lieu de claustration du féminin. Le contact de la performeuse avec les barreaux, ainsi que l'exploration de l'espace limité qu'ils produisent, constituent alors une performance – et non une mise en scène – de la frontière. Loin de l'image d'Épinal représentant des femmes-oiseaux souriantes dans des cages, cette performance matérialise le sort des femmes qui, souhaitant s'aventurer hors de leur domaine d'assignation, s'épuisent dans un combat invariablement voué à l'échec.

Les performances de l'engagement présentées par Valie Export et Lydia Schouten s'inscrivent parmi des actions lors desquelles les artistes questionnent les capacités physiques et psychiques de leurs corps, en le soumettant à l'épreuve, parfois jusqu'à la douleur. À propos de ces pratiques, Lara Shalson parle de « performances de l'endurance »³², et souligne que beaucoup d'artistes à la pratique manifestement féministe ont mobilisé cette pratique. Dans la performance, le corps féminin est incarné et palpable: il n'est pas – ou plus – une image. Encagé, il souffre et se débat avec ses frontières, permettant de porter les douleurs psychiques et physiques des femmes sur le devant de la scène sociale. Les performances en cage masculines de la même époque portent un sens différent. Dans

29 Gabriele Schor, *Feminist Avant-Garde. Art of the 1970s. The Sammlung Verbund collection* (Munich, Londres, New York: Prestel, 2006), 70. Reproduit et traduit en français dans: Gabriele Schor, « Sur la mort de la femme au foyer », dans *Women House*, éd. Camille Morineau et Lucia Pesapane (Paris: Manuela Éditions, 2017), 25.

30 La *Womanhouse* est un projet lancé en 1971 dans le cadre du Feminist Art Program du California Institute of the Arts. Sous la direction de Judy Chicago et de Miriam Schapiro, les étudiantes du programme ont transformé une maison en une installation totale et en un lieu de performance uniquement investi par des femmes.

31 Paul B. Preciado, « Revenir à la Womanhouse », 3 octobre 2013, <http://lemagazine.jeudepau.me.org/blogs/beatrizpreciado/2013/10/03/revenir-a-la-womanhouse/>.

32 Lara Shalson, *Performing Endurance. Art and Politics since 1960* (Cambridge: Cambridge University Press, 2018).



Figure 3: Lydia Schouten, Kooi [Cage], 1978/2016. Vidéo noir et blanc, sonore, 17'43".

la plus célèbre, *One Year Performance 1978–1979*, Tehching Hsieh vit en isolation pendant un an, enfermée derrière des barreaux. Dans cette action, l'artiste entend expérimenter le temps en lui-même, en s'extrayant de la linéarité qu'il revêt dans la culture occidentale. Le corps, enfermé volontairement, n'est pas ici un corps nu en souffrance. Tehching Hsieh porte une combinaison, et le public n'est invité autour de la cage que dix-neuf fois au cours de l'année. L'enfermement de l'artiste masculin peut être une expérience mystique, tandis que les femmes, dans la même situation, doivent médiatiser les effets idéologiques des représentations du corps féminin, inexorablement ramené à sa chair. Alors que les hommes peuvent ac-

céder à la transcendance, les femmes sont maintenues, selon la théorie formulée par Simone de Beauvoir³³, au stade de l'immanence.

En cage, les femmes s'inscrivent dans les codes prédéterminés de la réification féminine. Elles y incarnent ainsi la dissymétrie que souligne John Berger, qui prolonge ici à nouveau la pensée de Simone de Beauvoir:

« être homme c'est agir, être femme c'est paraître. Les hommes regardent les femmes, alors que les femmes s'observent en train d'être regardées. Cela détermine non seulement les relations entre les hommes et les femmes, mais également la relation de la femme à l'égard d'elle-même. Le surveillant intériorisé est perçu en tant qu'homme et l'être surveillé en tant que femme. C'est ainsi que la femme se transforme en objet et plus particulièrement en objet du regard: un spectacle. [...] Les femmes sont peintes d'une tout autre façon que les hommes, non pas parce que le féminin est différent du masculin, mais parce que l'on tient pour acquis que le spectateur « idéal » est toujours mâle, et que l'image de la femme est faite pour le flatter. »³⁴

Les femmes, disait John Berger, portent en elles deux dimensions du regard: elles se regardent être regardées, et plus encore elles regardent leur propre image en train de se faire. Laura Mulvey, pour théoriser ce phénomène spécifique de la vision masculine qui tend à fragmenter le corps féminin, a développé le concept de *male gaze*.³⁵ L'encagement féminin, en mettant en scène et en outrant jusqu'au ridicule les codes persistants de la réification féminine dans les arts, apparaît un moyen de négocier ce que Craig Owens³⁶ – repris par Amelia Jones³⁷ – nomme la « rhétorique de la pose ». La réification du corps féminin, théâtralisée, critique les modes de visibilité réifiant dans les arts. Les processus de réification et de visibilité produits par la cage constituent le sujet de la performance de Katarzyna Kozyra: *Diva*. En 2005, elle s'enferme dans une cage à oiseau. Mais la distribution des pouvoirs en jeu dans l'encagement – celui qui enferme dispose de celle qui est enfermée – est alors renversée. Le corps présenté par l'artiste est en effet très éloigné des normes habituelles du genre du « nu » féminin, fixé par les artistes masculins. Pour cette action, elle revêt un costume qui transforme sa silhouette en un corps presque obèse, imberbe, chauve et vieillissant. Portée par quatre hommes sur scène, elle chante l'air d'Olympia extrait de l'opéra *Les contes d'Offenbach*, touchant par intermittence son sexe. Elle fait alors métaphorique-

33 Voir Simone de Beauvoir, *Le Deuxième Sexe* (Paris: Gallimard, 1949).

34 John Berger, *Ways of Seeing*, basé sur le programme télévisé de la BBC, (Londres: British Broadcasting Corporation and Penguin Books, 1972), 47. Traduction française: *Voir le voir*, (Paris: Éditions B42, 2014), 50.

35 Voir Laura Mulvey, « Visual pleasure and narrative cinema », *Screen* 16, n° 3 (1975): 16–28.

36 Voir Craig Owens, « The Medusa Effect; or, The Spectacular Ruse » (1984), reproduit dans: *Beyond Recognition: Representation, Power and Culture*, éd. E. Scott Bryson (Berkeley University of California Press, 1992), 192.

37 Voir Amelia Jones, *Body Art/Performing the subject* (Minneapolis et Londres: University of Minnesota Press, 1998), 151.

ment l'expérience d'une frontière à deux épaisseurs: la prison symbolique du corps, mais aussi la prison matérielle de la cage. Pourtant, dans cette performance, elle est à l'origine de sa propre réification, qu'elle bâtit selon ses propres codes, en déformant les normes mêmes édictées par un « imaginaire androcentré ». En portant un costume de nu, ce n'est pas sa propre nudité que Katarzyna donne à voir au spectateur, mais bien le « nu » lui-même en tant que genre. L'artiste, en refusant de se conformer aux normes de l'imagerie traditionnelle des femmes en cage, impose au public un corps féminin sexualisé et exceptionnel. Bien qu'enfermée, elle est alors en situation de pouvoir.

Perspective intersectionnelle de la nudité féminine en cage

Dans un article paru en 2002, Lisa Gail Collins souligne que le nu féminin noir est absent des musées occidentaux, à l'inverse du corps féminin blanc qui s'y trouve, lui, surreprésenté.³⁸ C'est ainsi, surtout dans la culture populaire, et notamment dans le Music Hall du premier tiers du XX^e siècle, que l'on retrouve le thème des femmes racisées en cage. Aux États-Unis, Miss Joy Ching se déshabille en 1942 dans le club Forbidden City pour le numéro *La Fille dans La Cage Dorée*.³⁹ Avant elle, en France, Joséphine Baker chante dans une cage, largement dévêtue, pour le film *Zouzou*, réalisé en 1934 par Marc Allégret. Elle est même représentée, les seins nus, souriant derrière des barreaux, sur une lithographie de Paul Colin parue en 1927 dans un album titré *Le Tumulte Noir*. Deux rapports de domination, interdépendants des logiques du système patriarcal, se croisent alors dans ces représentations. Si le corps féminin est toujours considéré comme plus sexuel que celui des hommes, cette tension est encore plus vraie pour les femmes racisées. De fait, l'imagerie relative à l'enfermement des femmes racisées, en plus de soutenir un « imaginaire androcentré », s'enracine profondément dans une idéologie coloniale. Animalisées dans les discours et l'iconographie issues d'un imaginaire raciste qui associe population d'ascendance africaine et singe – procédé dit de « simianisation »⁴⁰ –, les femmes noires sont ainsi perçues comme des individus sauvages qu'il faut enfermer, contenir, pour les dominer. Les images d'encagement des hommes et des femmes racisés évoquent en premier lieu les « zoos humains », dans lesquels divers peuples non-occidentaux étaient présentés à un

38 Lisa Gail Collins, « Économie de la chair, représentations artistiques du corps des femmes noires », (2002), reproduit dans *La rébellion du Deuxième Sexe*, éd. Fabienne Dumont, (Paris: Les presses du réel), 381–404.

39 Voir Rachel Shteirl, *Striptease: The Untold History of the Girly Show* (Oxford: Oxford University Press, 2006), 205.

40 Voir Pierre Gras, « Simianisation, fantasmagorie et imaginaire raciste dans le cartoon aux États-Unis », *Revue de la BNF* 61, (2020): 85–95.

public blanc. Pour les femmes noires, plus spécifiquement, elles rappellent le mode d'exposition de la jeune Sarah Baartman qui, née en Afrique du Sud et amenée en Angleterre, est exhibée en 1810, nue et en cage. Pour Lisa Gail Collins, « Échanger de l'argent contre un regard, ou même un coup d'œil furtif sur cette Africaine arrachée à son continent et exposée comme une curiosité est devenu un paradigme de la façon dont on a chargé d'exotisme le corps de femmes noires. »⁴¹ L'imagerie de l'encagement féminin évoque ainsi le stéréotype qui entoure et construit le corps des femmes noires dans l'imaginaire occidental de l'exotisme érotisé, et de la prostitution. L'encagement fait ainsi l'objet de plusieurs réappropriations performatives critiques initiées par des femmes artistes racisées qui entendent, en l'incarnant, se réapproprier et « repositionner le corps des femmes noires à l'intérieur de systèmes de représentation préétablis. »⁴²

C'est dans cette perspective que s'inscrit la performance *Sans nom* imaginée en 2015 par l'artiste ivoirienne Valérie Oka. Pour cette action, une performeuse noire évolue nue dans une cage dont elle ne sort pas, bien que la porte soit ouverte. Un hamac rouge est accroché au centre de la structure, où trône aussi un pénis blanc gigantesque. Au début de l'action, l'actrice marche dans la cage puis entre dans le hamac et entame une danse. Au cours de la performance, elle entre en contact avec la cage et passe la tête à travers les barreaux pour fixer le spectateur. Avec cette action corporelle, Valérie Oka initie une critique des diverses logiques de domination qui traversent les images montrant des femmes racisées nues et enfermées.

Parce que l'actrice reste, alors qu'elle peut physiquement s'en échapper, dans l'espace établi par les frontières de la cage, elle désigne l'immanence et l'omniprésence du discours colonial,⁴³ si intégré qu'il n'a nul besoin d'enfermer le corps pour le contraindre. Dans la cage, la nudité de la performeuse est confrontée à un pénis blanc de taille démesurée, soulignant le lien profond qui est instauré entre la domination masculine et le colonialisme.

Autre conséquence de l'interaction des discriminations, les représentations des femmes non-blanches préjugent invariablement de leur hétérosexualité.⁴⁴ Cette évacuation trouve un écho dans la recherche en science sociale, qui tend encore aujourd'hui à se concentrer sur le *queer* « blanc » et les masculinités « noires. »⁴⁵ La situation sociale, mais aussi les représentations des femmes

41 Collins, « Économie de la chair, représentations artistiques du corps des femmes noires », 386.

42 Collins, « Économie de la chair, représentations artistiques du corps des femmes noires », 395.

43 Ayo A. Coly, *Postcolonial Hauntologies: African Women's Discourses of the Female Body* (Lincoln NE: University of Nebraska Press, 2019), 166.

44 Voir: Elena Kiesling, « The Missing Colors of the Rainbow: Black Queer Resistance », *European journal of American studies* [Online] 11, n° 3 (2017).

45 Voir: Patricia Hill Collins, « Quelles politiques sexuelles pour les femmes noires? », trad. Brigitte Marrec, *Cahiers du Genre* 4, (2016).

racisées et *queer*, qui croisent des logiques d'oppressions systémiques majeures, sont alors largement éludées. Pourtant, en tant que système d'oppression, l'hétérosexisme est relié aux autres systèmes de domination. Envisager les effets des interactions de l'hétérosexisme et du racisme dans la symbolique exige alors, selon la chercheuse en études afro-américaines Patricia Hill Collins, d'aborder les « significations sexuelles utilisées pour représenter et juger la sexualité des femmes noires. »⁴⁶ En 2013, l'artiste Selogadi Mampane aborde avec la performance *Chromotherapy* (voir Figure 4) toute la complexité de cette position. Pour cette action, elle évolue dans une cage vêtue d'un costume en cuir sous lequel elle est nue. Ses mouvements sont contraints et limités par une chaîne qui, accrochée à son cou et à sa taille, la relie à tout moment aux barreaux. Artiste de la performance mais aussi chercheuse, Selogadi Mampane explique que cette action « suit le récit d'une femme *queer* et noire. »⁴⁷ Nue et enfermée, elle donne corps à l'imagerie coloniale et raciste des « zoos humains », mais aussi à l'imagerie pornographique qui y est associée. Selogadi Mampane, en se saisissant de cette imagerie, entremêle les significations croisées de la cage et du cuir dans le vocabulaire érotique *queer*. Elle écrit:

« L'espace de la performance devient le lieu depuis lequel mon corps *queer*, noir et féminin fait l'expérience de la violence sexuelle, culturelle, politique et économique et le positionne explicitement en tant qu'objet à regarder. »⁴⁸

Cette performance entend ainsi ramener le spectateur, qui lui est à l'extérieur des barreaux, à sa condition de voyeur. Encagée, Selogadi Mampane questionne le processus de réification simultanément raciste et sexiste qui conditionne le regard. L'objet matérialise une frontière symbolique et constitue alors, selon les mots de Selogadi Mampane, une « cage idéologique ». Bien qu'il lui soit possible de la quitter, les modes de pensées sexistes et racistes l'accompagnent à tout instant. Avec cette performance, elle fait alors de la cage, en tant que « site d'intersectionnalité » où se rencontrent et s'entrecroisent différents systèmes d'oppression, la matière même de son œuvre.

46 Collins, « Quelles politiques sexuelles pour les femmes noires? », 102.

47 Selogadi Mampane, « « Chromotherapy »: performing Queerness and Blackness as Abject Identity », abstract de la communication présentée en janvier 2014, https://www.academia.edu/5774607/Chromotherapy_Performing_Queerness_and_Blackness_as_Abject_Identity « Chromotherapy, follows the narrative of a Queer, Black, Female as she navigates her way through her often misunderstood and abject identity within the context of hate crimes in South Africa. »

48 Selogadi Mampane, « « Chromotherapy »: performing Queerness and Blackness as Abject Identity ». « The performance space becomes the site at which my Queer, Black, Female body experiences sexual, cultural, political and economic violence and openly positions the body to be object, to be looked at. »



Figure 4: Selogadi Mampane, *Chromotherapy*, 2013, performance réalisée à la FADA Gallery (University of Johannesburg).

Conclusion

« Un abysse subtil sépare la représentation des femmes par les hommes pour exciter leur imagination de la représentation des femmes initiée par les femmes pour dénoncer cette insulte. »⁴⁹

49 Lucy R. Lippart « Body Art », dans *From the Center: feminist essays on women's art*, éd. Lucy R. Lippart (New York: Dutton, 1974), 125: « It is a subtle abyss that separate men's use of women for sexual titillation from women's use of women to expose that insult ».

Depuis le début des années 1970, les historiennes de l'art ont cherché, à l'écart des biais de genre inhérents aux canons de l'histoire de l'art, à analyser les « images de femmes ». Parmi elles, les approches entamées par Linda Nochlin et Griselda Pollock figurent parmi les plus abouties. Il ne s'agit pas en effet de constituer un état des lieux purement formaliste, mais bien de déterminer le rapport social médiatisé par ces images. À rebours de tentatives purement iconographiques, elles abordent ainsi les imageries dans une perspective transdisciplinaire, contrevenant aux cadres autoritaires édictés par un champ de l'histoire de l'art, dont le conservatisme n'est plus à prouver. Parmi l'ensemble des difficultés posées par cette approche, Griselda Pollock souligne combien les biais de genre pèsent sur le regard porté par l'historienne ou l'historien sur les représentations mettant en scène des femmes. À partir de cette critique se dessine en creux la possibilité d'entreprendre une analyse de ces images articulée depuis le point de vue même des artistes qui en font la critique. Arc-boutée sur les outils conceptuels émanant non seulement du champ des études de genre mais aussi du champ l'histoire de l'art, cette approche permet d'élaborer une pensée croisée de l'esthétique et du processus social de construction symbolique hiérarchisant selon les sexes. C'est à travers ce prisme que l'imagerie des « femmes en cage » révèle toute l'étendue de l'inscription de la frontière et de la limite dans la symbolique traditionnelle du féminin. Quand les artistes masculins s'engagent dévêtus, à l'exemple de *On Display* (1992) de Skip Arnold – bien qu'il ne s'agisse pas d'une cage à proprement parler mais d'une boîte en verre – et d'Oleg Kulik dans *I Bite America et America Bites Me*, leurs corps ne portent pas dans la performance toute les tensions sexistes attachées aux corps des femmes dans le système patriarcal. Une dimension que Skip Arnold récuse, affirmant l'existence d'une expérience universelle, sans en percevoir la dimension androcentrée:

« Seuls le choc, l'expérience, l'instant m'intéressent. Je veux que les gens aillent au-delà de la politique superficielle et qu'ils poursuivent la quête de l'image. Le spectateur devrait regarder l'œuvre dans son intégrité spécifique. La focalisation superficielle sur le sexisme est une excuse pour se débarrasser de l'art. On accepte que les homosexuels, les lesbiennes et les femmes exposent leurs corps, mais pas les hommes hétérosexuels: ils sont accusés d'égoïsme, d'exhibitionnisme et de pratiquer l'exploitation. Ce que je fais, ce n'est pas prendre des poses: je ne montre pas un spectacle, mais un matériau, le corps. »⁵⁰

À contre-courant de l'analyse de Skip Arnold, en faisant – nues et enfermées – l'expérience physique et consubstantiellement psychique de la frontière, les femmes artistes instruisent la pratique comme une approche non seulement

50 Skip Arnold, « In conversation with J.S.M Willette », *Artweek* 23, vol. 28, (1992). Cité et traduit dans Jones, « Retour au corps, là où toutes les failles se produisent dans la culture occidentale », 91.

possible, mais résolument alternative de l'idéologie à l'œuvre dans les représentations dédiées à l'engagement du corps féminin.

Bibliographie

- A. Coly, Ayo. *Postcolonial Hauntologies: African Women's Discourses of the Female Body*. Lincoln NE: University of Nebraska Press, 2019.
- Anonyme. « Une jeune épouse séquestrée et torturée par son mari dément », *Journal des débats politiques et littéraires*, 19 février 1910.
- Berger, John. *Ways of Seeing*. Traduit par Monique Triomphe. Paris: Alain Moreau, 1976.
- Chadwick, Whitney. éd. *Mirror Images*. Londres: The MIT Press, 1998.
- Clerval, Anne et Christine Delphy. « Le féminisme matérialiste, une analyse du patriarcat comme système de domination autonome. » Dans *Espace et rapports de domination*, édité par Anne Clerval, Antoine Fleury, Julien Rebotier et Serge Weber, 217–229. Paris: Presses universitaires de Rennes, 2015.
- De Beauvoir, Simone. *Le Deuxième Sexe*. Paris: Gallimard, 1949.
- Dumont, Fabienne. *La rébellion du Deuxième Sexe*. Dijon: Les Presses du réel, 2011.
- Frye, Marilyn. *The Politics of Reality: Essays in Feminist Theory*. Freedom: Crossing Press, 1983.
- Gail Collins, Lisa. « Économie de la chair, représentations artistiques du corps des femmes noires » (2002), reproduit dans *La rébellion du Deuxième Sexe*, édité par Fabienne Dumont, 381–404. Paris: Les presses du réel, 2011.
- Gouvenet, Céline. « Expériences plurielles de l'enfermement: entre rejet et reprise de contrôle. » *Espaces et sociétés* 162, (2015): 31–46.
- Gras, Pierre. « Simianisation, fantasmagorie et imaginaire raciste dans le cartoon aux États-Unis. » *Revue de la BNF* 61, (2020): 85–95.
- Gush, Rose-Anne. « VALIE EXPORT: Image et espace du corps. » *Archives of Women Artists, Research and Exhibitions magazine*, [En ligne], mis en ligne le 6 novembre 2017, consulté le 16 janvier 2019, <https://awarewomenartists.com/magazine/valie-export-ima-ge-espace-corps/>.
- Hayes, Harold. *Jungle Fever: Jean-Paul Goude*. Paris: Clic-Clac, 1982.
- Hill Collins, Patricia. « Quelles politiques sexuelles pour les femmes noires? », trad. Brigitte Marrec, *Cahiers du Genre* 4, (2016): 97–127.
- Howard, Yeta. *Ugly Differences*. Champaign: University of Illinois Press, 2018.
- Jones, Amelia. « Retour au corps, là où toutes les failles se produisent dans la culture occidentale. » Dans *Le corps de l'artiste*, édité par Tracey Warr, 17–47. Paris: Phaidon Press, 2005.
- Jones, Amelia. *Body Art/Performing the Subject*. Minneapolis et Londres: University of Minnesota Press, 1998.
- Kiesling, Elena. « The Missing Colors of the Rainbow: Black Queer Resistance. » *European journal of American studies* [Online] 11, n° 3 (2017).
- Lippart, Lucy. *From the Center: feminist essays on women's art*. New York: Dutton, 1974.
- Mampane, Selogadi. « Chromotherapy : performing Queerness and Blackness as Subject Identity. » Abstract de la communication présentée en janvier 2014, <https://www.acade>

- mia.edu/5774607/Chromotherapy_Performing_Queerness_and_Blackness_as_Abject_Identity.
- Marquié, Hélène. « Pour sortir le corps d'un imaginaire androcentré: impasses et stratégies. » Dans *Création au féminin. Volume 2: Arts visuels*, édité par Marianne Camus, 14–25. Dijon: Éditions Universitaires de Dijon, 2006.
- Marquié, Hélène. « Repenser le genre chez Judith Butler au prisme des arts vivants. » Dans *Corps troublés. Approches esthétiques et politiques de la littérature et des arts*, édité par Muriel Plana et Frédéric Sounac, 79–89. Dijon: Éditions Universitaires de Dijon, 2018.
- Marquié, Hélène. *Non, la danse n'est pas un truc de filles! Essai sur le genre en danse*. Toulouse: Éditions de l'Attribut, 2016.
- Meyer-Thoss, Christiane et *Meret Oppenheim. Aufzeichnungen 1928–1985, Träume*. Bern/Berlin: Gachnang & Springer, 1986.
- Mulvey, Laura. « Visual pleasure and narrative cinema. » *Screen* 16, n° 3 (1975): 16–28.
- Owens, Craig. « The Medusa Effect, or, The Spectacular Ruse » (1984), reproduit dans *Beyond Recognition: Representation, Power and Culture*, édité par E. Scott Bryson, 191–217. Berkeley: University of California Press, 1992.
- Perrot, Michelle. *Histoire de chambres*. Paris: Éditions du Seuil, 2009.
- Phelan, Peggy. *Unmarked: The Politics of Performance*. London et New York: Routledge, 1993.
- Pollock, Griselda. « What's Wrong with 'Images' of Women? » Dans *The Sexual Subject, a Screen Reader in Sexuality*, édité par Mandy Merck, 135–145. New York: Routledge, 1992.
- Preciado, Paul B.. « Revenir à la Womanhouse. » [En ligne], mis en ligne le 3 octobre 2013, consulté le 16 janvier 2019. <https://tinyurl.com/2ksks8yt>.
- Prisonnières, *Sorcières* 6, (nov. 1976).
- Ray, Man. *La résurrection des mannequins*. Traduit par Patrick Waldberg. Paris: Éditions Petithory, 1966.
- Saunders, Gill. *The Nude: A New Perspective*. New York: Harper & Row, 1989.
- Schor, Gabriele. *Feminist Avant-Garde. Art of the 1970s. The Sammlung Verbund collection* (2006), reproduit et traduit en français dans: Gabriele Schor, « Sur la mort de la femme au foyer. » Dans *Women House*, édité par Camille Morineau et Lucia Pesapane, 22–45. Paris: Manuela Éditions, 2017.
- Shteirl, Rachel. *Striptease: The Untold History of the Girly Show*. Oxford: Oxford University Press, 2006.
- Witkovsky, Matthew. *Foto: Modernity in Central Europe, 1918–1945*. Londres: Thames and Hudson, 2007.

III. Praktiken der Differenzierung – La différenciation le long de la frontière

Veränderungen. Über den Zusammenhang von nationalstaatlichen Grenzziehungen und sozialen Unterscheidungen am Beispiel von Kriminalität und Devianz

La contribution examine le lien entre les démarcations des États-nations et les distinctions sociales en étudiant le rôle des corps présents à leurs frontières et au-delà. Les exemples sélectionnés dans ce cadre mettent en lumière les perceptions de la criminalité et de la déviance dans la région frontalière germano-polonaise. Celles-ci servent de point de départ à des réflexions théoriques sur la relation entre les borders (frontières) et les boundaries (marquages de frontières). Cette relation entre démarcations des États-nations et distinctions sociales qui revient fréquemment au sein des études en sciences sociales mérite néanmoins d'être étudiée de plus près. Dans ce cadre, l'othering désigne un mécanisme d'exclusion social qui définit et catégorise des individus en tant qu'«autres» et qui leur oppose des conceptions identitaires propres comme étant inconciliables et «étrangères». Ce concept, appliqué à des personnes considérées comme criminelles et déviantes et, par conséquent dangereuses et menaçantes, est au centre de cette étude.

Die Grenze zwischen Deutschland und Polen, die in diesem Beitrag im Mittelpunkt steht, besteht in ihrem heutigen Verlauf seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. Sie wurde 1945 in Folge des Zweiten Weltkrieges festgelegt und ist als Resultat des nationalsozialistischen Angriffskrieges und der folgenden mehrjährigen Besatzung zu verstehen: Die Grenze zwischen Polen und Deutschland wurde nach Westen verschoben und ein Teil vormalig deutschen Staatsgebietes dem neuen polnischen Staat zugestanden, der wiederum weitreichende Gebiete an die Sowjetunion abtreten musste. Die historischen Kontexte und Konsequenzen dieser politischen Entscheidung sind hinlänglich bekannt; insbesondere fand die »Oder-Neiße-Grenze« in der bundesrepublikanischen Gesellschaft jahrzehntelang keine Akzeptanz und war Gegenstand starker revisionistischer Bestrebungen.¹ Der geänderte Grenzverlauf ab Mitte des 20. Jahrhunderts zeitigte zudem soziale, ökonomische und politische Effekte in den betroffenen Regionen und

1 Zur Oder-Neiße-Grenze im Kontext des deutsch-deutschen Umgangs mit den Zwangsmigrationen von 1944/45 vgl. beispielsweise Michael Schwartz, »Vertriebene im doppelten Deutschland. Integrations- und Erinnerungspolitik in der DDR und in der Bundesrepublik«, *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 56, (2008).

erzeugte einen neuen Grenzraum, in dem auch verschiedene Kommunen lagen, die fortan geteilt waren, da sie jeweils neuen staatlichen Hoheitsgebieten angehörten. Zwei dieser Kommunen sind die Städte Görlitz und Zgorzelec, die unmittelbar an der Grenze liegen.

Die folgenden Überlegungen beziehen sich auf den Zusammenhang von nationalstaatlichen Grenzziehungen und sozialen Unterscheidungen, der mit Körpern an und über Grenzen verbunden ist.² Die hierfür gewählten empirischen Beispiele sind Wahrnehmungen von Kriminalität und Devianz im deutsch-polnischen Grenzgebiet. Diese dienen zum einen als Ausgangspunkt für theoretische Reflexionen; zum anderen unterfüttern sie Thesen und Erwägungen zum Zusammenhang von nationalstaatlichen Grenzziehungen und sozialen Unterscheidungen. Das *othering* von Menschen, die als kriminell und deviant, somit als gefährlich und bedrohlich gelten, steht dabei im Zentrum, oder anders formuliert: Es geht um die *Veränderung* dieser Menschen anhand ihrer Körper. Der zunächst etwas sperrig anmutende Begriff »VerÄnderung«³ bezeichnet einen sozialen Exklusionsmechanismus mit gravierenden, beispielsweise materiellen und ökonomischen Folgen.

Görlitz und Zgorzelec befinden sich geografisch in zentraler Lage auf dem europäischen Kontinent – »im Herzen Europas«, wie es lokal auch bezeichnet wird – und politisch unter dem Dach der Europäischen Union; sie sind Nachbarn und haben sich im Jahr 1998 sogar zur gemeinsamen »Europastadt« erklärt. Durch die gemeinsame Geschichte und räumliche Nähe bestehen zahlreiche Verbindungen zwischen beiden Städten. Daher ist ihre Nachbarschaft, die zugleich eine kommunale wie staatliche ist, als relationale Anordnung von Übergängen und Verflechtungen zu verstehen, die nur wenige hermetische Abschlüsse kennt. Hierfür steht exemplarisch, dass zahlreiche Pol*innen in Görlitz wohnen und arbeiten oder dass Görlitzer*innen in Zgorzelec tanken und einkaufen. Ein offizieller Internetauftritt zur »Europastadt« spricht sogar von der positiven »Entwicklung einer grenzenlosen Stadt zweier Nationen«.⁴ Zu erwähnen wäre ebenfalls, dass Görlitz durch seine bis heute weitgehend erhalten gebliebene historische Altstadt mittlerweile zum gefragten Drehort von Spielfilmen, darunter große internationale Produktionen wie der Tarantino-Erfolg »Inglourious

2 Der Beitrag folgt in dieser Hinsicht auch dem Plädoyer von Dominik Gerst und Hannes Krämer, Staatsgrenzen und sozio-symbolische sowie kulturelle Grenzziehungen stärker systematisch miteinander in Verbindung zu setzen. Vgl. Dominik Gerst und Hannes Krämer, »Die methodologische Fundierung kulturwissenschaftlicher Grenzforschung«, in *Kontaktzonen und Grenzregionen. Kulturwissenschaftliche Perspektiven*, hg. Sarah Kleinmann, Arnika Pesselmann und Ira Spieker (Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2020).

3 Julia Reuter, *Geschlecht und Körper. Studien zur Materialität und Inszenierung gesellschaftlicher Wirklichkeit* (Bielefeld: transcript Verlag, 2011), 24.

4 »Europastadt Görlitz«, zugegriffen am 04. Januar 2021, <https://www.welcome-goerlitz-zgorzelec.com/de/index.html>.

Basterds«, avancierte und so Tourist*innen anzieht. In der Europastadt sind nicht zuletzt auch deshalb mehr als ›zwei Nationen‹ anzutreffen.

Jedoch entwickelten sich die beiden Städte infolge ihrer Trennung ab Mitte der 1940er Jahre politisch, rechtlich, sozial, ökonomisch und kulturell, beispielsweise sprachlich, unterschiedlich. Jahrzehntlang gehörten sie zur DDR und zur Volksrepublik Polen, bis sich nach dem Ende des Kalten Krieges, dem Niedergang der kommunistischen Staatenwelt Osteuropas und der deutschen Vereinigung sowie der folgenden fortschreitenden Europäisierung die politischen Vorzeichen grundlegend änderten. Mit den genannten Entwicklungen auf der Makroebene gingen unterschiedliche Grenzregimes einher, die auch unmittelbare Auswirkungen auf die Bewohner*innen von Görlitz und Zgorzelec hatten. Ebenso unterlag die Wahrnehmung von Kriminalität und Devianz in den beiden Städten seit 1945 verschiedenen Entwicklungen. Von dieser kommunalen Geschichte seit 1945 zeugen noch heute vor Ort materielle Spuren, historische Quellen, Erinnerungen und soziale, kulturelle sowie ökonomische Gegebenheiten.⁵

Die Bestimmung, Eindämmung und Verhinderung von Kriminalität und Devianz können als wichtige gesellschaftliche und (ordnungs-)politische Betätigungsfelder in der Moderne angesehen werden. Zugleich werden die Begriffe »Kriminalität« und »Devianz« politisch eingesetzt und sind stark aufgeladen; einhergehend mit zahlreichen Praktiken – ihrer Bestimmung, Eindämmung und Verhinderung – erzeugen und verändern sie ebenfalls soziale »Selbst- und Fremdbilder«⁶, sind also eng mit diesen verbunden. Vorstellungen von »selbst« und »fremd« können dabei auch rassistisch, antisemitisch, völkisch oder sozialdarwinistisch konturiert sein. Vier gängige Beispiele mögen dies verdeutlichen: Erstens die Perspektive, Migrant*innen seien krimineller, delinquent und devianter als bereits ortsansässige Bevölkerungen; zweitens eine Lesart von Täter*innen schwerer Straftaten als ›krank‹ oder ›pervers‹; drittens die Ansicht, sozial unangepasste Personen seien ›unnützlich‹ in dem Sinne, dass sie Leistungs-

5 Auch die Zeit vor 1945 ist materiell in Görlitz und Zgorzelec selbstverständlich äußerst präsent; dies betrifft insbesondere die NS-Verbrechen, zu denen beispielsweise eine Gedenkstätte in Zgorzelec existiert. Auch hinsichtlich der anhaltenden Präsenz derartiger Spuren ist das Jahr 1945 keinesfalls als ›Stunde Null‹ kommunaler Geschichte zu verstehen.

6 Astrid Messerschmidt, »Postkoloniale Bildungsprozesse in einer postnationalsozialistischen Gesellschaft – Politische Bildung in zeitgeschichtlichen Nachwirkungen«, in *Kritische politische Bildung. Ein Handbuch*, hg. Bettina Lösch und Andreas Thimmel (Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 2011), 256. Astrid Messerschmidt bezieht diese Formulierung auf rassistische und antisemitische Konstruktionen in der post-nationalsozialistischen Gesellschaft. Im Kontext von Kriminalität und Devianz können derartige Selbst- und Fremdbilder auch antisemitisch und rassistisch sein (und waren dies historisch zuhauf auch immer wieder), müssen aber nicht. Sie können so vor allem deutlich sozialdarwinistisch und leistungsorientiert konturiert sein (wobei hier ebenfalls Verbindungen zu Rassismus und Antisemitismus wie ebenso zu völkischem Denken aufscheinen).

erfordernisse kapitalistischer Gesellschaften nicht erfüllen; viertens die Vorstellung krimineller ›Eliten‹, die sich auf Kosten der ›ehrlich‹ arbeitenden Bevölkerung unredlich bereicherten. Eine kritische Befassung mit Kriminalität und Devianz ist somit ein Schlüssel für das Verständnis moderner Gesellschaften und ihrer projektiven Ein- sowie Ausschlussmechanismen. Sich im Kontext von territorialen Grenzen mit diesen Mechanismen zu befassen, ermöglicht es, den Zusammenhang dieser Grenzziehungen, die Ein- und Ausschlüsse markieren sowie produzieren, mit *boundaries*, also sozialen Unterscheidungen, die ebenfalls stets Ein- und Ausschlüsse dar- und herstellen, aufzuzeigen. *Boundaries* betreffen den staatlichen und gesellschaftlichen Umgang mit Kriminalität und Devianz, der stark mit Praktiken des Trennens, Einhegens und Unterscheidens verbunden ist. Über Verständnis und Charakterisierung (vermeintlich) delinquenten und devianter ›Anderer‹ entwickeln und verfestigen sich, wie oben skizziert, gesellschaftliche Selbstbilder. Damit verbunden sind Narrative über diese veränderten Akteur*innen, die auf engste mit Körperlichkeit verbunden sind.

Der vorliegende Beitrag argumentiert sowohl gegenwartsbezogen als auch historisch und nimmt eine empirisch-kulturwissenschaftliche Perspektive ein. Die Gegenstände des Faches reichen von Migration über Museologie, Memorial-, Industrie-, Ess-, Protest- und Festkultur hin zu Märchen und religiösen Praktiken. Im weitesten Sinne interessieren Kulturen in ihrer Alltagsdimension. Außerdem gibt es das – noch den alten Namen des Faches tragende – Spezialgebiet der rechtlichen Volkskunde;⁷ auch werden unterschiedliche Dimensionen und Diskurse politischer sowie sozialer Sicherheit untersucht.⁸ Die folgenden Überlegungen sind entsprechend geschult an der Analyse feiner Verästelungen der empirisch beobachtbaren Wirklichkeit, die sich auch in Abhängigkeit des Erkenntnisinteresses zeigt. Das Vorgehen ermöglicht eine Reflexion und Rekonstruktion subjektiver Sichtweisen sowie von Strukturen und Prozessen jenseits von ›Container‹-Begriffen; zugleich können ideologiekritische Erwägungen als Deutungsrahmen Berücksichtigung finden.

Folgend werden zunächst die lokalen Gegebenheiten von Görlitz und Zgorzelec näher vorgestellt, bevor Kriminalität und Devianz adressiert und mit

7 Karl-Sigismund Kramer, *Grundriss einer rechtlichen Volkskunde* (Göttingen: Verlag Otto Schwartz & Co, 1974); Herbert Schempff, »Rechtliche Volkskunde«, in *Grundzüge der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*, hg. Rolf W. Brednich (Berlin: Dietrich Reimer Verlag, 2001).

8 Vgl. beispielsweise Katharina Eisch-Angus, *Absurde Angst. Narrationen der Sicherheitsgesellschaft* (Wiesbaden: Springer VS, 2018); Katharina Eisch-Angus und Alexandra Schwell, Hg., *Der Alltag der (Un-) Sicherheit. Ethnographisch-kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Sicherheitsgesellschaft* (Berlin: Panama Verlag, 2018); Alexandra Schwell, *Europa an der Oder: Die Konstruktion europäischer Sicherheit an der deutsch-polnischen Grenze* (Bielefeld: transcript Verlag, 2008).

theoretischen Überlegungen verbunden werden. Die mit der Grenzsituation von Görlitz und Zgorzelec verbundenen Narrative bezüglich der »Sozialgeschehen«⁹ Kriminalität und Devianz sollen dabei als Bezugspunkt dienen. Die ausgewählten Beispiele wurden ethnografisch mittels Interviews sowie teilnehmender Beobachtung gewonnen.¹⁰

Die Städte Görlitz und Zgorzelec: Eine kurze Übersicht der Entwicklung nach 1945

Görlitz liegt im Freistaat Sachsen im Landkreis Görlitz und Zgorzelec in der polnischen Woiwodschaft Niederschlesien (polnisch: Województwo dolnośląskie) im Landkreis Zgorzelec. Görlitz verfügt gegenwärtig über rund 56.000 Einwohner*innen, in Zgorzelec leben etwa 31.000 Personen. Bis 1945 bildeten beide Kommunen gemeinsam die Stadt Görlitz. Durch den im Potsdamer Abkommen neu festgelegten Grenzverlauf zwischen Deutschland und Polen wurde sie entlang des Flussverlaufes der Neiße geteilt. Während der Zeit der DDR und der Volksrepublik Polen war das Überschreiten der Grenze lange Zeit nicht oder nur eingeschränkt möglich. Sie galt, obwohl sie zwei sozialistische Staaten des Warschauer Paktes miteinander verband, als streng bewacht und nicht passierbar.¹¹ Während des pass- und visafreien Grenzverkehrs zwischen den beiden Staaten in den 1970er Jahren änderte sich dies; jedoch verschärfte sich das Grenzregime Anfang der 1980er Jahre wieder, da ein Übergreifen der Streikbewegung und der neu gegründeten Gewerkschaft Solidarność in der Volksrepublik Polen auf die DDR verhindert werden sollte. Nach dem Ende der DDR und der Volksrepublik Polen trennte die Grenze, die Görlitz und Zgorzelec durchzieht, die vereinigte Bundesrepublik Deutschland und die Republik Polen. Der Beitritt Polens zur EU im Jahr 2004 und der Beitritt zum Schengen-Raum im Jahr 2007, an dessen Binnengrenzen auf Personenkontrollen verzichtet wird¹², macht die deutsch-polnische Grenze für EU-Bürger*innen frei passierbar.

9 Dirk Blasius, »Diebstahlsbanden« und »Widerspruchsgeist«. Motive des Verbrechen im 19. Jahrhundert«, in *Verbrechen, Strafen und soziale Kontrolle. Studien zur historischen Kulturforschung*, hg. Richard van Dülmen (Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1990), 225.

10 Die Daten wurden während der Tätigkeit der Autorin am »Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde« (ISGV) in Dresden erhoben.

11 Dagmara Jajésniak-Quast und Katarzyna Stokłosa, *Geteilte Städte an Oder und Neiße. Frankfurt (Oder) – Stubice, Guben – Görlitz – Zgorzelec 1945–1995* (Berlin: Verlag Arno Spitz, 2000), 67–71.

12 Nicht außer Acht zu lassen ist hierbei allerdings, dass unter anderem die polizeiliche Zusammenarbeit zwischen den Staaten verstärkt wurde. Auch wurde die Öffnung der Grenzen für eine Ausweitung polizeilicher Befugnisse genutzt, wie am Beispiel der 2007 ergriffenen

Görlitz und Zgorzelec, der vormalige Ostteil von Görlitz, liegen also an einer relativ jungen Grenze innerhalb Europas. Von den Grenzen Deutschlands mit seinen Nachbarstaaten aus gedacht, handelt es sich um die jüngste Festlegung eines Verlaufs: Die Grenzen zu Dänemark, Österreich, Tschechien, Frankreich, Belgien, Luxemburg, den Niederlanden und der Schweiz sind deutlich älter (und verfügen jeweils über ihre eigenen Geschichten von Konflikt und Selbstverständlichkeit). Das heutige deutsch-polnische Grenzgebiet steht für europäische Integration und ist Raum alltäglicher Lebenswelten, ist zugleich aber auch von sozialer Ungleichheit geprägt. Ein Spezifikum ist weiterhin, dass es in Deutschland in besonderer Weise mit Kriminalität und Kriminalitätsbedrohung assoziiert wird. Dies korrespondiert mit einer in Deutschland nicht selten anzutreffenden Sichtweise auf die polnischen Nachbar*innen insgesamt. Diese problematischen Zuschreibungen existieren nicht in der gesamten deutschen Gesellschaft, die heterogen und durch Migration geprägt ist, sondern sind in bestimmten politischen und sozialen Milieus vorhanden. Sie werden wahrscheinlich nur selten dezidiert zurückgewiesen, kommen sie in sozialen Interaktionen zur Sprache. Das wohl populärste Vorurteil ist dasjenige polnischer Dieb*innen und des in Polen gängigen Diebstahls, der insbesondere deutsche Kraftfahrzeuge betreffe;¹³ es ist Gegenstand vieler Andeutungen und Witze.

Sämtliche Charakteristika des deutsch-polnischen Grenzgebietes und die erwähnten Zu- und Festschreibungen betreffen ebenfalls Görlitz und Zgorzelec. Dort besteht überdies die Besonderheit, dass die beiden Städte räumlich miteinander verbunden sind und über ein zusammenhängendes Siedlungsgebiet verfügen, lediglich getrennt durch den nicht allzu breiten und im Übrigen in weiten Teilen nicht schiffbaren Grenzfluss Neiße. Diese räumliche Verbundenheit ist auch relevant für Kriminalitätswahrnehmungen und wird heute neben dem Umstand, dass das Siedlungsgebiet unterschiedlichen gesetzlichen Bestimmungen unterliegt, vor allem durch eine deutliche sprachliche Differenz bestimmt: Westlich der Neiße wird mehrheitlich Deutsch, östlich der Neiße weitgehend Polnisch gesprochen.

»Ausgleichsmaßnahmen« der österreichischen Polizei ersichtlich wird. Vgl. Alexandra Schwell, »Niemand darf sich sicher fühlen.« Anthropologische Perspektiven auf die Politik der Inneren Sicherheit«, in *Formationen des Politischen. Anthropologie politischer Felder*, hg. Jens Adam und Asta Vonderau (Bielefeld: transcript Verlag, 2014). Das kontrollfreie Passieren der Binnengrenzen als Prinzip der Schengener Abkommen wurde außerdem ab 2015 zur erweiterten Bekämpfung unerwünschter Migration vorübergehend von mehreren Staaten ausgesetzt. Zusätzlich waren seit März 2020 wegen der Corona-Pandemie zahlreiche staatliche Grenzen für den Personenverkehr geschlossen.

13 Die Frage, wie es der polnischen Gesellschaft mit den angenommenen häufigen Diebstählen ergeht, bleibt hingegen in vielsagender Weise unterbelichtet.

Borders, boundaries, Kriminalität und Devianz: Theoretische Zusammenhänge

Staatliche Grenzen prägen nicht nur »auf einschneidende Weise kollektive Lebenserfahrungen«;¹⁴ die prinzipielle Möglichkeit ihrer »Übertretung und Infragestellung« fordert ihren »latenten Zwangs- und Gewaltcharakter« heraus und begründet ihn zugleich – und legt ihnen zudem die Erwartung auf, »identitätsstiftende Eigenräume zu sichern«.¹⁵ Daneben definieren sich allerdings auch »[l]ebensweltliche Grenzen [...] über soziale Differenz«¹⁶, ist der »Alltag [...] von sozialen Grenzen durchzogen«, die »bestimmte Handlungsweisen motivieren und mit ungleichem Zugang zu und Verteilungen von Ressourcen und Gelegenheiten einhergehen«.¹⁷ Sie haben »trotz ihres konstruierten und kontingenten Charakters« eine große Bedeutung »für den Zugang zu und die Verteilung von Lebenschancen«, nicht zuletzt, da sie häufig der Monopolisierung von Ressourcen dienen.¹⁸ Diese sozialen Grenzen respektive Unterscheidungen werden auch symbolisch und narrativ transportiert und finden räumlichen Niederschlag, ebenso wie staatliche Grenzen »zur ideologisch-nationalen Grenze [...], zur Grenze im Kopf« werden, die »auch Epochen erlebter Geschichte abgrenzt« und »sich im alltäglichen Begegnen ausdrückt, [...] das Erzählen der Menschen strukturiert, ihre Wahrnehmung und ihr Selbstverständnis ordnet«.¹⁹ Die Nation schafft also, anders formuliert, »mit der geografischen Außengrenze eine psychische Binnengrenze«.²⁰

Aber auch mit Blick auf Praktiken finden sich Zusammenhänge zwischen *borders* und *boundaries*. Für eine verstärkte Beforschung ihrer Verbindungen, insbesondere rassifizierender *boundaries*, plädiert daher der Soziologe Richard Jenkins und bezeichnet nationalstaatliche Grenzen und Grenzgebiete als »sites

14 Katharina Eisch, »Die Grenze: Gewalt und Freiheit im Bayerisch-Böhmischen Grenzraum«, in *Gewalt in der Kultur. Vorträge des 29. Deutschen Volkskundekongresses in Passau 1993, Band 2*, hg. Rolf W. Brednich und Walter Hartinger (Passau: Lehrstuhl für Volkskunde der Universität Passau, 1994), 596.

15 Ebd., 598.

16 Katharina Eisch, *Grenze. Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums* (München: Bayerische Akademie der Wissenschaften, 1996), 199.

17 Clemens Kroneberg, »Motive und Folgen sozialer Grenzbeziehungen«, *Aus Politik und Zeitgeschichte* 63, (2014), <http://www.bpb.de/apuz/176299/motive-und-folgen-sozialer-grenzbeziehungen>.

18 Ebd.

19 Eisch, *Grenze*, 11.

20 Elmar Brähler und Oliver Decker, »Autoritäre Dynamiken: Alte Ressentiments – neue Radikalität«, in *Autoritäre Dynamiken: Alte Ressentiments – neue Radikalität. Leipziger Autoritarismus Studie 2020*, hg. Elmar Brähler und Oliver Decker (Gießen: Psychosozial-Verlag, 2020), 18.

par excellence for the negotiation of ethnonational identities [...]»²¹: Die Prozeduren, die legitimierte Grenzüberschreitungen begleiteten und ermöglichten, seien für die meisten Reisenden unproblematisch, doch für diejenigen, bei denen dies nicht der Fall sei, hänge das Recht auf Zugang von der Identifikation ihrer »ethnischen« und nationalen Identität ab. »In such cases, the process of establishing whether or not there is a right of entry depends in part on the interrogation of identity and this involves the dramatization and performance of a hierarchy of ethnonational identification.«²² Jenkins skizziert verschiedene Aspekte des »boundary-making« in diesem Kontext: die Präsenz staatlicher Hoheitssymbole, von Uniformen und Waffen, Warteschlangen und Kontrollen, nicht zuletzt Vorannahmen und Auftreten von denjenigen, die die Grenze kontrollieren, und ihre Interaktionen mit jenen, die sie passieren wollen. Die »presentation of the ethnonational self« an der Grenze ist so auch als wechselseitiger Prozess zwischen Amtsträgern und Reisenden zu begreifen.²³ An der Grenze werden also durch Praktiken der Grenzsicherung und -kontrolle soziale Unterscheidungen hergestellt; zugleich nehmen diese Praktiken Anstoß an spezifischen Merkmalen – der Staatsangehörigkeit, dem Aussehen, einer Eintragung im Pass. Staatliche Grenzziehungen und soziale Unterscheidungen sind also auch aus dieser Perspektive miteinander verbunden. Sich an einer staatlichen Grenze zu präsentieren, besteht demnach stets darin, eine »interactional and interpersonal negotiation of ethnonational boundaries and identification«²⁴ aufzunehmen. Dies gilt auch für Grenzen wie diejenigen des Schengenraumes, an denen »nicht kontrolliert« wird – kontrolliert wird nämlich dennoch, nur haben sich die Kontrollen vom Schlagbaum ins Landesinnere verschoben. Allein das Wissen um die Möglichkeit, jederzeit kontrolliert (und aufgehalten) werden zu können, kann implizit bereits zu Selbstrepräsentationen anhand von Ethnisierung und Staatsangehörigkeit führen. Dass diese Möglichkeit dabei auch unterschiedlich erlebt wird, je nachdem, wie wortgewandt oder sozial benachteiligt man ist, verstärkt die Relevanz sozialer Unterscheidungen.

Zu diesen Verhältnisbestimmungen kommt ein weiterer Punkt: nämlich, dass auch das nachbarschaftliche Verhältnis von Staaten vom Charakteristikum des Nachbarn als »intermediäre[r] soziale[r] Kategorie«²⁵ zwischen dem Eigenen

21 Richard Jenkins, »Boundaries and Borders«, in *Nationalism, Ethnicity and Boundaries. Conceptualising and Understanding Identity through Boundary Approaches*, hg. Jennifer Jackson und Linda Molokotos-Liederman (London/New York: Routledge, 2015), 20–21.

22 Ebd.

23 Ebd.

24 Ebd., 21.

25 Klaus Roth, »Nachbarn und Nachbarschaftsbeziehungen in Europa als Forschungsproblem der Europäischen Ethnologie und der Interkulturellen Kommunikation«, in *Interkulturelle Beziehungen zwischen Deutschen, Polen und Tschechen*, hg. Klaus Roth (Münster: Waxmann, 2001), 11.

und dem Fremden betroffen ist: Der Nachbar ist der »Angrenzende«, der »vertraute Andere oder der fremde Vertraute«, »einerseits bekannt [...] und zugleich auch bedrohlich«. ²⁶ Was im Sozialen und Alltäglichen gilt, kann so analog auch auf der Makroebene beobachtet werden:

»Das Verhältnis zum Nachbarland ist für den modernen Nationalstaat, der sich nach innen zu homogenisieren strebt und sich von außen bewusst differenzierend absetzt, stets problematisch. Das Nachbarland ist nicht nur das Territorium eines anderen Staates [...], sondern es dient der Identifikation, und das heißt der Abgrenzung des Selbst. [...] Nachbarn und Nachbarschaftsbeziehungen stellen somit für den Nationalstaat eine stete Herausforderung dar, besonders wenn sie die Staatsgrenze zu gefährden scheinen. Die Grenzen, genauer gesagt die Grenzregionen, waren daher seit dem 19. Jahrhundert immer wieder Brennpunkte dieser prekären staatlichen Nachbarschaftsbeziehungen.« ²⁷

Da staatliche nachbarschaftliche Verhältnisse zu Abgrenzungen und Identifikationen einladen, werden auch soziale Unterscheidungen in Grenzgebieten vertieft.

Die grundsätzliche Konturierung und narrative Verfestigung sozialer Unterscheidungen und Ordnungsvorstellungen an nationalstaatlichen Grenzen betrifft ebenfalls die Wahrnehmung von Kriminalität und Devianz sowie den an ihnen beteiligten Akteur*innen. Kriminalität, Devianz und ihre Eindämmung sind, wie zuvor dargelegt, generell, also nicht nur in Grenzgebieten, wesentliches Betätigungsfeld politischer wie auch sozialer Regulierungsbemühungen in der Moderne. ²⁸ Über den Umgang mit kriminellen und devianten »Anderen« wird Gesellschaft in Teilen konstituiert; dies betrifft nicht nur Handlungsspielräume, die durch Gesetze, Präventions- und Sanktionsmaßnahmen entstehen, oder ethische, normative Verständigungen, sondern auch den Bereich des Imaginären, des Visuellen, der populären Kultur. Hierin eingelagert sind stets auch Vorstellungen von Körperlichkeit: die bildliche Imagination devianter, krimineller Täter*innen, deren Physiognomie auf vergangenes oder zu erwartendes Handeln schließen lasse. In der polizeilichen Arbeit und Kriminologie des

26 Ebd., 12.

27 Ebd., 16–17.

28 Diese wurden zahlreich analysiert und nachgewiesen, beispielsweise durch die historische Kriminalitätsforschung und die Philosophie – nicht zuletzt ist hier an die Arbeiten des Philosophen Michel Foucault zu denken. Vgl. insbesondere Michel Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses* (Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1977). Bewertungen von und Umgänge mit Kriminalität und Devianz sind dabei justiziell, juristisch, gesetzlich, politisch, ethisch, religiös sowie sozial bestimmt und historisch variabel; auch zeitgenössische Bestimmungen können auseinandergehen. Zur historischen Kriminalitätsforschung vgl. überblicksartig Gerd Schwerhoff, *Aktenkundig und gerichtsnotorisch. Einführung in die Historische Kriminalitätsforschung* (Tübingen: Edition Diskord, 1999); Gerd Schwerhoff, *Historische Kriminalitätsforschung* (Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2011).

19. Jahrhunderts und ihrer Tätertypenlehre, später insbesondere in der nationalsozialistischen Verfolgung von »Asozialen« oder »Berufsverbrechern« kommen derartige biologisierende, essentialisierende Motive in besonders krasser Weise zum Ausdruck.²⁹ Mit ihnen gingen und gehen Praktiken des Identifizierens, Aufspürens, Einsperrens und ›unschädlich Machens‹ einher.

Zu den Kriterien, nach denen an nationalstaatlichen Grenzen Menschen Zutritt gewährt oder verwehrt wird,³⁰ gehört die Staatsangehörigkeit, aber auch die ökonomische Verwertbarkeit. Die Staatsangehörigkeit – oder Staatenlosigkeit – wiederum findet sich auch als Kriterium sozialer Unterscheidung *innerhalb* von Gesellschaften, das für rassistische Herabsetzungen oder Benachteiligungen herangezogen wird. Bei behördlichen Routinen wird nach dem Ausweisdokument gefragt; jenseits davon werden Name, Sprache, Religionszugehörigkeit oder Aussehen zur Einordnung herangezogen. In Grenzgebieten, die häufig stärker mit (unerwünschtem) Transit und Sicherheitsfragen assoziiert werden, als dass sie als Räume des Kontaktes, Austausches oder der Kooperation gelten, was sie historisch stets auch waren und gegenwärtig noch sind,³¹ vermengen sich außerdem derlei soziale Exklusionen mit den Praktiken im Zuge des Grenzgeschehens.

Die Verbindung von *borders* und *boundaries* stellt sich am Beispiel von Kriminalität und Devianz also wie folgt dar: Kriminalität und Devianz unterlaufen soziale Ordnungsvorstellungen; sie basieren auf *boundaries* oder ziehen diese nach sich. In Grenzgebieten wird besonders stark der Schutz von Gesellschaften vor vermeintlich ›äußeren‹ Gefahren akzentuiert, zu denen auch Kriminalität und Devianz gehören. Im Trugbild des ›kriminellen Migranten‹, der an der

29 Vgl. auch Peter Becker, »Vom ›Haltlosen‹ zur ›Bestie‹. Das polizeiliche Bild des Verbrechers im 19. Jahrhundert«, in »Sicherheit« und »Wohlfahrt«. *Polizei, Gesellschaft und Herrschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, hg. Alf Lütke (Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1992).

30 Kriterien gelten auch für den Transfer von Waren, Dienstleistungen oder etwa Tieren. Dies wird hier aber nicht zum Gegenstand gemacht.

31 Grenzen sind Hindernisse, zugleich darf man nicht der Vorstellung aufsitzen, dass das, was unterschieden wird, nicht verflochten ist. Grensräume sind somit Räume der Kontrolle und Migrationsabwehr, Räume, in denen viele Menschen Gewalt erfahren; jedoch sind Grenzgebiete auch Räume alltäglicher Kontakte, Kooperationen und Verflechtungen. Vgl. Sarah Kleinmann, Arnika Peselmann und Ira Spieker, Hg., *Kontaktzonen und Grenzregionen. Kulturwissenschaftliche Perspektiven* (Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2020). Zu methodologischen Fragen in dieser Hinsicht vgl. Sarah Kleinmann und Arnika Peselmann, »Cross-border Collaborations as ›Contact Zones‹: Methodological Reflections on Ethnographic Studies in Border Regions«, *Borders in Perspective – UniGR-CBS thematic issue. Identities and Methodologies of Border Studies: Recent Empirical and Conceptual Approaches*, Nr. 6 (2021). Vgl. in historischer Perspektive außerdem beispielsweise Katrin Lehnert, »Multilocal Locals: Grenzfälle mobiler Praxen und ihre nationale Vereindeutigung im 19. Jahrhundert«, in *Mobilitäten. Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung*, hg. Reinhard Johler, Max Matter und Sabine Zinn-Thomas (Münster u. a.: Waxmann, 2011).

staatlichen Grenze aufgehalten werden müsse, fallen beide Felder regelrecht zusammen. Es sind Praktiken des Identifizierens, Draußenhaltens, Segregierens, die mit diesen rassifizierenden, biologisierenden und essentialisierenden Imaginationen einhergehen.³² Bestehende *boundaries* werden genutzt, um Verdächtigungen zu erheben oder aufgrund von Verdachtsmomenten grenzpolizeilich zu handeln. Zugleich sind aber auch Imaginationen krimineller und devianter Akteur*innen in Grenzgebieten präsent, die nicht aufgrund ihrer ›Fremdheit‹, sondern qua physischer oder psychischer Konstitution als bedrohliche ›Andere‹ gelten.

Veränderungen sind prinzipiell auch im Sinne einer »De-Humanisierung« und »Entwürdigung« als »dilemmatisches, problematisches Erbe« der westlichen Moderne zu verstehen.³³ Die Ausgrenzung von denen, die zu Anderen gemacht und so entmenschlicht und entwürdigt werden, spiegelt sich auch in der Dialektik der Aufklärung unter den Bedingungen kapitalistischer Vergesellschaftung: die Gleichzeitigkeit großer Chancen für die Menschheit und ungeheurer Barbareien an eben dieser.³⁴ Systematische Gewalt aufgrund von Rassifizierungen, von Geschlechternormen und antisemitischen Zuschreibungen begleiteten die Konstitutionen moderner Nationalstaaten und ihrer *imagined communities*.

Mit der Adressierung von *Veränderungen* in kleinerem Maßstab, jenseits dieser weitreichenden und fundamentalen historischen Prozesse, kann daneben auch eine selbstreflexive Forschungsperspektive eingenommen werden, die kritisch einräumt, dass auch ethnografisch vorgehende Fächer nicht selten ihre Subjekte konstruieren. Der Blick zu denjenigen, denen das Forschungsinteresse gilt, ist also nicht nur einer, der sich Vorhandenem widmet, sondern zugleich einer des *otherings*. So hält die Soziologin Julia Reuter fest,

»dass die sozialen Praktiken der EthnologInnen in erheblichem Maß auf die Entdeckung, Kontrastierung und Darstellung des Eigenen und des Fremden einwirken. Man

32 Das Aussperren in unterschiedlicher Hinsicht war beispielsweise aber auch Teil der Praxis mittelalterlicher Städte und kann bis heute in Konstellationen von Etablierten und Außenseitern beobachtet werden, in denen den Letzteren, die als anders, deviant, delinquent, nonkonform oder minderwertig gelten, der Zugang zu sozialen Einrichtungen, zu informellen Zirkeln, zu Entscheidungs- und Führungsebenen verwehrt wird. S. Norbert Elias und John L. Scotson, *Etablierte und Außenseiter* (Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1990). Auch Richard Jenkins weist darauf hin, dass »many ethnic boundaries [...] definitively spatial« seien, indem er auf das Beispiel von »distinctive ethnic neighbourhoods« in Ballungsräumen verweist. Vgl. Jenkins, »Boundaries and Borders«, 23.

33 Sabine Hark und Paula-Irene Villa, *Unterscheiden und herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart* (Bielefeld: transcript Verlag, 2017), 38.

34 Theodor W. Adorno und Max Horkheimer, *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente* (Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 2004). Dass die Dialektik der Aufklärung auch in der Zurichtung des Subjektes an sich selbst und seinem Verhältnis zur Natur besteht, ist wesentlich.

bezeichnet sie deshalb auch als sogenannte Praktiken des ›Othering‹ – ein Amerikanismus, den man auf Deutsch mit ›VerAnderung‹ wiedergeben könnte –, d. h. sie unterstützen die Unterscheidung des Eigenen und des Fremden, sie bringen sie mit hervor, reproduzieren sie, machen sie verbindlicher. ›Othering‹ bezeichnet die Einsicht, dass die Anderen nicht einfach gegeben sind, auch niemals einfach gefunden oder angetroffen werden – sie werden gemacht.³⁵

Auch durch Forschung können ›Andere‹ hervorgebracht werden, die scheinbar der eigenen ›Wir‹-Gruppe gegenüberstehen. Unter Bezugnahme auf die Kulturanthropologin Regina Bendix, die auf die Relevanz sinnlicher Wahrnehmung für ethnografische Forschung hingewiesen hat,³⁶ kann überdies konstatiert werden, dass eben dieser Aspekt *Veränderungen* im wissenschaftlichen Schreiben verstärken kann. Denn neben essentialisierenden Vorannahmen kann ebenso die Privilegierung somatischer Zugänge – Selbst-Sehen, Selbst-Mitmachen – erkenntnisverstellende Effekte haben: Was ich mit eigenen Augen beobachtet habe, beglaubigt die Differenz in späteren Deutungen des Materials. Solcherlei problematischen Befunden kann mit einem »Denken in Differenz«³⁷ begegnet werden, welches »ein Ethos der Begegnung mit den Anderen« einschließt, »ohne deren Andersheit auszulöschen«.³⁸ Daneben ist »eine permanente Reflexion über die materielle Realisierung der ethnographischen Forschungspraxis«³⁹ erforderlich – wie ebenso ein Verständnis davon, dass die Beforschten oftmals eigene Vorstellungen von den Forschenden haben, die sich auf Datenerhebungen auswirken.

Im Folgenden werden anhand empirischen Materials aus der Stadt Görlitz im deutsch-polnischen Grenzgebiet spezifische *Veränderungen* aufgezeigt, die den Zusammenhang von nationalstaatlichen Grenzziehungen und sozialen Unterscheidungen am Beispiel von Kriminalität und Devianz verdeutlichen.

***Veränderungen* im Kontext von Kriminalität und Devianz im deutsch-polnischen Grenzgebiet**

Zunächst sollen Wahrnehmungen von Forschenden durch Akteur*innen ›im Feld‹ nicht unberücksichtigt bleiben. Eine Wissenschaftlerin, die auch Person of Colour ist, trifft bei ethnografischer Forschung im deutsch-polnischen Grenz-

35 Reuter, *Geschlecht und Körper*, 24.

36 Vgl. Regina Bendix, »Was über das Auge hinausgeht: zur Rolle der Sinne in der ethnographischen Forschung«, *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 102, Nr. 1 (2006), <http://doi.org/10.5169/seals-118205>.

37 Hark und Villa, *Unterscheiden und herrschen*, 121.

38 Ebd., 126.

39 Reuter, *Geschlecht und Körper*, 42.

gebiet wahrscheinlich auf andere Reaktionen als eine weiße Kollegin. Beispielsweise ist dort die rassistische und extrem rechte Positionen vertretende Partei »Alternative für Deutschland« stark aufgestellt, was das politische Klima vor Ort prägt. Für Feldzugänge spielen weiterhin zahlreiche Eigenschaften von Forschenden eine Rolle: Sprachkenntnisse, Wissen über lokale Gepflogenheiten oder *gender* – alles kann Türen öffnen oder schließen. Eine Wahrnehmung als »(typische) Deutsche« kann in Polen (nicht nur) beim Thema Kriminalität Forschungshürden erzeugen.⁴⁰

Weiterhin soll Folgendes festgehalten werden: *Veränderungen* von vermeintlichen Straftäter*innen und Delinquent*innen in der Grenzregion machen sich in der öffentlichen Wahrnehmung am Körper fest. Sie gelten bereits jenseits von Grenzgebieten als »Außenseiter*innen«, also als Personen, die keine Gewähr dafür bieten, dass sie nach den Regeln – Gesetzen aber auch informellen Bestimmungen, deren Durchsetzung angestrebt und umgesetzt wird – leben, auf die sich eine gesellschaftliche Gruppe geeinigt hat. Der klassischen Perspektive des Soziologen Howard S. Becker zufolge schaffen gesellschaftliche Gruppen abweichendes Verhalten dadurch, »dass sie Regeln aufstellen, deren Verletzung abweichendes Verhalten konstituiert und dass sie diese Regeln auf bestimmte Menschen anwenden, die sie als Außenseiter etikettieren.«⁴¹ Dass deren Verhalten als abweichend verstanden wird, ist also Folge einer spezifischen Regelanwendung, nicht genuine Qualität der Handlungen der etikettierten Personen.⁴² Normabweichendes Verhalten wird also als solches durch Gruppen bestimmt, die dazu das Vermögen haben; wer vor diesem Hintergrund zum Außenseiter wird, hängt auch von unterschiedlichen Faktoren ab, geschieht aber keinesfalls zufällig. Die soziale Konstruktion von Außenseiter*innen ist ein allgemeiner Wirkmechanismus; Becker weist zudem auf rassistische Effekte und Komponenten dieser Konstruktion hin:

»Es ist bekannt, dass ein Schwarzer, von dem angenommen wird, er habe eine weiße Frau angegriffen, mit größerer Wahrscheinlichkeit bestraft wird, als ein Weißer, dem das gleiche Vergehen zur Last gelegt wird; es ist kaum weniger bekannt, dass ein Schwarzer, der einen anderen Schwarzen ermordet, mit geringerer Wahrscheinlichkeit bestraft wird, als ein Weißer, der einen Mord begeht.«⁴³

40 Zu Vorurteilen, Hürden und Missverständnissen in der deutsch-polnischen Kommunikation vgl. auch Izabela Surynt, »Hindernisse in der deutsch-polnischen Kommunikation«, in *Deutsche und Polen. Stereotype, Kommunikationskulturen, wechselseitiges Wissen*, hg. Kinga Hartmann (Görlitz/Wrocław: GAJT Wydawnictwo 1991 s.c., 2014).

41 Howard S. Becker, *Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens* (Wiesbaden: Springer VS, 2014), 31.

42 Ebd.

43 Ebd., 34–35.

Zum erklärten Außenseitertum kommt eine *Veränderung* anhand äußerlicher, körperlicher Merkmale hinzu. Bemerkenswert für das Zusammenspiel von territorialen Grenzpraktiken und sozialen Zuschreibungen ist überdies, dass der Begriff des »Außenseiters« räumliche Assoziationen evoziert und räumliche Bilder nutzt.

Veränderungen, die bislang in Görlitz an der deutsch-polnischen Grenze beobachtet werden konnten,⁴⁴ geschehen zum einen durch eine pathologisierende Deutung des Verhaltens von Individuen aufgrund vermeintlich ›innerer‹ körperlicher Dispositionen. Zwei Beispiele sollen dies im Folgenden veranschaulichen. Das erste Beispiel stammt aus der Stadtführung »Kriminalfälle«, die gegenwärtig in Görlitz angeboten wird. Bei diesem Angebot zu historischen Kriminalfällen, die sich in der Stadt ereigneten, werden ›kranke‹ Täter präsentiert.⁴⁵ Die Stadtführerin lebte und arbeitete bereits zur Zeit der DDR in Görlitz und bringt nun Interessierten Aspekte der Kriminalitätsgeschichte der Stadt näher. Bei einer Führung schildert sie zunächst, unter einem Torbogen in der Altstadt von Görlitz stehend, einen schweren Fall sexualisierter Gewalt, später wird auf einem Friedhof erzählerisch der Mord an einem Kind rekonstruiert. Beide Fälle ereigneten sich in der DDR. Beide Täter bezeichnet die Stadtführerin als »sexuell gestört«, einer der beiden sei bereits vor der Tat durch seine Mutter an »Abnormitäten« wie gleichgeschlechtlichen Sex herangeführt worden. Beide Täter firmieren also als ›andere‹, nämlich kranke Individuen, deren Körper ihre Persönlichkeit determinierten; hervor tritt hierbei auch eine homophobe Komponente. Die Darstellung weist keinen Bezug zur Lage von Görlitz an der Staatsgrenze auf; die überdies zum Spektakulären tendierende Schilderung der beiden Fälle kann auch als Distanzierung von der Geschichte der Stadt im Realsozialismus gelesen werden, zugleich kann sie als Fortführung in der DDR gängiger Kriminalitätsdeutungen verstanden werden. Die Stadtführerin und ihr, möglicherweise unbewusstes Aufgreifen und Vertreten der genannten Deutungsmuster verweist so auch auf die Langlebigkeit bestimmter Positionen und *Veränderungen* über politische Systemwechsel hinweg. So wurde in der DDR beispielsweise auch das weit verbreitete Problem der Alkoholabhängigkeit offiziell nicht mit den allgemeinen Lebensbedingungen in Verbindung gebracht, sondern galt als Verhalten, das zu Kriminalität führte und bestraft werden musste, und als individuelle psychische Erkrankung, die (Zwangs-) Einweisungen in psychiatrische Kliniken zur Folge haben konnte.⁴⁶

44 Aus forschungspraktischen Gründen beziehen sich die angegebenen Beispiele auf die Stadt Görlitz.

45 Teilnehmende Beobachtung der Autorin bei einer Stadtführung in Görlitz zum Thema Kriminalität am 5. Oktober 2018. Die Notizen befinden sich im Archiv der Verfasserin.

46 Mary Fulbrook, *Ein ganz normales Leben. Alltag und Gesellschaft in der DDR*, üb. Karl Nicolai (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2011), 122.

Das zweite Beispiel für die Perspektive, Kriminalität als Folge spezifischer ›innerer‹ körperlicher Dispositionen zu deuten, liefert ein Interviewpartner, der ebenfalls in der DDR lebte und sich heute in Görlitz für Opfer von Straftaten engagiert; er äußert:

»Also Kriminalität, [...] Verbrechen ist ja all das, was der eigentlich vom Gesetzgeber geforderten Sicherheit widerspricht. Also alle Abnormitäten, die nicht den, ich sage mal, hindernisfreien Umgang der Menschen untereinander befördern, ist eigentlich Kriminalität ist abnormales Verhalten.«⁴⁷

Zum anderen sind in Görlitz *Veränderungen* feststellbar, bei denen es zur Zuschreibung negativer Eigenschaften aufgrund ›äußerer‹ körperlicher Merkmale kommt; herangezogen werden hier rassifizierte Deutungen von Haut- und Haar- ›Farbe‹, aber auch gesprochene Sprache. Ebenfalls geht es also um ›andere‹ Körper, allerdings solche, denen eine ›andere‹ Herkunft unterstellt wird, die mit spezifischen Verhaltensweisen einhergehe. Der Zusammenhang mit der Grenzsituation tritt deutlich zutage. Erneut soll dies durch zwei Beispiele veranschaulicht werden. Im ersten Beispiel geht es um Perspektiven auf die polnischen Nachbar*innen. Wie zuvor skizziert, war die Grenze zwischen Görlitz und Zgorzelec lange Zeit geschlossen; es gab dennoch Pendelverkehr zu Arbeitsplätzen – im Jahr 1966 wurde etwa eine Vereinbarung des Staatlichen Amtes für Arbeit und Löhne der DDR und des Staatlichen Komitees für Arbeit und Löhne der Volksrepublik Polen über die Beschäftigung von polnischen Werkträgern in Betrieben der DDR-Grenzbezirke getroffen⁴⁸ – und unerlaubte Grenzübertritte, jedoch keine breiten, alltäglichen Kontakte zwischen den deutschen und polnischen Grenzanrainer*innen. Dann kam in den 1970er Jahren die Zeit des pass- und visafreien Grenzverkehrs, den auch viele Pol*innen zum Einkaufen in Görlitz nutzten. Dies wurde in der Stadt nicht gern gesehen: So hieß es, die Pol*innen kauften rücksichtslos die Görlitzer Läden leer und verunreinigten den öffentlichen Raum durch Urinieren. Dass die Ursache für Ersteres an der ökonomischen Situation in Polen und die Ursache für Letzteres anscheinend an einem Mangel an öffentlichen Toiletten lag, war demnach für die Wahrnehmung der Ortsansässigen nicht ausschlaggebend.⁴⁹ Ein Gesprächspartner, der sich in Görlitz in den 1980er Jahren in der DDR-Opposition engagierte, führt überdies an, dass das »Klischee des Nachbarn, der klaut und nicht arbeiten will, damals tief verwurzelt« gewesen sei; eine Aussage, die Anfang der 1980er Jahre in Görlitz als

47 Interview der Autorin am 22. November 2018. Das Transkript befindet sich im Archiv der Verfasserin.

48 Rita Röhr, »Die Beschäftigung polnischer Arbeitskräfte in der DDR 1966–1990. Die vertraglichen Grundlagen und ihre Umsetzung«, *Archiv für Sozialgeschichte* 42, (2002).

49 Interview der Autorin mit einem Amtsträger in Görlitz am 10. April 2019. Das Transkript befindet sich im Archiv der Verfasserin.

»Witz« gängig gewesen sei, laute: »Ein Pole, der arbeitet.«⁵⁰ Entsprechend dieser empirischen Beispiele kann die Kulturwissenschaftlerin Franziska Becker auch für die Gegenwart feststellen:

»Trotz inzwischen alltäglicher gewordenen Grenzüberschreitungen fungiert das polnische Grenzgebiet als Projektionsraum für verschiedene Vorurteilsschichten. Dabei wird der Zgorzelecer Seite nicht nur ›Kulturlosigkeit‹, sondern auch ein hohes Kriminalitätspotenzial zugeschrieben, das mit den Zwangsumsiedlungen und der Entwurzelung der aus Ostpolen stammenden Bevölkerung begründet wird.«⁵¹

Sie verweist damit auf die Änderung der Bevölkerungszusammensetzung im vormaligen Ostteil von Görlitz, die in der NS-Politik vor 1945, dann in Flucht und Vertreibung am und nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und schließlich dem Zuzug von Menschen ins sozialistische Zgorzelec gründet.

Im zweiten Beispiel geht es um Perspektiven auf Geflüchtete, die in Görlitz leben: Kurz vor Beginn eines Interviews mit einer Mitarbeiterin einer Görlitzer Behörde erhält diese einen Anruf. Im Gespräch kommt sie darauf zurück und schildert, das Anliegen der Person am Telefon sei eine Beschwerde wegen der Ruhestörung durch einen Spielplatz gewesen. Sie ergänzt, das eigentliche Problem sei nicht der Lärm und zitiert: »›ich hab schon immer hier gewohnt und es ist jetzt seit 2015 lauter am Platz [...] wegen spielender Kinder.« Und die spielenden Kinder haben dann auch noch eine andere Hautfarbe. Und eine andere Haarfarbe.«⁵² Es habe sich um geflüchtete Kinder gehandelt, die den Spielplatz nutzten. Das Problem ist also nicht oder weniger ihre Lautstärke, sondern dass sie als ›fremd‹ wahrgenommen werden. Auch in diesem Beispiel ist es übrigens eine Ortsansässige selbst, die kritisch die *Veränderungen* thematisiert; so ergänzt sie:

»dort müssen sie halt wirklich versuchen, zu vermitteln, einfach auch den Menschen zu zeigen, die Gesellschaft verändert sich. Und wir sind ein freies Land, wir haben Grundrechte, es kann sich jeder im öffentlichen Raum frei bewegen und warum sollte man das einschränken.«⁵³

Andere Interviewte äußern sich vielschichtig über die polnischen Nachbar*innen der Gegenwart. Die Heterogenität sozialer Gruppen, die bei ethnografischer Forschung stets zu berücksichtigen ist, wird hier exemplarisch deutlich. Dennoch

50 Hintergrundgespräch der Autorin mit einem in Görlitz engagierten Kommunalpolitiker am 11. Dezember 2018. Die Notizen befinden sich im Archiv der Verfasserin.

51 Franziska Becker, »Grenzüberwindung und Geschichtspolitik an der deutsch-polnischen Grenze«, in *Grenzen & Differenzen. Zur Macht sozialer und kultureller Grenzbeziehungen*, hg. Thomas Hengartner und Johannes Moser (Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2006), 61.

52 Interview der Autorin mit einer Mitarbeiterin einer lokalen Behörde am 5. Oktober 2018. Das Transkript befindet sich im Archiv der Verfasserin.

53 Ebd.

finden sich, in Ergänzungen zu den genannten Beispielen, im erhobenen Material weitere Deutungen von Kriminalität und Devianz, die rassistisch und sozialdarwinistisch grundiert sind: Täter*innen werden verandert als aus östlicher Ferne Zugereiste – grenzüberschreitend übereinstimmend ist von »organisierter Kriminalität« oder »Bandenkriminalität« aus Osteuropa die Rede – oder als Amphetamin- oder Crystal Meth-abhängige Personen.

Die angeführten vier Beispiele aus zwei verschiedenen Bereichen zeigen alte Mechanismen – das Identifizieren ›fremder‹ wie auch ›kranker‹ Körper – auf, die spätestens auf den modernen Rassismus sowie die Kriminologie und ihre Tätertypenlehre seit dem 19. Jahrhundert zurückgehen, aber auch in älteren religiösen und feudalen Weltanschauungen sowie Rechtsverständnissen gründen. Ab dem 19. Jahrhundert, darauf hat der Philosoph Michel Foucault hingewiesen, könne man »den systematischen Verdacht einer aller Kriminalität zugrundeliegenden Monstrosität«⁵⁴ beobachten. Beide Mechanismen exkludieren tatsächlich und symbolisch Täter*innen von Straftaten sowie Akteur*innen devianten Verhaltens aus der Gesellschaft und aus dem sozial vertrauten sowie sozial legitimen Feld. In Grenzgebieten werden diese *Veränderungen*, die eben immer auch soziale Unterscheidungen darstellen, in besonderer Weise erkennbar: Wer dazu gehört, wer drinnen etwas zählt oder draußen bleiben sollte, kann mit dem Bild des »Außenseiter« räumlich justiert werden. Diese Erkennbarkeit gründet in behördlichen Praktiken der Aufsicht und Kontrolle, in Kriminalitätsfurcht, in Praktiken des Transits oder in Begegnungen mit Menschen, die andere Sprachen sprechen oder schlicht (noch) nicht (lange) ortsansässig sind. Der Begriff »Außenseiter« erhält im Grenzgebiet nochmals eine spezifische Qualität. Dort kann das soziale Außenseitertum auch zu einem territorialen Außenseitertum erklärt werden, und ebenso kann territoriales ›Außenseitertum‹ im Sinne einer Verortung von Akteur*innen auf der ›anderen Seite‹ als soziales Außenseitertum gedeutet werden. Dass es von »Fall zu Fall verschieden« sein kann, »wie weit ›draußen‹ [...] sich ein Mensch befindet«⁵⁵, wird auch in dieser Hinsicht ersichtlich: Nicht nur die Schwere des Regelverstoßes⁵⁶ und der soziale Status einer Person spielen eine Rolle, sondern auch ihre politisch-ideologische räumliche Zuordnung.

Ersichtlich ist, dass der politisch erzeugte Raum, das Staatsgebiet, auch soziale Wahrnehmungen konfiguriert und soziale Unterscheidungen treffen lässt;⁵⁷ die

54 Michel Foucault, *Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France (1974–1975)* (Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2007), 108.

55 Becker, *Außenseiter*, 26.

56 Ebd.

57 Dies ist nicht als eindimensionaler Prozess zu verstehen: Religiöse Einstellungen konfigurieren beispielsweise ebenfalls soziale Wahrnehmungen, ebenso Milieu- oder Klassenzugehörigkeiten.

räumliche Situation und die gesellschaftlichen Gegebenheiten sind miteinander verschränkt, spezifische Wahrnehmungen und Deutungen werden so verstärkt. Diese *Veränderungen* haben verschiedene Folgen für die Betroffenen: symbolische und kulturelle Exklusion, Ausschluss von materiellen Gütern und einflussreichen Positionen, körperliche Gewalt, permanenter Verdacht, verstärkte Techniken der Kontrolle, das Nehmen von Unbeschwertheit. Nicht zuletzt reproduzieren derartige

»Abwertungen [...] die Grenze als einen tiefen ›kulturellen Graben‹, dessen Überwindung im Grunde gar nicht gewollt ist. In der Abwehr der Grenzöffnung werden symbolische Grenzziehungen aktiviert und neu konstruiert.«⁵⁸

Schluss

Soziale Unterscheidungen und nationalstaatliche Grenzziehungen sind miteinander verbunden. Am Beispiel von Wahrnehmungen von Kriminalität und Devianz an der deutsch-polnischen Grenze wird dies ersichtlich. Die *Veränderungen*, die in enger kommunaler Nachbarschaft im Grenzgebiet vorgenommen und zur Etablierung und Aufrechterhaltung von *boundaries* herangezogen werden, sind rassistisch und sozialdarwinistisch grundiert. Derlei Alteritätskonstruktionen, die immer zugleich auch Identitätskonstruktionen darstellen, erzeugen Verdächtigungen und Ausschlüsse; sie gehen zudem an den Ursachen von Kriminalität und Devianz vorbei, indem sie unzutreffende Imaginationen darstellen. Um das Sozialgeschehen in Görlitz und Zgorzelec zu verstehen, müssen zahlreiche Faktoren einbezogen werden. Die heutige politische, soziale und ökonomische Situation sowie das Grenzregime spielen hierbei ebenso eine Rolle, wie die Vergangenheit und die Folgen des Nationalsozialismus und der DDR.

Bibliographie

- Adorno, Theodor W., und Max Horkheimer. *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 2004.
- Becker, Franziska. »Grenzüberwindung und Geschichtspolitik an der deutsch-polnischen Grenze«. In *Grenzen & Differenzen. Zur Macht sozialer und kultureller Grenzziehungen*, herausgegeben von Thomas Hengartner und Johannes Moser, 51–63. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2006.

58 Franziska Becker, »Grenzüberwindung und Geschichtspolitik an der deutsch-polnischen Grenze«, in *Grenzen & Differenzen. Zur Macht sozialer und kultureller Grenzziehungen*, hg. Thomas Hengartner und Johannes Moser (Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2006), 61.

- Becker, Howard S. *Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens*. Wiesbaden: Springer VS, 2014.
- Becker, Peter. »Vom ›Haltlosen‹ zur ›Bestie‹. Das polizeiliche Bild des Verbrechers im 19. Jahrhundert«. In »Sicherheit« und »Wohlfahrt«. *Polizei, Gesellschaft und Herrschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, herausgegeben von Alf Lüdtke, 97–131. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1992.
- Bendix, Regina. »Was über das Auge hinausgeht: zur Rolle der Sinne in der ethnographischen Forschung«. *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 102, Nr. 1 (2006): 71–84. <http://doi.org/10.5169/seals-118205>.
- Blasius, Dirk. »›Diebshandwerk‹ und ›Widerspruchsgeist‹. Motive des Verbrechens im 19. Jahrhundert«. In *Verbrechen, Strafen und soziale Kontrolle. Studien zur historischen Kulturforschung*, herausgegeben von Richard van Dülmen, 215–237. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1990.
- Brähler, Elmar, und Oliver Decker. »Autoritäre Dynamiken: Alte Ressentiments – neue Radikalität«. In *Autoritäre Dynamiken: Alte Ressentiments – neue Radikalität. Leipziger Autoritarismus Studie 2020*, herausgegeben von Elmar Brähler und Oliver Decker, 15–26. Gießen: Psychosozial-Verlag, 2020.
- Eisch, Katharina. »Die Grenze: Gewalt und Freiheit im Bayerisch-Böhmischen Grenzraum«. In *Gewalt in der Kultur. Vorträge des 29. Deutschen Volkskundekongresses in Passau 1993, Band 2*, herausgegeben von Rolf W. Brednich und Walter Hartinger, 595–605. Passau: Lehrstuhl für Volkskunde der Universität Passau, 1994.
- Eisch, Katharina. *Grenze. Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums*. München: Bayerische Akademie der Wissenschaften, 1996.
- Eisch-Angus, Katharina. *Absurde Angst. Narrationen der Sicherheitsgesellschaft*. Wiesbaden: Springer VS, 2018.
- Eisch-Angus, Katharina, und Alexandra Schwell, Hg. *Der Alltag der (Un-)Sicherheit. Ethnographisch-kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Sicherheitsgesellschaft*. Berlin: Panama Verlag, 2018.
- Elias, Norbert, und John L. Scotson. *Etablierte und Außenseiter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1990.
- Foucault, Michel. *Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France (1974–1975)*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2007.
- Foucault, Michel. *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1977.
- Fulbrook, Mary. *Ein ganz normales Leben. Alltag und Gesellschaft in der DDR*. Übersetzt von Karl Nicolai. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2011.
- Gerst, Dominik, und Hannes Krämer. »Die methodologische Fundierung kulturwissenschaftlicher Grenzforschung«. In *Kontaktzonen und Grenzregionen. Kulturwissenschaftliche Perspektiven*, herausgegeben von Sarah Kleinmann, Arnika Peselmann und Ira Spieker, 47–70. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2020, 47–70.
- Hark, Sabine, und Paula-Irene Villa. *Unterscheiden und herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart*. Bielefeld: transcript Verlag, 2017.
- Jajésniak-Quast, Dagmara, und Katarzyna Stokłosa. *Geteilte Städte an Oder und Neiße. Frankfurt (Oder) – Słubice, Guben – Gubin und Görlitz – Zgorzelec 1945–1995*. Berlin: Verlag Arno Spitz, 2000.

- Jenkins, Richard. »Boundaries and Borders«. In *Nationalism, Ethnicity and Boundaries. Conceptualising and Understanding Identity through Boundary Approaches*, herausgegeben von Jennifer Jackson und Linda Molokotos-Liederman, 11–27. London/New York: Routledge, 2015.
- Kleinmann, Sarah, Arnika Peselmann und Ira Spieker, Hg. *Kontaktzonen und Grenzregionen. Kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2020.
- Kleinmann, Sarah, und Arnika Peselmann. »Cross-border Collaborations as ›Contact Zones‹: Methodological Reflections on Ethnographic Studies in Border Regions«. *Borders in Perspective – UniGR-CBS thematic issue. Identities and Methodologies of Border Studies: Recent Empirical and Conceptual Approaches*, Nr. 6 (2021): 55–67.
- Kramer, Karl-Sigismund. *Grundriss einer rechtlichen Volkskunde*. Göttingen: Verlag Otto Schwartz & Co, 1974.
- Kroneberg, Clemens. »Motive und Folgen sozialer Grenzziehungen«. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 63, (2014): 9–14. <http://www.bpb.de/apuz/176299/motive-und-folgen-sozialer-grenzziehungen>.
- Lehnert, Katrin. »Multilocal Locals: Grenzfälle mobiler Praxen und ihre nationale Ver eindeutigung im 19. Jahrhundert«. In *Mobilitäten. Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung*, herausgegeben von Reinhard Johler, Max Matter und Sabine Zinn-Thomas, 91–97. Münster u. a.: Waxmann, 2011.
- Messerschmidt, Astrid. »Postkoloniale Bildungsprozesse in einer postnationalsozialistischen Gesellschaft – Politische Bildung in zeitgeschichtlichen Nachwirkungen«. In *Kritische politische Bildung. Ein Handbuch*, herausgegeben von Bettina Lösch und Andreas Thimmel, 253–263. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 2011.
- Reuter, Julia. *Geschlecht und Körper. Studien zur Materialität und Inszenierung gesellschaftlicher Wirklichkeit*. Bielefeld: transcript Verlag, 2011.
- Roth, Klaus. »Nachbarn und Nachbarschaftsbeziehungen in Europa als Forschungsproblem der Europäischen Ethnologie und der Interkulturellen Kommunikation«. In *Interkulturelle Beziehungen zwischen Deutschen, Polen und Tschechen*, herausgegeben von Klaus Roth, 9–34. Münster: Waxmann, 2001.
- Röhr, Rita. »Die Beschäftigung polnischer Arbeitskräfte in der DDR 1966–1990. Die vertraglichen Grundlagen und ihre Umsetzung«. *Archiv für Sozialgeschichte* 42, (2002): 211–236.
- Schempf, Herbert. »Rechtliche Volkskunde«. In *Grundzüge der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*, herausgegeben von Rolf W. Brednich, 423–443. Berlin: Dietrich Reimer Verlag, 2001.
- Schwell, Alexandra. *Europa an der Oder: Die Konstruktion europäischer Sicherheit an der deutsch-polnischen Grenze*. Bielefeld: transcript Verlag, 2008.
- Schwell, Alexandra. »›Niemand darf sich sicher fühlen.‹ Anthropologische Perspektiven auf die Politik der Inneren Sicherheit«. In *Formationen des Politischen. Anthropologie politischer Felder*, herausgegeben von Jens Adam und Asta Vonderau, 275–304. Bielefeld: transcript Verlag, 2014.
- Schwartz, Michael. »Vertriebene im doppelten Deutschland. Integrations- und Erinnerungspolitik in der DDR und in der Bundesrepublik«. *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 56, (2008): 101–51.

- Schwerhoff, Gerd. *Aktenkundig und gerichtsnotorisch. Einführung in die Historische Kriminalitätsforschung*. Tübingen: Edition Diskord, 1999.
- Schwerhoff, Gerd. *Historische Kriminalitätsforschung*. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2011.
- Surynt, Izabela. »Hindernisse in der deutsch-polnischen Kommunikation«. In *Deutsche und Polen. Stereotype, Kommunikationskulturen, wechselseitiges Wissen*, herausgegeben von Kinga Hartmann, 37–63. Görlitz/Wrocław: GAJT Wydawnictwo 1991 s.c., 2014.

Le corps dans l'exil à l'image des réfugié-e-s juif-ve-s de langue allemande en Bolivie (1933–1945): entre discrimination, exclusion et (ré)affirmation identitaires

In diesem Beitrag wird die Neuaneignung des Körpers als Reaktion auf diskriminierende Zuschreibungen und die darauffolgende Ausgrenzung im Kontext des Exils untersucht: Unter den hunderttausenden deutschsprachigen Flüchtlingen – überwiegend (designierten) Jüdinnen und Juden – die von dem nationalsozialistischen Regime ins Exil gezwungen wurden, fanden etwa siebentausend Menschen Zuflucht in Bolivien, dem damals ärmsten Land Südamerikas. In der Andenrepublik wurden die Exilanten sowohl mit den körperlichen Problemen der Akklimatisierung als auch mit antisemitischen Stereotypen konfrontiert, die sie tiefer in eine Identitätskrise stürzten. In diesem Kontext wurden in Bolivien körperliche Tätigkeiten zu einem zentralen Identitätsmerkmal.

La perception corporelle est essentielle car elle est le tout premier contact avec le monde le corps devient alors la condition permanente de l'expérience. C'est donc bien sa corporéité qui ancre l'être humain dans le monde.¹ Le corps est ainsi, au-delà d'une donnée purement biologique, une construction anthropologique qui matérialise les influences culturelles ou politiques et possède donc une historicité non seulement naturelle mais également sociale. La socialisation passe de ce fait par l'expérience corporelle de l'individu dont le corps « [s'] inscrit à l'intérieur de la trame de sens qui cerne et structure son groupe d'appartenance »². Le corps est donc partie prenante des identités telles que nous les entendons, c'est-à-dire ancrées dans un double processus: d'une part, la différenciation, dans la mesure où elles incarnent l'affirmation d'une singularité de l'individu et, d'autre part, une généralisation puisqu'elles définissent les groupes comme unis par ce que les membres qui le composent jugent commun. Par conséquent, les identités, jamais figées, sont à la fois personnelles et sociales, individuelles et collectives et per-

1 Voir à ce sujet: Maurice Merleau-Ponty, *Phénoménologie de la perception* (Paris: Gallimard, 1945), 106–113.

2 David Le Breton, *La sociologie du corps* (Paris: Presses Universitaires de France, 1992), 5.

pétuellement en dialogue. Elles peuvent également être, comme nous le verrons, assignées.³

Or, les théories de l'identité interactionniste ne prennent souvent en compte qu'à la marge la dimension corporelle. Pourtant, la relation à son propre corps et à celui de l'Autre en miroir fait entièrement partie des processus identitaires par l'auto-réflexion et l'auto-objectivisation qu'elle implique. Les violences physiques et symboliques subies⁴ participent donc aux constructions, mais aussi aux déconstructions identitaires et sont un outil privilégié de l'exclusion, de rejet hors des frontières (en allemand *Ausgrenzung*), que celles-ci soient concrètes (frontières géographiques d'un État, d'un continent) ou symboliques (frontières d'une communauté, d'un groupe social).

Le corps peut en conséquence être vecteur d'une crise identitaire. C'est ce qui se produisit pour les personnes (désignées) juives par le régime national-socialiste allemand (1933–1945) qui sont au centre des analyses de la présente contribution.

Parmi les centaines de milliers d'Allemand-e-s et d'Autrichien-ne-s qui furent contraint-e-s à l'exil sous le régime national-socialiste, en raison de leur judéité supposée ou affirmée et/ou de leurs activités politiques, six à sept mille personnes trouvèrent refuge en Bolivie, pays alors mal- voire méconnu, à l'époque le plus pauvre d'Amérique du Sud et qui représentait une destination de dernier choix.⁵ L'exclusion hors des frontières d'un espace national auquel la plupart pensaient appartenir provoqua chez l'ensemble des exilé-e-s la perte de nombreux repères identificateurs et une crise identitaire majeure. Celle-ci fut aggravée par l'urgence administrative pour se procurer tous les documents nécessaires à l'exil

3 Voir entre autres Norbert Elias, *Die Gesellschaft der Individuen* (Berlin: Suhrkamp, 1991); Bernard Quelquejeu, « Reconnaître les identités collectives. Un aperçu de la pensée de Paul Ricoeur », *Diasporiques*, n° 2 (juin 2008): 52–60; ou Claude Dubar, *La crise des identités. L'interprétation d'une mutation*. Paris: PUF, 2010).

4 Dans le cadre de notre analyse, cette violence est entendue d'une part comme violence physique, exprimée par les agressions et persécutions antisémites, les incarcérations et internements arbitraires, notamment après la nuit des pogroms du 9 novembre 1938 et les menaces de mort corrélées. Mais la violence qui poussa des centaines de milliers de Juif-ve-s de langue allemande à l'exil pour sauver leurs vies fut aussi symbolique à travers les discriminations légales progressivement mises en place par le régime national-socialiste (définition raciale de « l'aryen » ou interdictions professionnelles et sociales) et la diffusion de représentations antisémites, voir Wolfgang Benz, « Der Novemberpogrom 1938 », dans *Die Juden in Deutschland 1933–1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft*, éd. Wolfgang Benz (Munich: C.H. Beck, 1991), 499–544. Voir aussi: Walter Pohle, éd., *Der Judenpogrom 1938. « Von der Reichskristallnacht zum Völkermord »*, (Francfort: Fischer Taschenbuch Verlag, 1988).

5 Sur les chiffres de l'exil en général et en Bolivie, voir Wolfgang Benz, « Die jüdische Emigration », dans *Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945*, éd. Claus-Dieter Krohn *et al.* (Darmstadt: Primus, 1998), 5–16; Patrick von zur Mühlen, *Fluchtziel Lateinamerika Die deutsche Emigration 1933–1945: politische Aktivitäten und soziokulturelle Integration* (Bonn: Verlag Neue Gesellschaft, 1988), 11–13 et León Bieber, *Pugna por Influencia y Hegemonía. La rivalidad germano-estadounidense en Bolivia 1936–1946*, (Francfort: Peter Lang, 2004), 29–32.

(visas d'entrée, de sortie, de transit, billets de train et de bateau...) et par le passage successif en un temps restreint de plusieurs frontières étatiques: celles de l'Allemagne, celles des pays de transit en Europe et en Amérique du Sud, et sous diverses modalités (voies terrestres, maritimes et ferroviaires) qui éprouvèrent les corps des individus tout en scellant un destin commun, marquant un véritable passage vers une *Flüchtlingsidentität*, une identité de réfugié-e commune.⁶

Cette rupture prit un caractère particulier chez celles et ceux qui rejoignirent des destinations éloignées, aussi bien géographiquement que culturellement de l'Europe germanophone, et ne purent en conséquence rapidement trouver des repères identificatoires accessibles. La crise fut d'autant plus violente lorsqu'elle frappait les corps dans leur matérialité première en raison de l'inadaptation physique des exilé-e-s à leur nouvel environnement.

Nous nous proposons ainsi d'analyser l'inscription corporelle de ces difficultés identitaires chez les exilé-e-s de langue allemande en Bolivie entre 1933 et 1945 et les réponses qui leur furent apportées. Les stratégies identitaires relatives à la corporéité seront ainsi au centre de notre étude.⁷ Comment le corps juif fut-il inscrit dans une logique violente de l'exclusion? Dans quelle mesure les difficultés d'acclimatation des réfugié-e-s germanophones en Bolivie amplifièrent-elles la crise? Quelles réponses identitaires passant par le corps purent être apportées?

Pour répondre à ces questions, nous examinerons dans un premier temps les discriminations inscrites dans la corporéité des Juif-ve-s allemand-e-s et autrichien-ne-s (notamment dans la caricature antisémite) et l'exclusion hors des frontières symboliques puis territoriales de l'espace national qui fut son corollaire et marqua l'instant de la rupture identitaire. Nous étudierons par la suite la façon dont les exilé-e-s vécurent cette rupture dans leur corps au sein de l'espace interstitiel de l'exil en Bolivie qu'ils et elles investirent symboliquement, ancré-e-s dans un espace-temps lié à l'Europe, en partie imperméable à celui de la Bolivie, et de ses conditions particulières. Nous verrons enfin comment le corps devint, au-delà des frontières, un enjeu majeur de la (re)construction des exilé-e-s dans une politique du corps en réponse à la violence de la discrimination.

6 Leo Spitzer, *Hotel Bolivia. Auf den Spuren der Erinnerung an eine Zuflucht vor dem Nationalsozialismus* (Vienne: Picus Verlag, 1998), 105.

7 Isabelle Taboada-Léonetti, « Stratégies identitaires et minorités », dans *Stratégies identitaires*, éd. Camilo Camilleri *et al.* (Paris: PUF, 1990), 43–85.

Une sémantique discriminante et excluante du corps: le discours antisémite

Dès le XIX^e siècle apparut en Europe une construction médicalisée de la « race juive » avec la publication, notamment en Allemagne, d'études pseudo-scientifiques sur les différences et faiblesses physiques des Juif·ve·s attribuées à leur répartitions professionnelle (commerce et monde académique, et non plus métiers physiques ou de plein-air comme l'artisanat ou le paysanat) et territoriale (population très majoritairement urbaine).⁸ La diffusion d'un antisémitisme politique ancre ces théories dans les consciences et représentations collectives; le « corps juif » devint un objet de propagande raciste dans le discours national-socialiste.

D'une part, la primauté de la « pureté de la race » (« *Rassenreinheit* ») fut portée jusque dans la législation,⁹ d'autre part, les citoyen·ne·s dit·e·s « pur·e·s » étaient considéré·e·s comme des cellules biologiques constitutives du corps national et étatique, du « *Volkskörper* », qui les transcendait.¹⁰ L'intégration des individus dans ce « *Volkskörper* » et la conservation hygiéniste de celui-ci devinrent ainsi centrales dans la construction et la constitution de l'identité nationale telle que le régime national-socialiste souhaitait l'imposer. La discrimination des populations (désignées) juives fut en conséquence largement légitimée par un discours sur le corps qui fut la tête de proue d'une assignation identitaire stigmatisante pour les individus concernés.

Un medium de toute première importance dans ce cadre fut la caricature systématique des Juives et Juifs, que celle-ci fût discursive ou dessinée.¹¹ À partir du XVIII^e siècle, la reproduction et la diffusion des caricatures eurent pour objectif principal de contrecarrer l'acculturation des Juives et Juifs allemand·e·s et autrichien·ne·s, dont la judéité n'était plus censée tenir des préceptes de la religion ou de la *Halakha*, à travers une représentation physique qui les rendrait immédiatement identifiables. En ce sens, la tête et le visage, incarnations à la fois des sens et de l'intelligence, devinrent l'espace privilégié de la violence symbolique exercée à travers la caricature.

8 Daniel Wildmann, *Der veränderbare Körper. Jüdische Turner, Männlichkeit und das Wiedergewinnen von Geschichte in Deutschland um 1900* (Londres: Leo Baeck Institute, 2009), 114.

9 Notamment dans la « loi sur la protection du sang allemand et de l'honneur allemand » du 15 septembre 1935 dont le texte est consultable ici: *Faksimile « Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre »*, *Stadtarchiv Nürnberg*, consulté le 19 avril 2020, <https://bit.ly/2E6w6YG>.

10 Eric Michaud, « Le nazisme, un régime de la citation », dans *Images Re-vues*, Hors-série n° 1 (2008), <http://journals.openedition.org/imagesrevues/885>.

11 Les exemples donnés ici sont très largement détaillés dans: Julia Schläfer, *Vermessen, gezeichnet verlacht: Judenbilder in populären Zeitschriften 1918–1933* (New York: Campus Verlag, 2004).

Le premier de ces traits physiques du visage assignés aux Juives et aux Juifs était un nez proéminent et crochu allant jusqu'aux lèvres, derrière lequel se révélaient de petits yeux, souvent cachés par des lunettes et des paupières tombantes. Cette caricature, répandue dans le monde entier, apparaissait comme légitimation de l'existence biologique d'une « race juive » qui trahissait l'attribut de la tromperie, de la manigance et de l'envie. Dans l'imaginaire collectif, très largement repris par la propagande nationale-socialiste, ce « nez romain » était *de facto* opposé au « nez grec », synonyme d'intelligence et de sens de l'esthétique, celui des « aryens ». La barbe, également souvent présente dans les représentations caricaturales de l'homme juif, renvoyait à la religion, et les pieds plats à l'impossibilité d'intégrer l'armée dans une nation construite (ou en construction) autour du fait militaire. Enfin, un autre cliché antisémite en lien avec le « corps juif » était celui du « Juif efféminé », associant dévirilisation, homosexualité masculine et féminité.¹²

Une autre caractéristique assignée au corps juif par la caricature antisémite fut celle de la couleur de peau: depuis la seconde moitié du XIX^e siècle, on lui attribuait très souvent une teinte mate, voire noire. La peau noire ou noircie était supposée témoigner des « tempéraments colériques et mélancoliques » des Juives et Juifs, mais surtout du manque d'hygiène et de la « maladie juive », la syphilis, qui entraînait des changements physiques immédiatement identifiables, comme la peau colorée et le nez crochu. Non seulement ces caractéristiques éloignaient les Juives et Juifs d'une certaine norme de la beauté, mais elle leur faisait en outre franchir ce que Sander Gilman appelle métaphoriquement « les frontières des races »¹³. Le corps juif était donc, selon cette acceptation, considéré comme un corps différent et malade. Bien que chacune de ces spécificités corporelles attribuées et assignées aux Juives et Juifs soit évidemment invraisemblable, celles-ci acquéraient une cohérence dans la logique d'un discours d'exclusion.¹⁴

Le corps juif était donc un véhicule pour un discours sur la maladie et la santé derrière lequel se dessinait le paradigme normalité/perversion. Les personnes (désignées) juives étaient considérées dans l'Allemagne des années 1930 et 1940 comme des « parasites », vecteurs de maladie (outre la syphilis, le typhus était alors appelé « la fièvre des juifs »), qui menaçaient la « pureté de la race ». Leur corporéité était censée traduire leur infériorité et ils et elles ne pouvaient pré-

12 Klaus Hödl, « Der jüdische Körper », dans *Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart*, éd. Wolfgang Benz (Munich: de Gruyter Saur, 2009), 166–171; Jérémy Guedj, « La figure du juif efféminé: Genre, homophobie et antisémitisme dans la France des années 1930 à travers les discours d'extrême droite », dans *Hommes et masculinités de 1789 à nos jours*, éd. Régis Revenin (Paris: Autrement, 2007), 220–35.

13 Sander Gilman, *The Jewish Body*, (New York: Routledge, 1991), 173–75.

14 Alexandru-Florin Platon, « L'insulte par le corps dans le discours politique antisémite. Quelques exemples roumains », dans *L'Insulte (en) politique*, uB, UMR CNRS 5605, http://passerelle.u-bourgogne.fr/publications/atip_insulte/ailleurs/roumanie2.htm.

tendre faire partie du « corps national »¹⁵. Cette légitimation biologique du discours politique justifia en partie la politique d'exclusion des « indésirables » hors des frontières symboliques de l'espace national allemand, puis de celles, très concrètes, de l'espace étatique.

Victimes de cette assignation identitaire que l'on avait inscrite jusque dans leurs corps et qui, au plus tard à partir de 1938, mettait leur existence en jeu, plus de 300.000 Juif·ve·s germanophones quittèrent les frontières de l'état national-socialiste allemand. Le début de la guerre en septembre 1939 et l'avancée de la *Wehrmacht*, l'armée allemande, contraignirent celles et ceux qui étaient resté·e·s en Europe dans l'espoir d'un retour plus ou moins rapide, à un second exil plus lointain, dans des pays aux modes de vie très différents de ceux de l'Allemagne ou de l'Autriche des années 1930. En outre, il était extrêmement difficile d'obtenir tous les documents nécessaires pour entrer aux États-Unis ou au Canada qui eurent une politique d'octroi des visas très restrictives.¹⁶ Mais aucune autre destination de l'exil, si ce n'est Shanghai,¹⁷ n'offrit des conditions de vie plus extrêmes aux émigré·e·s que la Bolivie, destination de « dernier choix », où s'exilèrent entre 6000 et 7000 Juives et Juifs de langue allemande.

Le corps dans l'espace de l'exil bolivien : marqueur d'inadaptation et d'altérité

La Bolivie est certainement le pays qui incarne le mieux la diversité géographique du continent sud-américain et qui représentait l'un des environnements géographiques les plus extrêmes pour un·e Européen·ne.

D'une superficie de plus d'un million d'hectares, elle est deux fois plus vaste que la France et trois fois plus que l'Allemagne dans ses frontières actuelles. Le pays est divisé en trois grandes régions naturelles définies par la topographie: à l'Ouest, les hauts plateaux andins, l'*Altiplano*, au Nord de ceux-ci, les vallées tempérées, les *Yungas*, à l'Est, la grande région des plaines du bassin amazonien qui couvrent plus de 70 % de la surface totale du pays.

Du fait de cette grande diversité de paysages et d'altitudes, les conditions climatiques de la Bolivie sont non seulement très variées mais également extrêmes. Les plaines orientales sont marquées par un climat tropical, chaud et

15 Maren Lorenz, *Leibhaftige Vergangenheit. Einführung in die Körpergeschichte* (Tübingen: Diskord, 2000), 119.

16 Juliane Wetzel, « Auswanderung aus Deutschland », dans *Die Juden in Deutschland 1933–1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft*, éd. Wolfgang Benz (Munich: C. H. Beck, 1988), 314–412.

17 Frank Stern, « Wartezimmer Shanghai », dans *Das Exil der kleinen Leute. Alltagserfahrungen deutscher Juden in der Emigration*, éd. Wolfgang Benz (Munich: C.H. Beck, 1991), 109–20.

humide, que peu d'exilé·e·s purent supporter d'autant qu'il était vecteur de maladies diverses, notamment la malaria. Dans les vallées de la Cordillère, le climat tempéré fut propice à des excursions régulières pour les exilé·e·s européen·ne·s qui résidaient sur l'*Altiplano*. C'est dans cette espace en particulier que se situent les villes, dont Cochabamba, la deuxième plus importante du pays, ou Sucre, la capitale constitutionnelle. Ces villes offrirent des conditions de vie agréables aux exilé·e·s. Ce n'est pas le cas de l'*Altiplano*. Les hauts plateaux andins s'élèvent en Bolivie à une altitude moyenne supérieure à 4000 mètres, à des altitudes où la raréfaction de l'oxygène met les corps à rude épreuve, imposant un temps et des capacités d'adaptation. L'*Altiplano* est bordé par des sommets dépassant les 6000 mètres d'altitude, dont l'*Illimani*, qui donna son nom au grand journal de l'émigration germanophone en Bolivie, la *Rundschau vom Illimani*. À ses pieds, à 3700 mètres d'altitude, se trouve ce qui était dans les années 1930 et 1940 la plus grande ville, capitale politique et économique factuelle du pays: La Paz, où résidèrent les deux tiers des exilé·e·s, et par laquelle toutes et tous transitèrent à leur arrivée.¹⁸

Le contexte socio-économique de la Bolivie des années 1930 était également problématique au regard de l'arrivée de milliers de réfugiés européens. Le pays sortait en effet d'une guerre dévastatrice contre le Paraguay, la Guerre du Chaco (1932–1935), au cours de laquelle il perdit une grande partie de son territoire occidental et qui laissa l'économie bolivienne exsangue, faisant de la république andine le pays le plus pauvre d'Amérique du Sud.¹⁹ Malgré la défaite, l'armée bolivienne sortit politiquement renforcée du conflit et, entre 1938 et 1946, quatre présidents issus de ces rangs furent au pouvoir en Bolivie, au gré des conspirations, fomentées par les toutes puissantes loges militaires, dont les plus influentes affichaient leur sympathie pour le fascisme.²⁰

Ce contexte géographique et socio-culturel empêcha de faire de la république andine une destination de premier choix pouvant accueillir un nombre important de réfugié·e·s. La Bolivie fut même exclue en 1935 de la liste des pays qui offraient des possibilités d'accueil par le haut-commissaire pour les réfugié·e·s provenant d'Allemagne, James Grover McDonald.²¹ Le mensuel berlinois *Der Jüdische*

18 Christian Rudel, *La Bolivie* (Paris: Karthala, 2006), 99–104; « Lerne das Land, in dem du lebst, kennen », *Rundschau vom Illimani* [journal des exilé·e·s germanophones en Bolivie édité par Ernst Schumacher à La Paz, *RvI*], n° 3, 18 juillet 1939; Rex A. Hudson et Dennis M. Hanratty, éd., *Bolivia: a Country Study* (Washington: Library of Congress, 1989), 52–58.

19 Sur la Guerre du Chaco, voir: Pofirio Diaz Machicao, *Historia de Bolivia, tome 3: Salamanca, la Guerra del Chaco, Tejada Sorzano, 1931–1936* (La Paz: Editorial Juventud, 1957).

20 Augusto Guzman, *Historia de Bolivia* (La Paz: Los Amigos del Libro, La Paz-Cochabamba, 1976), 266–302.

21 Haim Avni, « Peru y Bolivia. Dos naciones andinas y los refugiados judíos durante la era nazi », dans *El genocidio antes la historia y la naturaleza humana*, éd. Carlos Escude et Beatriz Gurevich (Buenos Aires: Grupo Edito Latinomaericano, 1994), 321–367.

Handwerker, s'intéressa dès 1937 aux pays sudaméricains comme possibles destinations de l'exil et fut le premier à publier, en septembre 1938, une nette mise en garde sur la république andine: dans un long article dépeignant la nature et l'économie du pays, il était écrit que « cela serait une grossière erreur d'en conclure que la Bolivie puisse devenir un pays d'accueil pour de très nombreux Juifs »²². Le journal insista notamment sur les difficultés liées à l'altitude sur les hauts plateaux andins qui forment l'*Altiplano*: « Si le climat y est sain, l'altitude sollicite particulièrement le cœur, ce qui pose des difficultés majeures d'acclimatation, avant tout aux personnes ayant atteint un certain âge »²³. Il est évident que ces mises en garde ne pesèrent pas lourd au regard de l'urgence pour les personnes concernées de trouver un visa leur assurant de pouvoir partir et de sauver leur vie. Ces dernières témoignent néanmoins des problèmes d'adaptation réels que posait le pays et de leur importance pour les exilé·e·s européen·ne·s.

La première de ces difficultés fut le choc physique lié à la traversée de l'*Altiplano* andin et l'arrivée à La Paz. Le voyage en train entre le port chilien d'Arica, où débarquaient les exilé·e·s qui avaient traversé l'Atlantique à bord de paquebots et franchi le canal de Panama, et la capitale bolivienne, durait une quinzaine d'heures et représenta pour les exilé·e·s un véritable calvaire qu'Arthur Propp, un émigré juif arrivé de Vienne, décrit en ces termes : « Une traversée cauchemardesque [...] Les enfants d'Israël furent plus heureux dans leur émigration d'Égypte »²⁴. Tous les témoignages des exilé·e·s germanophones en Bolivie – sans exception aucune – font état de ces difficultés apparues durant l'ascension des Andes: maux de tête, saignements de nez, nausées, vomissements, difficultés à respirer frappèrent à des degrés divers les voyageurs, sans distinction d'âge et de condition. L'ensemble de ces symptômes constituent le *soroche*, le mal andin des montagnes, que ne ressentait pas – ou plus – les populations de l'*Altiplano*. Certain·e·s habitant·e·s d'Arica ou des Bolivien·ne·s sollicité·e·s dans le train ou les gares par les exilé·e·s en souffrance ne furent ainsi pas avares en conseils divers et variés, plus ou moins farfelus et saisirent l'occasion de rire des nouveaux·elles arrivant·es, comme en témoigne Erhart Löhnberg:

« Pour lutter contre le mal des montagnes, le *soroche*, qui frappe presque tous les voyageurs durant le trajet en altitude, tout un chacun se voyait recommander par des habitants d'Arica ou des personnes qui prétendaient savoir exactement ce qu'il fallait

22 « Es wäre freilich verfehlt, hieraus den Schluß zu ziehen, daß Bolivien ein Auswanderungsland für eine sehr große Anzahl jüdischer Menschen werden könne », « Wer kann nach Bolivien auswandern? », *Der Jüdische Handwerker*, n° 9, Septembre 1938.

23 « Hier ist das Klima zwar gesund, doch stellt die große Höhenanlage (sie übertrifft die Columbiens noch beträchtlich) an die Leistungsfähigkeiten des Herzens bedeutende Anforderungen. Namentlich für ältere Menschen ergeben sich hieraus erhebliche Schwierigkeiten der Akklimatisierung », *ibid.*

24 Arthur Propp, *Biography* [tapuscrit] (New York: Leo Baeck Institute, sans date).

faire, toutes sortes de moyens: de l'ail, qu'il fallait s'enfoncer dans le nez, jusqu'aux fruits, qu'on devait manger en continu. »²⁵

Le problème de l'altitude fut encore plus important pour les quelques exilés (uniquement des hommes) qui séjournèrent par la suite à Potosí, principale ville minière de la république andine, située au sud du pays, à 4070 mètres d'altitude, ce qui en fait l'une des villes les plus hautes du monde. Le Dr Goldschmidt, arrivé d'Allemagne à la fin de l'année 1938 y séjournait régulièrement et y souffrait encore plus qu'à la Paz: « Pour moi, Potosí est un véritable *infierno*.²⁶ J'y fus malade à chaque fois, j'ai du mal à respirer et je me sens là-haut bien plus misérable qu'à La Paz. »²⁷

Les difficultés face à des altitudes inconnues en Europe représentaient donc un facteur immédiat de démarcation entre les réfugié-e-s et la population locale. L'acclimatation – c'est-à-dire l'adaptation physique aux contraintes naturelles – dura en conséquence souvent plusieurs jours, plusieurs semaines et fut parfois impossible.²⁸ Certain-e-s ne purent jamais supporter ces conditions extrêmes, souvent en raison de maladies préexistantes, et furent constamment souffrant-e-s. D'autres furent contraint-e-s de quitter – provisoirement ou définitivement – la capitale économique pour des villes situées à des altitudes plus vivables, comme Cochabamba, deuxième ville du pays située à 2.500 mètres d'altitude. Certain-e-s demandèrent, pour raisons médicales, un visa pour gagner les pays voisins (Argentine, Pérou et Chili) dont les principales villes n'étaient pas situées sur l'*Altiplano* mais n'obtinrent que rarement l'autorisation officielle d'entrer dans ces pays frontaliers. Enfin, même après des années passées en Bolivie, d'autres durent renoncer à y rester définitivement en raison de maladies chroniques provoquées ou aggravées par l'altitude.²⁹

25 « *Gegen die Bergkrankheit (soroche), die während der Fahrt über die großen Höhen des Andengebirges bei fast allen Reisenden auftritt, ließ sich ein jeder von Einwohnern von Arica und von Leuten, die es ganz genau wissen wollten, so ziemlich jedes Mittel empfehlen: anfangen von Knoblauch, den man in die Nase stecken sollte, bis zu Früchten, die man nur unaufhörlich essen müsse...* », Erhart Löhnberg, « Von Brüssel nach Bolivien », *Jüdische Rundschau*, 5 janvier 1940, 17.

26 « Enfer », en espagnol dans le texte original.

27 « *Für mich ist Potosí ein richtiges inferno, jedes Mal war ich krank, ich kriege keine Luft und fühle mich in der Höhe noch erheblich elender als in la Paz.* », Lettre du Dr. Goldschmidt à Wolfgang Hirsch-Weber du 3 octobre 1944, Archives Hirsch-Weber, *Korrespondenz zu DAD*, Ibero Amerikanisches Institut, Berlin.

28 À titre d'exemple, voir ce qu'écrit Erhart Löhnberg: « *Die Stadt [La Paz] liegt 3.700 m hoch, was zur Folge hat, dass die meisten Menschen sich tagelang, oft wochenlang erst an die Höhenluft anpassen müssen. Eine Minderzahl kann sich überhaupt nicht daran gewöhnen, diesen bleibt nur übrig, in tiefer gelegenen Gegenden etwa nach Cochabamba zu gehen.* » Erhart Löhnberg, « Von Brüssel nach Bolivien », 5 janvier 1940, *Kleine Erwerbungen*, Friedrich Ebert Stiftung, Bonn.

29 Entretien avec León Bieber (fils d'exilés allemands, nés en 1944 à La Paz), Berlin, octobre 2011.

Mais l'altitude ne fut pas la seule difficulté qui compliqua l'acclimatation et l'adaptation des nouveaux-elles arrivant-e-s à leur nouvel environnement. Les quelques exilé-e-s qui séjournèrent ou s'installèrent dans les régions tropicales, au Nord et à l'Est du pays, durent affronter d'autres problèmes sanitaires et l'inadaptation de leurs corps à leur nouvel environnement. La flore et surtout la faune de ces régions y étaient en partie hostiles: araignées, scorpions et abeilles y pullulaient, mais il fallait surtout se méfier des insectes qui véhiculaient des maladies, notamment la malaria, épidémique dans le pays.³⁰ Les problématiques sanitaires marquèrent fortement l'expérience de l'exil en Bolivie et devinrent un sujet de préoccupation et de discussions majeur chez les exilé-e-s. De nombreux articles et appels à la vigilance furent publiés dans le *Rundschau vom Illimani*, le journal des exilé-e-s de langue allemande en Bolivie, à l'image de la série « *Gesundheitliche Richtlinien* » du Dr Fritz Happ, de la rubrique récurrente « Les maladies en Bolivie » (« *Krankheiten in Bolivien* »).³¹

Des dizaines d'exilé-e-s succombèrent aux maladies tropicales, notamment à la malaria et à ses complications, fléau dans le fléau. Les flambées épidémiques n'épargnaient pas les centres urbains, surtout La Paz, où les conditions sanitaires étaient médiocres en raison de la promiscuité et de la rusticité des infrastructures d'hygiène en comparaison des standards européens des années 1930. Ainsi, en 1941 et en 1944, les villes de Sucre et de La Paz furent frappées par des épidémies de typhus qui emportèrent plusieurs exilé-e-s, parfois jeunes.³² La maladie toucha particulièrement les émigré-e-s qui s'entassaient à leur arrivée dans des foyers ou de minuscules logements à la Paz et ne toléraient pas l'eau et la nourriture locales.

Pour les exilé-e-s qui avaient été exclu-e-s du « corps national » allemand à travers une rhétorique du corps stigmatisante et qui avaient trouvé refuge en Bolivie, il fut d'autant plus problématique de se confronter à cette stigmatisation qu'elles et ils furent confronté-e-s dans la république andine, à l'impossibilité de reprendre pied rapidement. Ceci était en tout premier lieu dû aux difficultés d'adaptation physique aux conditions géographiques et climatiques du pays qui faisaient de leur corps un marqueur d'une altérité qui entravait *de facto* toute possibilité de (ré)identification immédiate. Ce que nous pouvons qualifier de double expropriation corporelle par la violence discursive et physique plongea les

30 Voir les récits du Dr Eduard Blumberg, qui passa plusieurs années dans le Beni, au Nord du pays, Eduard Blumberg, *Erlebnisse als jüdischer Arzt und Sozialist in Deutschland* (New York: Leo Baeck Institute, 1979–1984). Voir également ceux de Ludwig Popper, lui aussi médecin, qui séjourna dans le Chaco, à l'est du pays: Ludwig Popper, *Bolivien für Gringos. Exil-Tagebuch eines Wiener Arztes* (Oberwart: edition lex liszt, 2005), 78–79.

31 Fritz Happ, « *Gesundheitliche Richtlinien* », *Rundschau vom Illimani* (RvI), 27 décembre 1940; « *Krankheiten in Bolivien* », RvI, 10 novembre 1941.

32 Arthur Propp, émigré viennois, rapporte par exemple le décès de Hans Riegel, un Allemand de 42 ans infecté par le typhus et qui tenait un hôtel à Sucre: Arthur Propp, *Biography*, 155–57.

exilé-e-s dans une crise identitaire majeure. Cette crise ne les déposséda néanmoins pas de leur *agency*: pour surmonter cette crise, les Juives et Juifs de langue allemande exilé-e-s en Bolivie développèrent des stratégies identitaires spécifiques qui impliquèrent entre autres une réappropriation et une redéfinition de leur propre corporéité.

Réinvestir une sémantique positive du corps

« Il ne faut pas s'habituer à la seule altitude. Presque rien ne ressemble à ce que l'on connaît, ni dans la société, ni dans la nature [...] Ce sont avant tout les gens qui sont étranges. »³³

L'arrivée en Bolivie provoqua donc un choc physique durable, qui fragilisait davantage des individus déjà éprouvés par les semaines, voire les mois d'errance, et renforçait leur condition d'exclus et d'étrangers. À ce premier choc vint simultanément s'ajouter un deuxième, tout aussi violent: ce que les exilé-e-s nommèrent « le choc culturel » né de la rencontre avec les populations amérindiennes de l'*Atiplano*, celles et ceux que tou-te-s les exilé-e-s appelèrent rapidement les « *Indios* ». Ces populations représentaient à l'époque l'écrasante majorité de la population du pays (85 %) et étaient exclues aussi bien du pouvoir économique que du pouvoir politique. Elles vivaient isolées soit sur les hauts plateaux des Andes (Aymaras et Quechuas), soit dans les régions tropicales amazoniennes (Guaranis) et une partie d'entre elles, principalement dans les centres urbains ou les grandes exploitations minières ou agricoles, étaient encore quasi réduits en esclavage.

Si les contacts directs entre ces populations et les exilé-e-s furent rares, tou-te-s les émigré-e-s purent (aperce)voir des Aymaras ou des Quechuas pour la première fois lors du trajet entre Arica et La Paz, au cours duquel ils traversèrent les hauts plateaux où ces populations amérindiennes résidaient: dans les gares, lorsque le train s'arrêtait, hommes et femmes vendaient des noix ou des fruits aux voyageurs.

Le premier regard porté sur les Amérindien-ne-s, qui perdura chez beaucoup, oscilla entre curiosité quasiment scientifique et dégoût, voire rejet, prononcés. Certain-e-s exilé-e-s soulignèrent l'intérêt de la nouveauté que représentaient ces populations inconnues mais la plupart s'arrêtèrent avant tout à l'apparence physique des Amérindien-ne-s. Dans la plupart des témoignages, y compris dans

33 « *Nicht nur daran [an die Höhe] muss man sich gewöhnen, fast nichts ist, wie man es kennt, weder in der Gesellschaft noch in der Natur [...] Fremdartig sind vor allem die Menschen.* », Egon Schwarz, *Keine Zeit für Eichendorff. Chronik unfreiwilliger Wanderjahre* (Königstein: Athenäum, 1979), 65–66.

les récits de vie ultérieurs à l'exil, ces Amérindien-ne-s sont décrit-e-s comme des êtres « sales » « jamais peignés », « non civilisés », « non cultivés » ou se trouvant à « un niveau de culture très bas », appartenant à une « autre race ». Ainsi, Renata Schwarz, qui arriva en Bolivie à l'âge de neuf ans de Mayence avec ses parents, décrit comme suit sa rencontre avec les Amérindien-ne-s dans un récit de vie paru en 2007:

« Je voyais pour la première fois les Indiens des hauteurs. Ils ressemblaient au paysage: bruns et sales, ils sentaient mauvais et le jus des feuilles de coca qu'ils mâchaient en permanence leur coulait du coin des lèvres. La plupart d'entre eux ne portaient pas de chaussures et leurs pieds étaient rocaillieux comme les montagnes. »³⁴

Plus loin, elle décrit la ville de La Paz en insistant sur « l'odeur pénétrante de saleté et d'urine [qui y régnait et qui] provenait des *Indios* »,³⁵

Ces descriptions de l'apparence des populations amérindiennes de Bolivie furent corrélées à leur infériorité intellectuelle et culturelle. Ainsi, Wolfgang Hirsch-Weber, qui s'exila à l'âge de dix-sept ans en Bolivie où il devint l'un des principaux animateurs de l'exil politique, écrivait en 1946:

« Quand on voit les ruines de Cuzco ou que l'on se penche sur les conceptions politiques des Incas, on ne peut pas croire que les Indiens modernes soient leurs descendants. »³⁶

Ces deux témoignages, qui font écho à des dizaines d'autres, révèlent donc un discours discriminant, un mépris culturel et un sentiment de supériorité qui ne sont pas uniquement les héritages des discours et d'une éducation eurocentrés: diffusés en Allemagne et en Autriche avant même que ne le fussent largement les caricatures antisémites, ils correspondaient par ailleurs au discours de la minorité blanche de Bolivie sur ces populations amérindiennes. Ils sont également pour les réfugié-e-s des marqueurs de processus de défense identitaire, voire de contre-stigmatisation.³⁷

Les exilé-e-s germanophones ne virent en effet pas en ces populations amérindiennes les victimes d'un système encore colonial qui leur interdisait toute participation politique et économique dans un pays dans lequel elles étaient très largement majoritaires. Pourtant, les témoignages dont nous disposons montrent

34 « Zum ersten Mal sah ich Hochland-Indianer. Sie sahen aus wie die Landschaft, braun und schmutzig, sie rochen schlecht, und der grüne Saft der Coca-Blätter, die sie ständig kauten, lief ihnen aus den Mundwinkeln. Die meisten von ihnen waren barfuß und Ihre Füße glichen den felsigen Bergen. », Renata Schwarz, *Von Mainz nach La Paz* (Mayence: Verein für Sozialgeschichte, 2007), 99.

35 Renata Schwarz, *Von Mainz*, 101.

36 Lettre de Wolfgang Hirsch-Weber à Walter Groenewald du 11 janvier 1946, Archives Hirsch-Weber, *Korrespondenz zu DAD*, IAI, Berlin.

37 Ce terme de « contre-stigmatisation » est utilisé par Norbert Elias dans sa théorie des établis et marginaux, voir: Norbert Elias, *Norbert Elias par lui-même* (Paris: Fayard, 2013), 37–8, 158.

que la structure de ce système fut par ailleurs bien perçue. Ainsi, les Amérindien-ne-s furent immédiatement qualifiés sur leur seule apparence de « non civilisés » et d'« inférieurs » pareils à la nature là où les exilé-e-s européen-ne-s de langue allemandes se considéraient comme les porteuses et porteurs de la civilisation et de la culture. Ce sentiment de supériorité fut certainement salvateur pour des individus plongés dans une crise identitaire d'une violence extrême.³⁸ En se dés-identifiant des Amérindien-ne-s qui étaient par ailleurs rejetés très à la marge de la société bolivienne de l'époque, les exilé-e-s s'identifièrent – dans un premier temps du moins – individuellement et socialement par la ressemblance physique aux dominants, en l'occurrence aux élites blanches, descendantes des colons espagnols, quantitativement ultra-minoritaires, mais qui détenaient le pouvoir économique et culturel.

Ainsi, les réfugié-e-s juif-ve-s purent se réassurer sur leur propre position rendue si incertaine en Europe par l'antisémitisme politique et le régime national-socialiste. En rencontrant un groupe marginalisé qu'ils et elles estimaient encore plus proches de la marge qu'ils et elles ne l'étaient, les exilé-e-s s'en éloignaient et se rapprochaient donc du cercle des établis. Elles et ils furent d'ailleurs bien accueilli par les élites intellectuelles et culturelles de Bolivie, majoritairement créoles et blanches, auxquelles les réfugié-e-s pouvaient s'identifier et qui inversement s'identifiaient à cette immigration européenne, comme en témoignent les contacts réguliers entretenus avec des hommes politiques ou des intellectuels boliviens, notamment à Sucre, la capitale académique et constitutionnelle du pays.³⁹

Les réfugié-e-s juif-ve-s européen-ne-s furent pourtant ponctuellement confronté-e-s à une hostilité d'une partie de la population urbaine de Bolivie, parfois teintée d'antisémitisme.

Celui-ci était véhiculé par les Allemand-es établi-es de longue date en Bolivie qui exerçaient une influence notable sur l'économie et l'armée dans la république andine, ainsi que sur certains députés.⁴⁰ Il s'appuya également sur l'antijudaïsme d'une partie de la toute puissante Église catholique dans le pays, notamment au sein de congrégations jésuites et franciscaines dirigées par des religieux italiens ou espagnols. Les manifestations antisémites de la population restèrent marginales, même si elles purent aller jusqu'à l'agression physique, notamment dans la ville de Tarija (sud du pays). Elles participaient néanmoins à la quasi-impossi-

38 Voir: Egon Schwarz, *Keine Zeit für Eichendorff. Chronik unfreiwilliger Wanderjahre*. (Königstein: Athenäum, 1979).

39 Lettre de Enzo Arian à Erhart Löhnberg du 5 octobre 1942, Archives Löhnberg, t. 1, Institut für Zeitgeschichte, Munich.

40 À ce sujet, voir: Hartmut Fröschle et Reinhard Wolff, « Die Deutschen in Bolivien », dans *Die Deutschen in Lateinamerika. Schicksal und Leistung*, éd. Hartmut Fröschle (Tübingen: Erdmann, 1979), 146–68.

bilité pour les exilé·e·s de nouer des contacts durables avec la majorité de la population citadine et participa à la constitution d'un entre-soi de l'exil.⁴¹

Réappropriation par les activités physiques et idéal du corps sioniste

En effet, outre la démarcation avec un groupe jugé inférieur, d'autres stratégies de (re)construction identitaire se nouèrent, y compris autour de la corporéité, et permirent aux réfugié·e·s de réinvestir positivement le corps aussi bien physiquement que politiquement. Celles-ci furent principalement mises en place dans le cadre d'une société de l'exil en grande partie coupée de l'environnement socio-culturel bolivien (cafés et restaurants tenus par des exilé·e·s, soirées culturelles organisées par des associations de l'exil en langue allemande etc.) Mais les stratégies centrées autour du corps furent plus ancrées dans la réalité géographique de la Bolivie, notamment dans le cadre des activités de plein air et sportives. Comme dans de nombreux autres pays d'accueil, l'une des premières associations officielles fondées par les membres de l'exil de langue allemande en Bolivie fut un club Maccabi. Le club accueillait également des membres de l'exil juif yiddishophone, minoritaires et qui avaient sinon peu de contacts avec les réfugié·e·s germanophones⁴².

Le mouvement Maccabi World Union fut fondé en 1921 dans le but d'unifier les clubs sportifs juifs, notamment de gymnastique qui existaient en Europe depuis la fin du XIX^e siècle, pour encourager l'éducation physique de jeunes mais également afin de travailler activement à la (re)fondation d'un État juif et à la préservation de ses habitants. Le mot araméen *maqqaba* signifie « marteau », synonyme de force et mouvement. L'étymologie renvoie également aux Maccabées, leaders de la révolte des Juifs contre la politique d'hellénisation des Séleucides au II^e siècle avant J.-C., bien que les premiers fussent opposés aux compétitions sportives qui étaient selon eux l'apanage des Grecs.⁴³

Ainsi, pour marquer une continuité aussi bien physique que sociale avec le passé européen et recréer certains aspects de leur quotidien, des exilés juifs fondèrent dès le 22 octobre 1939 le Club Maccabi de Bolivie. L'association sportive offrit la possibilité à ses membres d'exercer des activités variées, du jujitsu aux échecs, en passant par la randonnée et le tennis. Elle leur demandait d'accepter les valeurs sportives comme le respect et l'entraide mais ne se revendiqua pas nécessairement du sionisme, même si un groupe sioniste se forma au sein de

41 Sur l'antisémitisme en Bolivie, voir: Katell Brestic, *En exil sur l'Altiplano. Parcours identitaires des exilés de langue allemande en Bolivie 1933–1945* (Paris: PSN, 2020), 153–72.

42 « Die Jüdische Gemeinde und ihre Ziele », *RvI*, n° 8, 22 août 1939.

43 Mikhail Dekel, *The Universal Jew. Masculinity, Modernity and the Zionist Moment* (Evanston: Northwestern University Press, 2010), 11.

l'organisation. En 1946, l'association organisa ses premières « maccabiades », un grand tournoi de natation, d'athlétisme, de basket et de tennis entre équipes des différentes villes de l'immigration germanophone dans la république andine. Le tennis de table s'afficha comme sport le plus populaire parmi les exilé·e·s: il était devenu le passe-temps favori des hommes qui y jouaient régulièrement, y compris hors Maccabi.⁴⁴

Deux associations de scouts juifs furent créées en parallèle du club Maccabi. La plus importante fut *El Condor* qui compta des centaines de membres à La Paz. La seconde était une association autrichienne qui fut mise en place à l'initiative de Heinz et Ernst Kalmar.⁴⁵ Les principales activités de ces organisations étaient les excursions dans la riche nature bolivienne, notamment au lac Titicaca ou dans les *Yungas*. Ces activités étaient extrêmement populaires, comme en témoigna par exemple l'organisation d'un camp scout au nord de La Paz en mai 1944 qui réunit 250 personnes, alors que le double souhaitait y participer. Ceci résultait du besoin qu'éprouvaient les exilé·e·s à La Paz de fuir parfois la ville et ses conditions géographiques et climatiques très rudes, mais aussi de s'échapper un peu d'un quotidien difficile qui les ramenait sans cesse à la réalité de leur situation.⁴⁶

En effet, le sport et les excursions, remplaçaient le corps au centre des intérêts. Le corps devait être appréhendé comme un lieu d'exercices, de mises en scène et d'actualisation des représentations politiques, sociales et culturelles des sociétés sur elles-mêmes. Les corps sont aussi les lieux de négociation des conditions et possibilités d'appartenance.⁴⁷ En ce sens, les réfugié·e·s (désigné·e·s) juif·ve·s qui avaient été dépossédé·e·s de la narrativité de leur corporalité cherchèrent à ré-investir plus ou moins consciemment cet espace corporel où se (re)construisaient les identités.

Les valeurs que ces associations entendaient reprendre à leur compte incluaient les pratiques et rhétoriques autour de la corporalité qui avaient cours en Europe et au-delà depuis le XIX^e siècle, cet idéal du corps étant mis en avant dans des courants politiques et culturels divers de toutes tendances. Les valeurs portées par les associations juives en Bolivie représentaient ainsi une forme de résistance passive à l'assignation corporelle stigmatisante.

Ce processus renvoie à la construction de « l'homme nouveau » qui était attenante au sionisme. Theodor Herzl avait écrit en imaginant la Palestine: « Jadis,

44 « Resultate der I. Makkabiade », *RvI*, 8 avril 1946.

45 Lettre de la famille Littmann (Vienne) à la famille Kalmar (La Paz) du 15 novembre 1940, fonds privé Roberto Kalmar.

46 « Bei den Pfadfindern », *RvI*, 29 mai 1944.

47 Daniel Wildmann, *Der veränderbare Körper. Jüdische Turner, Männlichkeit und das Wiedergewinnen von Geschichte in Deutschland um 1900* (Londres: Leo Baeck Institute, 2009), 1.

les Juifs étaient glabres, faibles et peureux. Voyez-les aujourd’hui!»⁴⁸. La Bolivie devint un espace propice en ce sens puisque la variété et la rudesse de ses paysages et conditions climatiques mettaient les corps à l’épreuve et offraient de nombreuses possibilités d’activités physiques. C’est d’ailleurs parmi les exilés juifs relativement jeunes et prêts à fournir un travail physique pénible que se trouvèrent les quelques émigrés (deux-cents environ) qui travaillèrent dans les colonies agricoles situées dans des régions reculées de Bolivie.⁴⁹

Les nombreuses photos prises par les exilé-e-s juif-ve-s en Bolivie et ailleurs au cours de leurs activités sportives, sur lesquelles ils posèrent fièrement, peuvent être rapprochées de celles prises par les colons sionistes dans la Palestine mandataire. Elles soulignèrent la fierté retrouvée d’individus qui avaient été humiliés. En ce sens on peut parler d’une « reconquête du corps », d’une réassignation pour réinvestir une image positive de soi. Plus largement, le « corps sain » visait à répondre à la rhétorique pseudo scientifique du Juif comme « corps étranger, malade ». Ces représentations antisémites, en grande partie intériorisées, furent à l’origine de la phrase de Max Nordau, médecin, écrivain et figure emblématique du sionisme, prononcée lors du Deuxième Congrès Sioniste à Bâle en 1898 sur le *Muskeljude*, qui appelait ainsi à transcender l’image caricaturale et racialisée, des Juif-ve-s d’Europe de l’Est principalement ou de la Haskalah. Il ne s’agissait pas de culturisme physique mais d’une culture valorisant des caractéristiques corporelles et mentales comme la discipline, l’agilité, la force.⁵⁰

Ainsi, le Maccabi et les associations de scoutisme permirent aux exilés juifs de véhiculer une image positive vers l’extérieur mais surtout envers eux-mêmes. En assurant par ailleurs la préservation ou la (re)création d’un habitus, elles permirent aux exilés de s’inscrire dans une continuité qui devint émancipatrice: par le sport et les excursions, ils se détachaient non seulement de leur condition d’exilé-e-s, mais aussi d’une imputation identitaire humiliante et stigmatisante. En (re)devenant acteurs et actrices, ils et elles répondaient presque virilement peut-être même de manière érotique, à l’impuissance, la passivité de l’exil.⁵¹

48 Georges Bensoussan, « Sionisme et « homme nouveau ». L’aventure du corps juif », dans *Sports, corps et sociétés de masse*, éd. Georges Bensoussan, Paul Dietschy et al. (Paris: Armand Colin, 2012), 12; Daniel Boyarin, *Unheroic conduct. The rise of Heterosexuality and the invention of the Jewish Man*, (Los Angeles: University of California Press, 1997), 28.

49 Tou-te-s les exilé-e-s étaient arrivé-e-s dans la république andine avec des visas agricoles et étaient censé-e-s rejoindre les terres reculées du pays pour les « coloniser ». L’écrasante majorité ne se soumit pas à cette obligation.

50 Todd Samuel Presner, *The Muscular Judaism. The Jewish body and the politics of regeneration* (New York: Routledge, 2007), 2–4.

51 David Biale, « Zionism as an Erotic Revolution », dans *People of the Body. Jews and Judaism from an embodied Perspective*, éd. Eilberg-Schwartz (New York: State University of New York, 1992), 283–308.

Conclusion

Capital social et symbolique de l'acteur, le corps est à la fois producteur et vecteur de discours d'intégration mais également, en contrepoint, d'exclusion. Ainsi, alors que le « corps national allemand » était façonné, le « corps étranger [devait devenir] le corps étrange », pour reprendre les mots de David le Breton.⁵² En l'absence de différences physiques immédiatement perceptibles, la caricature antisémite s'est saisie d'une sémantique discriminante du corps juif. Cette violence imposa l'exclusion (de l'espace national) rapidement devenue matérielle (exclusion hors des frontières étatiques) des Juives et Juifs de langue allemande qui se virent confisquer leur propre corporéité. Pour celles et ceux qui s'exilèrent en Bolivie, où les conditions géographiques et climatiques marquaient dans les corps la permanence de l'altérité, la crise identitaire engendrée par cette violence s'installa durablement. Mais en se réappropriant leur agentivité, les exilé·e·s développèrent diverses stratégies identitaires pour répondre à cette crise se (re)définir collectivement. Une partie des processus mis en place passa par une réorientation du discours sur leur corps: *ex negativo* tout d'abord, en se confrontant à un corps plus étrange que le leur, celui des Amérindien·ne·s de l'*Altiplano* mais aussi en investissant un discours positif sur et par le corps. Ce discours se plaçait à l'opposé de celui dont les Juives et Juifs de langue allemande avaient été victimes en Europe et était notamment véhiculé par le Maccabi et le mouvement sioniste. En outre, la Bolivie et ses conditions extrêmes, devinrent pour certain·e·s, notamment parmi les jeunes exilé·e·s, un terrain tout aussi propice qu'il avait été difficile à l'arrivée.

La corporéité devient ainsi espace central de négociations identitaires et de (re)définition individuelle et collective au gré des violences discursives, symboliques et physiques qui lui sont imposées, par-delà les restrictions sociales et leur rapport aux frontières territoriales.

Bibliographie

- Avni, Haim. « Peru y Bolivia. Dos naciones andinas y los refugiados judíos durante la era nazi ». Dans *El genocidio antes la historia y la naturaleza humana*, édité par Carlos Escude et Beatriz Gurevich, 327–361. Buenos Aires: Grupo Edito Latinomaericano, 1994.
- Florin Platon, Alexandriu. « L'insulte par le corps dans le discours politique antisémite. Quelques exemples roumains ». Dans *L'Insulte (en) politique*, UMR CNRS 5605.

52 David Le Breton, *La sociologie du corps*, 92.

- Bensoussan, Georges. « Sionisme et « homme nouveau ». L'aventure du corps juif ». Dans *Sports, corps et sociétés de masse*, édité par Georges Bensoussan, Paul Dietschy et al., 5–14. Paris: Armand Colin, 2012.
- Benz, Wolfgang. « Der Novemberpogrom 1938 ». Dans *Die Juden in Deutschland 1933–1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft*, édité par Wolfgang Benz, 499–544. Munich: C.H. Beck, 1999.
- Benz, Wolfgang. « Die jüdische Emigration ». Dans *Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945*, édité par Claus-Dieter Krohn et al., 5–12. Darmstadt: Primus, 1998.
- Biale, David. « Zionism as an Erotic Revolution ». Dans *People of the Body. Jews and Judaism from an embodied Perspective*, édité par Howard Eilberg-Schwartz, 283–308. New York: State University of New York, 1992.
- Bieber, León. *Pugna por Influencia y Hegemonía. La rivalidad germano-estadounidense en Bolivia (1936–1946)*. Francfort: Peter Lang, 2004.
- Boyarin, Daniel. *Unheroic conduct. The rise of Heterosexuality and the invention of the Jewish Man*. Los Angeles: University of California Press, 1997.
- Brestic, Katell. *En exil sur l'Altiplano. Parcours identitaires des exilés de langue allemande en Bolivie (1933–1945)*. Paris: PSN, 2020.
- Camilleri, Carmel et al., éd. *Stratégies identitaires*. Paris: PUF, 1990.
- Dekel, Mikhail. *The Universal Jew. Masculinity, Modernity and the Zionist Moment*. Evanston: Northwestern University Press, 2010.
- Díaz Machicao, Pofirio. *Historia de Bolivia, t.3: Salamanca, la Guerra del Chaco, Tejada Sorzano, 1931–1936*, La Paz: Editorial Juventud, 1957.
- Dubar, Claude. *La crise des identités. L'interprétation d'une mutation*. Paris: PUF, 2010.
- Elias, Norbert. *Norbert Elias par lui-même*. Paris: Fayard, 2013.
- Elias, Norbert. *Die Gesellschaft der Individuen*. Berlin: Suhrkamp, 1991.
- Guedj, Jérémy. « La figure du juif efféminé: Genre, homophobie et antisémitisme dans la France des années 1930 à travers les discours d'extrême droite ». Dans *Hommes et masculinités de 1789 à nos jours*, édité par Régis Revenin, 220–235. Paris: Autrement, 2007.
- Guzman, Augusto. *Historia de Bolivia*. La Paz: Los Amigos del Libro, 1976.
- Haim, Avni. « Peru y Bolivia. Dos naciones andinas y los refugiados judíos durante la era nazi ». Dans *El genocidio antes la historia y la naturaleza humana*, édité par Carlos Escude et Beatriz Gurevich, 327–361. Buenos Aires: Grupo Edito Latinoamericano, 1994.
- Hanratty, Dennis M. et Rex A. Hudson, éd. *Bolivia: a Country Study*. Washington: Library of Congress, 1989.
- Hödl, Klaus. « Der jüdische Körper ». Dans *Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart*, édité par Wolfgang Benz, 166–191. Munich: de Gruyter Saur, 2009.
- Lorenz, Maren. *Leibhaftige Vergangenheit. Einführung in die Körpergeschichte*. Tübingen: Diskord, 2000.
- Merleau-Ponty, Maurice. *Phénoménologie de la perception*. Paris: Gallimard, 1945.
- Michaud, Eric. « Le nazisme, un régime de la citation ». *Images Re-vues*, Hors-série 1 (2008): <http://journals.openedition.org/imagesrevues/885>.
- Pohle, Walter, éd. *Der Judenpogrom 1938. Von der « Reichskristallnacht » zum Völkermord*. Francfort: Fischer Taschenbuch Verlag, 1988.

- Presner, Todd Samuel. *The Muscular Judaism. The Jewish body and the politics of regeneration*. New York: Routledge, 2007.
- Quelquejeu, Bernard. « Reconnaître les identités collectives. Un aperçu de la pensée de Paul Ricoeur ». *Diasporiques*, n° 2 (juin 2008): 52–60.
- Rudel, Christian. *La Bolivie*. Paris: Karthala, 2006.
- Schläfer, Julia. *Vermessen- gezeichnet- verlacht. Judenbilder in populären Zeitschriften 1918–1933*. Francfort/New York: Campus Verlag, 2004.
- Stern, Frank. « Wartezimmer Shanghai ». Dans *Das Exil der kleinen Leute, Das Exil der kleinen Leute. Alltagserfahrungen deutscher Juden in der Emigration*, édité par Wolfgang Benz, 109–20. Munich: C.H Beck, 1991.
- Von zur Mühlen, Patrick. *Fluchtziel Lateinamerika. Die deutsche Emigration 1933-1945: politische Aktivitäten und soziokulturelle Integration*. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft, 1988.
- Wetzel, Julianne. « Auswanderung aus Deutschland ». Dans *Die Juden in Deutschland 1933–1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft*, édité par Wolfgang Benz, 314–412. Munich: C. H. Beck, 1988.
- Wildmann, Daniel. *Der veränderbare Körper. Jüdische Turner, Männlichkeit und das Wiedergewinnen von Geschichte in Deutschland um 1900*. Londres: Leo Baeck Institute, 2009.

Sources non publiées

- Entretien avec León Bieber (fils d'exilés allemands, nés en 1944 à La Paz), Berlin, octobre 2011.
- Blumberg, Eduard. *Erlebnisse als jüdischer Arzt und Sozialist in Deutschland* [tapuscrit]. New York: Leo Baeck Institute, 1979–1984.
- Archives Wolfgang Hirsch-Weber. *Korrespondenz zu DAD*, Ibero Amerikanisches Institut, Berlin.
- Archives Erhard Löhnberg, t. 1, Institut für Zeitgeschichte, Munich.
- Facsimilés des échanges épistolaires de la famille Kalmar (Vienne), fonds privé généreusement transmis par Roberto Kalmar.
- Propp, Arthur. *Biography* [tapuscrit], New York: Leo Baeck Institute, sans date.

Sources publiées

- Faksimilie, « Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre », 15. September 1935, Stadtarchiv Nürnberg, (Faksimilie), <https://bit.ly/2E6w6YG>.

Récits de vie

Kassewitz de Vilar, Eva. *Wenn Du es noch erlebt hättest, Vater*. Kronstadt: Aldus Verlag, 2004.

Popper, Ludwig. *Bolivien für Gringos. Exil-Tagebuch eines Wiener Arztes*. Oberwart: edition lex liszt, 2005.

Spitzer, Leo. *Hotel Bolivia. Auf den Spuren der Erinnerung an eine Zuflucht vor dem Nationalsozialismus*. Vienne: Picus Verlag, 1998.

Schwarz, Egon. *Keine Zeit für Eichendorff. Chronik unfreiwilliger Wanderjahre*. Königstein: Athenäum, 1979.

Schwarz, Renata. *Von Mainz nach La Paz*. Mayence: Verein für Sozialgeschichte, 2007.

Journaux

Der Jüdische Handwerker (septembre 1938).

Jüdische Rundschau (janvier 1940).

Die Rundschau vom Illimani (décembre 1940, novembre 1941, janvier 1944, mai 1944, avril 1946).

Verschmelzung und Differenz. Post-phänomenologische Überlegungen zum Begriff sexueller Erfahrung

La contribution aborde la représentation des limites spatiales du corps en examinant les possibilités d'en faire l'expérience à travers la sexualité considérée comme une pratique corporelle et ce, suivant une perspective phénoménologique. À ce titre, l'étude porte un intérêt tout particulier à la relation entre le corps à soi et celui d'autrui lors de rencontres sexuelles. En s'appuyant sur la théorie de l'intercorporéité du phénoménologue Maurice Merleau-Ponty, il s'agit d'élaborer une théorie des relations intercorporelles permettant d'envisager l'expérience subjective dans sa dimension relationnelle, entre l'expérience de soi et l'expérience d'autrui, mais également par le biais des conditionnements sociaux.

Ausgehend von den kritischen Auseinandersetzungen mit der Phänomenologie durch Simone de Beauvoir¹, Judith Butler² und Iris Marion Young³, fanden phänomenologische Ansätze in der feministischen Theorie in den letzten Jahrzehnten eine immer größere Beachtung. Trotz ihrer vielfach als androzentristisch kritisierten Ausrichtung scheinen insbesondere die Überlegungen zu Körperlichkeit und Erfahrung von Maurice Merleau-Ponty der feministischen Theorie

-
- 1 Vor allem ihr zweibändiges Werk *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau* (Hamburg: Rowohlt, 1951 und 1968) sei hier genannt, in dem Simone de Beauvoir die spezifische Situation der Frau aus einer soziohistorischen Perspektive beschreibt. Im 2. Band »Die gelebte Erfahrung« (L'expérience vécue) betont sie die individuelle Erfahrung, das Werden und die Situation, indem sie die Nähe zu phänomenologischen Ansätzen sucht.
 - 2 In diesen beiden bekannten Aufsätzen prüft Judith Butler die Phänomenologie als Ausgangspunkt für eine feministische Beschreibung der Geschlechtszugehörigkeit: Judith Butler, »Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie«, in *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, hg. Uwe Wirth (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2002); Judith Butler, »Geschlechtsideologie und phänomenologische Beschreibung. Eine feministische Kritik an Merleau-Pontys Phänomenologie der Wahrnehmung«, in *Phänomenologie und Geschlechterdifferenz*, hg. Silvia Stoller und Helmuth Vetter (Wien: WUV-Universitätsverlag, 1997).
 - 3 In ihrem Aufsatz »Throwing like a Girl« analysiert sie das geschlechtsspezifische Wurfverhalten aus einer geschlechter- und körperbezogenen phänomenologischen Perspektive: Iris Marion Young, »Throwing like a Girl: A Phenomenology of Feminine Body Comportment Motility and Spatiality«. *Human Studies* Nr. 3 (1980).

als hilfreich für die Analyse der Geschlechtlichkeit von Körpern und geschlechtsspezifischer Erfahrungsweisen. Erfahrung und Körper waren und sind zentrale Themen sowie wichtige Ressourcen für feministische Theorie und Praxis. Ist es doch vor allem der weibliche Körper und mit ihm alles, was durch die Linse des Patriarchats als nicht-männlich gilt und der als anders, fremd, abweichend und abjekt markiert wird.⁴ Der Körper ist für feministische Positionen dabei nicht bloß ein Bereich unter anderen, sondern an ihm überschneiden sich »existenzielle, persönliche Alltagserfahrungen« und »Fragen nach den Bedingungen der kulturellen Deutung und den gesellschaftlich organisierten Praktiken der Erzeugung von Körpern und Körperbildern«.⁵

Die Schwierigkeit eines Dialogs von Phänomenologie und feministischer Theorie hat ihre je eigene und eine gemeinsame Historizität. Zum einen liegt sie in der phänomenologischen Grundannahme, das leibliche Subjekt sei ein verallgemeinertes, ein universelles. Dies verkennt die gesellschaftlichen Bedingungen, die alles Weibliche und Nicht-männliche in einer patriarchalen Gesellschaft als besonders markieren, und damit auch die Geschlechtlichkeit des Körpers und des Leibes. Zum anderen ist die Phänomenologie Teil eines Wissenschaftsdiskurses, der für feministische Theoriebildung aus politischen aber auch ökonomischen Gründen lange unzugänglich war.⁶ Zudem entstammt feministische Theorie mehr einer politischen Notwendigkeit, der Erfahrung der Unterdrückung und Abwertung entgegenzuwirken, als einem vornehmlich wissenschaftlichen Interesse.⁷ Das patriarchale Geschlechterverhältnis prägt also auch das Verhältnis zwischen Theorien. Das Projekt einer *Feministischen Phänomenologie*⁸, feministische Theorie und Phänomenologie in einen emanzipatorischen

4 Mit weiblich und nicht-männlich ist hier kein essentialistischer Bezug auf biologische Tatsachen und Werte gemeint; diese Kategorien dienen der Beschreibung von vergeschlechtlichten Strukturen und Verhaltensweisen innerhalb patriarchaler Gesellschaftsordnungen. Daher gilt das politische und gesellschaftliche Subjekt »Frau« als eine hilfreiche Bezugsgröße und Kategorie des Feminismus.

5 Elisabeth List, *Die Präsenz des Anderen. Theorie und Geschlechterpolitik* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1993), 121.

6 Ebd. 22ff.

7 Vgl. Ute Gahlings, *Phänomenologie der weiblichen Leiberfahrungen* (Freiburg/München: Verlag Karl Alber, 2016), 80 ff.

8 Verwiesen sei hier u. a. auf diese grundlegenden Arbeiten: Silvia Stoller und Helmuth Vetter, Hg., *Phänomenologie und Geschlechterdifferenz* (Wien: WUV-Universitätsverlag, 1997); Silvia Stoller, Veronica Vasterling, Linda Fisher, Hg., *Feministische Phänomenologie und Hermeneutik* (Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann, 2005); Linda Fischer und Lester Embree, Hg., *Feminist Phenomenology* (Dordrecht: Kluwer Academic Publishers, 2000); Sara Heinämaa *Toward a Phenomenology of Sexual Difference: Husserl, Merleau-Ponty, Beauvoir* (Lanham: Rowman & Littlefield, 2003); Sara Ahmed *Queer phenomenology: orientations, objects, others* (Durham: Duke University Press, 2006); Hilge Landweer und Isabella Marcinski, Hg., *Dem Erleben auf der Spur. Feminismus und die Philosophie des Leibes* (Bielefeld: transcript Verlag, 2016).

Dialog zu bringen, ist dabei also ein relativ junges und vor dem Hintergrund einer patriarchal-kapitalistischen Gesellschaft kein leichtes Unterfangen. Folgende Überlegungen verstehen sich in der Linie dieses Dialogs und schließen an den feministischen Erfahrungsdiskurs an, indem sie einen Beitrag für einen postphänomenologischen Sexualitätsdiskurs durch eine Annäherung an einen Begriff der »sexuellen Erfahrung« anstreben.

Erfahrung als Kategorie der Sexualität

Mit dem Begriff der Erfahrung lässt sich auf erkenntnistheoretischer Ebene zum einen ein aktiver Moment der Aneignung von Wissen oder Fertigkeiten beschreiben. Jemand sammelt Erfahrungen und besitzt demnach eine gewisse Erfahrungheit. Ihr liegt aber auch ein passiver Moment zugrunde: Erfahrung als etwas, das einem widerfährt und auch, das man erleidet. Beide Dimensionen fokussieren auf der subjektiven Erfahrung als Produkt eines Prozesses. Erfahrung hat aber selbst auch einen prozesshaften Charakter als Erfahrung, die ein Subjekt im Laufe seines Lebens macht, die es verändert und an die es sich erinnert, und auch jene bereits gemachten Erfahrungen Anderer, auf die es, wenn auch vermittelt, zurückgreifen kann. Vor allem das Verhältnis von subjektiver Alltagserfahrung und der Erfahrung als Teil einer gemeinsamen gesellschaftlichen Erfahrung war und ist für die feministische Auseinandersetzung von wesentlicher Bedeutung. Die subjektive Erfahrung als Ausgangspunkt der Analyse gesellschaftlicher Verhältnisse zu wählen, scheint zunächst logisch, da das individuelle Erleben sich als unmittelbares für das Subjekt spürbar macht. Dazu kommt, dass das historische weibliche Subjekt vom wissenschaftlichen Wissen über den eigenen Körper lange Zeit ausgeschlossen war, weshalb der Rekurs auf die persönliche Erfahrung als Quelle von Wissen eine besondere Bedeutung bekam.⁹ Erfahrung kann sich auch auf die Erfahrung eines Anderen insofern beziehen, dass Subjekte miteinander in Austausch und Beziehung treten. Damit ist auch die Möglichkeit der Wahrnehmung von Erfahrungen Anderer gemeint.

Für den Begriff der Erfahrung im Feld der Sexualität ist der Körper darin ein unausweichlicher Bezugspunkt. »Das Sexuelle ist wohl derjenige Bereich unseres Sozialverhaltens, in dem die Handlungsqualität des Körpers am stärksten aus-

9 Vgl. Barbara Duden, *Geschichte unter der Haut: Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*. Stuttgart: Klett-Cotta, 1991 [1987]; Vgl. Katharina Lux, »Selbsterfahrung und Kritik – Zur Geschichte feministischen Bewusstseins in der autonomen Frauenbewegung der 1970er Jahre«, in *Gender – Wissen – Vermittlung. Geschlechterwissen im Kontext von Bildungsinstitutionen und sozialen Bewegungen*, hg. Klemens Ketelhut und Dayana Lau (Wiesbaden: VS Springer, 2019).

geprägt ist.«¹⁰ Verstehen wir Sexualität als soziale körperliche Praxis, geht es besonders um die körperliche Erfahrbarkeit der Beziehungen zueinander. Das sexuelle Erleben scheint dabei zunächst als eigenleibliches Spüren, als individuell und unmittelbar. Diese als authentisch wahrgenommene Körpererfahrung trägt zu einer Art Leichtigkeit im Handeln bei, in dem nicht jede Bewegung reflektiert wird, und das durch Übung und Wiederholung mühelos erscheint.

Dass der Mensch kein ahistorisches Wesen ist, sondern als Subjekt immer bereits in einem gesellschaftlich verfassten Kontext existiert, schließt allerdings ein, dass auch die subjektiven Erfahrungen immer schon geschichtlich und sozial geprägt sind. Dies eint die Herangehensweisen der Phänomenologie und des Poststrukturalismus: Erfahrung ist nie losgelöst von Interpretation.¹¹ Aufbauend auf Foucault wird hier Sexualität als Erfahrung verstanden, die in einer Kultur aus der Korrelation »zwischen Wissensbereichen, Normativitätstypen und Subjektformen besteht«.¹² Jene Leichtigkeit im Handeln kann demnach auch je nach gesellschaftlichem Gefüge auf subjektiver Ebene als Hemmung erscheinen. Oder, wie Merleau-Ponty schreibt, ist die sexuelle Erfahrung »ein jedermann und zu jeder Zeit zugängliches Zeugnis der Bedingung des Menschsein in seinen allgemeinsten Momenten der Autonomie und der Abhängigkeit«.¹³

Doch sind im Moment der Autonomie und Abhängigkeit die Bedingungen selbst keine allgemeinen: »Die sexuelle Praxis von Frauen ist demnach vergleichsweise selten von durchweg positiven Erfahrungen getragen.«¹⁴ Sexualität, betrachtet als gesellschaftliches Verhältnis, als Zurichtungsformen innerhalb der vorherrschenden heterosexuellen Zweigeschlechtlichkeit und damit als Praxis der Beziehung zueinander, stellt die Frage nach den Erlebnisformen und damit nach dem Begriff der sexuellen Erfahrung in Bezug auf ihre geschlechtsspezifische Dimension.

Wie der Körper ist auch die subjektive Struktur des Leibes immer schon sozial und politisch zu denken, also in Bezugnahme auf die ihn umgebende Welt und damit auch auf den Anderen. Zum Leib gehört »der Außenbezug, der Bezug auf Anderes, auf Dinge oder andere Lebewesen«, denn er ist in der Lage »mich in eine Fremdheit mir selbst gegenüber [zu] versetzen«.¹⁵ Denn im Verhältnis zum Gegenüber erkennt sich das Subjekt als different. Es braucht also, um sich selbst zu

10 Rüdiger Lautmann, *Soziologie der Sexualität. Erotischer Körper, intimes Handeln und Sexualkultur* (Weinheim/München: Juventa Verlag, 2002), 28.

11 Vgl. Stoller, *Existenz – Differenz – Konstruktion*, 124ff.

12 Michel Foucault, *Der Gebrauch der Lüste – Sexualität und Wahrheit 2* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1989), 10.

13 Maurice Merleau-Ponty, *Phänomenologie der Wahrnehmung* (Berlin: de Gruyter, 1974 [1965]), 200.

14 Gahlings, *Phänomenologie der weiblichen Leiberfahrungen*, 625.

15 Bernhard Waldenfels, *Das leibliche Selbst – Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2016 [2000]), 12.

erfahren, ein Gegenüber. Mit Hilfe dieser phänomenologischen Überlegungen soll hier ein Begriff von sexueller Erfahrung in praxistheoretischer Hinsicht entworfen werden, der auch das Gegenüber im subjektiven Erleben derart einschließt, dass es nicht bloß anwesend, sondern an der Konstitution des anderen Subjektes beteiligt ist.

An die Ergebnisse der feministischen Phänomenologie anschließend, soll im Folgenden für das sexuelle Erleben dem Begriff der sexuellen Erfahrung nachgespürt werden: Wie ist die leibliche Präsenz des Gegenübers in Situationen gemeinsam geteilter sexueller Praxis mit den vergeschlechtlichten Subjekten verwoben?

Zunächst wird die Bezugnahme des Subjekts auf seine Umwelt anhand von phänomenologischen Überlegungen von Bernhard Waldenfels und Merleau-Ponty dargestellt, deren Herangehensweisen schon mehrfach von feministischen Philosophinnen aufgegriffen wurden, da beide Geschlechtlichkeit als phänomenologische Größe betrachten. Vor allem eine Figur, von Merleau-Ponty entwickelt und von Waldenfels aufgegriffen, soll hier im Fokus stehen: die Zwischenleiblichkeit. Mit ihr lässt sich die Sphäre zwischen Eigenem und Anderem beschreiben, und das, was aus dieser Begegnung entsteht: Eine »Verflechtung« eigenen und fremden Verhaltens, die sich zu einer ›Zwischenleiblichkeit‹ ausformt.¹⁶

Daran anschließend wird diese Bezugnahme hinsichtlich ihrer geschlechtlichen Dimension aus der Kritik durch Iris Marion Young nachgezeichnet und rückbezogen auf die Figur der Zwischenleiblichkeit von Merleau-Ponty, um die Präsenz des Gegenübers und seine Beteiligung an der Konstitution des Subjekts im Erleben einzuschließen. An diese Verbindung anknüpfend soll mit den postphänomenologischen Ansätzen von Johanna Oksala und Maren Wehrle ein Vorschlag für einen leibphänomenologischen Begriff sexueller Erfahrung formuliert werden.

Das leibphänomenologische Verhältnis von »Innen« und »Außen«

Die deutsche Sprache bietet eine von der Phänomenologie aufgegriffene begriffliche Differenzierung von Körper und Leib, die den Begriff der sexuellen Erfahrung phänomenologisch zu schärfen vermag.¹⁷ Der phänomenologische Begriff des Leibes setzt auf der Ebene des Spürens und sich Empfindens ein, während der Körper ein sicht- und formbarer ist. Diese Unterscheidung kann nur

16 Bernhard Waldenfels, *Der Stachel des Fremden* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2013 [1990]), 53.

17 Im Französischen gibt es diesen sprachlichen Unterschied nicht. Maurice Merleau-Ponty hat für diese Differenzierung die Begriffe *corps propre* (Leib) und *corps objectif* (Körper) geprägt.

eine analytische sein, da Körper und Leib nie getrennt voneinander existieren und eine eindeutige Trennlinie nicht gezogen werden kann.

Die Leibphänomenologie als Philosophie der leiblichen Wahrnehmung, vor allem durch Merleau-Ponty, Waldenfels und Hermann Schmitz entwickelt, greift mit dem Begriff des Leibes diese Unterscheidung als analytische auf, betont darin aber etwas anderes als seine bloß sinnliche Wahrnehmung. Der Leib wird selbst als eine Art Wahrnehmungsorgan gesehen, als eine Art und Weise des Weltbezugs, wie sie Merleau-Ponty in seiner »Phänomenologie der Wahrnehmung« (1966) als Theorie der leiblichen Erfahrung der Welt grundlegend etabliert. Der Leibbegriff ermöglicht eine Perspektive auf den Körper, die diesen als *erfahrenden* und *erfahrbaren* zugleich sieht. Der Leib ist darin unsere »Verankerung in der Welt«¹⁸, der ein Grundphänomen darstellt, »das an der Konstitution anderer Phänomene immerzu beteiligt ist.«¹⁹ Er ist zwar immer anwesend als Teil unserer Wahrnehmung, lässt sich aber selbst nie vollständig wahrnehmen. Dabei bleibt er uns immer ein Stück weit fremd oder anonym.²⁰

Der menschliche Körper, betrachten wir ihn zunächst als Objekt unter anderen Objekten, unterscheidet sich von diesen dadurch, dass er eine Leiblichkeit besitzt. Diese Differenzierung ist aus Perspektive der Phänomenologie nur über die Erfahrungsfähigkeit des Leibes möglich. An dem viel zitierten Beispiel des Blindenstocks von Merleau-Ponty zeigt sich das Verhältnis des Körpers zu den ihn umgebenden Objekten.²¹ Der Blindenstock bleibt für die blinde Person kein ihr äußerliches Objekt. Er ist nicht nur Vermittler zwischen ihr und der Welt, sondern wird zu einer Art Erweiterung ihres eigenen Körpers, indem sie den Stock selbst nicht mehr als diesen wahrnimmt, sondern mit und über ihn den ihn umgebenden Raum und damit die Welt erfährt. Er ist Teil der gesamten Empfindung, ein Instrument, mit welchem die blinde Person wahrnimmt.

Der Körper ist in seiner Ausdehnung räumlich begrenzt; er endet quasi an der Haut als ihn um- und abschließende Hülle. Doch der Leib vermag diese Grenze zu überschreiten. Er überschreitet damit die Grenze, die in der klassischen Phänomenologie zwischen dem innerlichen Spüren und dem Körper als dem äußerlich wahrnehmbaren verläuft.²² Doch kann auch diese Grenze nur eine analytische sein. Denn Körper und Leib sind dabei nie völlig getrennt voneinander, zugleich fallen sie aber auch nicht in eins. Dies zeigt sich in der Diskrepanzerfahrung zwischen dem leiblichen Erleben, dem Spüren und Fühlen und der Reflexion dieser Empfindungen.

18 Merleau-Ponty, *Phänomenologie der Wahrnehmung*, 174.

19 Waldenfels, *Das leibliche Selbst*, 9.

20 Ebd. 285.

21 Vgl. Maurice Merleau-Ponty, *Das Sichtbare und das Unsichtbare* (München: Wilhelm Fink Verlag, 1994 [1986]), 182.

22 Waldenfels, *Das leibliche Selbst*, 268.

Der Körper bildet zum einen die Grenze zu seiner Umwelt, grenzt sich durch seine Räumlichkeit von ihr ab. Doch tritt er nicht autonom, von allem unabhängig in die Welt und erfährt diese als etwas ihm schlicht Äußerliches. Der Körper steht vielmehr mit der ihn umgebenden Welt in einem immerwährenden Austausch- und Stoffwechselprozess, ist als Medium stets mit ihr verbunden. Die räumliche Begrenztheit des Körpers, seine Enge, wird zugleich von der scheinbar schier unendlichen Weite des Leibes, als dessen räumliche Struktur, bestimmt. Dieses Verhältnis bestimmt die eigene Körpererfahrung als spürbares leibliches Befinden zwischen den Polen der Enge und Weite.²³ Doch auch der Leib ist Medium. Die Art und Weise, wie er uns als Medium gegeben ist, ist unter anderem bestimmt durch das Verhältnis des Körpers zu seiner Umwelt, was auch den Leib zur Grenze werden lässt.²⁴ Darin hat der Leib eine wesentliche Funktion inne, nämlich die Fähigkeit zur Selbstreflexion.

Waldenfels, dessen Arbeiten sich insbesondere an Merleau-Ponty orientieren, nimmt drei Dimensionen des Leibes an: das Selbst, das Fremde und die Welt.²⁵ Für die Untersuchung der Subjektkonstitution und dem darin enthaltenen Subjekt-Objekt-Verhältnis ist diese Differenzierung von großer Wichtigkeit. Das entscheidend Neue in diesem leibphänomenologischen Ansatz ist dabei, dass die Erfahrungsweisen nicht »beim Subjekt, sondern im Fremden ihren Anfang [haben]«.²⁶

Sich selbst zu erfahren, bedeutet dabei, sich nicht nur subjektiv zu erfahren, sondern sich dabei selbst als objektiv zu erkennen. Das Subjekt erkennt sich selbst als erfahrendes und erfahrbares zugleich, was Merleau-Pontys Beispiel der Berührung der eigenen Hand verdeutlicht:

»Auch meine linke Hand beginnt meine rechte Hand zu empfinden, das Ding verändert sich, es wird Leib, es empfindet. (...) Ich berühre mich also berührend, mein Leib vollzieht eine Art Reflexion.«²⁷

23 Robert Gugutzer, »Leibliches Verstehen. Zur sozialen Relevanz des Spürens«, in *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München*, hg. Karl-Siebert Rehberg (Frankfurt a.M.: Campus Verlag, 2016), 4538. Für eine genauere Beschreibung der leibphänomenologischen Kategorien der Enge und Weite vgl. Hermann Schmitz, *Leib und Gefühl. Materialien zu einer philosophischen Therapeutik* (Paderborn: Junfermann, 1992).

24 Maren Wehrle, »Medium und Grenze – Der Leib als Kategorie der Intersubjektivität. Phänomenologie und Anthropologie im Dialog«, in *Grenzen der Empathie. Philosophische, psychologische und anthropologische Perspektiven*, hg. Thiemo Breyer (Paderborn: Wilhelm Fink, 2013), 12.

25 Waldenfels, *Das leibliche Selbst*, 11.

26 Jörg Sternagel, »Bernhard Waldenfels. Responsivität des Leibes«, in *Leiblichkeit. Geschichte und Aktualität eines Konzepts*, hg. Emmanuel Alloa, Thomas Bedorf, Christian Grüny und Tobias Nikolaus Klass (Tübingen: Mohr Siebeck, 2012), 121.

27 Maurice Merleau-Ponty, »Der Philosoph und sein Schatten«, in *Zeichen*, hg. ders. (Hamburg: Felix Meiner Verlag, 1959), 243.

Diese Reflexion stellt eine besondere Form der leiblichen (Selbst-)Wahrnehmung dar, indem der Leib sich als Objekt und Subjekt zugleich empfindet. Durch die stetige Wechselbeziehung zwischen Leib und Körper sind beide Erfahrungen, die des Berührt-werdens und die des Berührens, jedoch nicht gleichzeitig präsent. Vielmehr scheint in dieser Gleichzeitigkeit des Körperleibes als eine Art Subjekt-Objekt auch eine Ungleichzeitigkeit anwesend zu sein. Es »stehen sich also nicht mehr Subjekt und Objekt diskret gegenüber, sondern *im Leiblichen* lassen sich subjektive und objektive Formen erkennen.«²⁸

In dieser spezifischen Leiberfahrung des Selbstseins zum einen und des Fremdseins zum anderen zeigt sich die Fähigkeit, den eigenen Körper als etwas wahrzunehmen, das nicht zugleich im Selbst vollständig aufgeht. Darin scheint die Möglichkeit zur Antizipation dessen auf, wie ein anderes leibliches Subjekt mich erfahren, als auch wie ich eine andere Person erfahren würde. Eigenes und Fremdes sind in solcher Weise verflochten, dass der Einzelne nicht bloßes Teil des Ganzen ist, sondern sein Eigenes sich vom Fremden abhebt.²⁹ Das Fremde erweist sich daher als bedeutsam für das Verständnis leiblicher Erfahrung.³⁰

Inmitten von Eigenem und Anderem

Wie ist nun die Konstitution des Selbst durch die Anwesenheit des Anderen zu begreifen? »Durch meinen Leib verstehe ich den Anderen, so wie ich auch durch meinen Leib die ›Dinge‹ wahrnehme.«³¹ Doch ist diese leibliche Wahrnehmung zugleich geprägt von historisch-kulturellem Wissen, Alltags- und Erfahrungswissen. Oder umgedreht: Über den Leib existiert eine mit anderen geteilte Welt. Woraus nun ein gemeinsamer Weltbezug bestehen kann, das heißt, wie ein gemeinsames Beziehen auf die Dinge in der Welt geschieht, sieht Waldenfels mit der Verschränkung von Fremd- und Selbstbezug beantwortet.³² Er eröffnet mit Merleau-Ponty eine intersubjektive Lesart der Leibphänomenologie, nach der die Erfahrung nicht nur der konkreten Situation implizit ist, sondern immer auch eine Beziehung zu anderen Subjekten beinhaltet. Indem es in einem Verhältnis zur Welt und zu Anderen steht, ist das Subjekt bereits Teil einer grundlegenden Intersubjektivität. Doch trotz dieser gemeinsamen Welt bleibt der Leib des Anderen uns in gewisser Weise fremd oder unfassbar. Es gibt daher keine unmit-

28 Thomas Bedorf, »Leibliche Praxis. Zum Körperbegriff der Praxistheorien«, in *Praxis denken: Konzepte und Kritik*, hg. Volker Schürmann und Jörg Volbers (Wiesbaden: Springer VS, 2015), 141.

29 Vgl. Waldenfels, *Das leibliche Selbst*, 287.

30 Vgl. Sternagel, »Bernhard Waldenfels. Responsivität des Leibes«, 120.

31 Merleau-Ponty, *Phänomenologie der Wahrnehmung*, 220.

32 Waldenfels, *Das leibliche Selbst*, 265ff.

telbare Leiberfahrung, und auch ist »das Subjekt durch den Leib aus der unmittelbaren Gegenwart des Anderen ausgeschlossen.«³³

In der Beziehung zwischen den Subjekten, von Ich und Anderem, beleuchtet Merleau-Ponty statt eines Gegenübers den Raum des Dazwischen. Um die gemeinsame Verflechtung gegenüber einzelnen subjektiven Akten zu betonen, spricht er von »intercorporité« – was Waldenfels mit »Zwischenleiblichkeit« übersetzt – und meint damit die Einbettung und Verschränktheit der Beziehung zwischen zwei Subjekten, zwischen Eigenleib und Fremdleib. Es handelt sich dabei um die Erfahrung von Beziehung. Diese gestaltet sich derart, dass die Leiblichkeit intersubjektiv ineinander übergreift und nicht additiv aus verschiedenen Subjekten zusammengesetzt ist.³⁴ Der Leib des Anderen ist immer schon da, das Ich lebt immer im Blickfeld des Anderen, und beide sind in ein Gefüge von Normen und Werten ihrer Gesellschaft eingebettet.³⁵ Der Raum der Zwischenleiblichkeit bezeichnet jene Sphäre, in der sich Eigenes und Fremdes auf eine bestimmte Art verflechten, so dass der Andere immer schon in das Subjekt eingelassen ist. Zugleich wird das Eigene des Einzelnen sich immer vom Fremden abheben. Ich erfahre den Anderen zunächst als Objekt, als das, was er durch seinen Körper ausdrückt. Die Wirkung dessen ist zuallererst ein präreflexiver körperlicher Eindruck bei mir selbst. Grundlage dieses Austauschs ist eine zwischenleibliche Resonanz, in der die eigenleibliche Resonanz des Anderen erkennbar wird und in ihm wiederum eine Resonanz auslöst.³⁶ Über den Leib ist eine Selbstobjektivierung des eigenen Körpers möglich, sich also selbst aus der drittpersonalen Perspektive zu sehen, zugleich aber auch im Anderen ein Subjekt mit eben jenen Fähigkeiten zu erkennen.

So liegt in der Selbsterfahrungsfähigkeit des eigenen Leibes bereits die Möglichkeit zur Fremderfahrung des eigenen Leibes und auch des Leibes des Anderen. Durch die Interaktion von Körpern tritt nun auch deren Leiblichkeit auf eine spezifische Art in Beziehung. Waldenfels beschreibt die Zwischenleiblichkeit als ein »Zwischengeschehen, zwischen mir und Anderen.«³⁷ Dieses Beziehungsgeflecht zwischen den Subjekten charakterisiert sich durch eine besondere Form des leiblichen Verstehens:

»Es ist mein Leib, der den Leib des Anderen wahrnimmt, und er findet in ihm so etwas wie eine wunderbare Fortsetzung seiner eigenen Intentionen, eine vertraute Weise des Umgangs mit der Welt.«³⁸

33 Bedorf, »Leibliche Praxis«, 142f.

34 Waldenfels, *Das leibliche Selbst*, 293.

35 Sternagel, »Bernhard Waldenfels. Responsivität des Leibes«, 122.

36 Vgl. Thomas Fuchs, *Leib, Raum, Person: Entwurf einer phänomenologischen Anthropologie* (Stuttgart: Klett-Cotta, 2000), 246; vgl. Waldenfels, *Das leibliche Selbst*, 370.

37 Waldenfels, *Das leibliche Selbst*, 288.

38 Merleau-Ponty, *Phänomenologie der Wahrnehmung*, 405.

Dem bewussten Denken stellt er eine Dimension der Zwischenleiblichkeit voran, über die das Verstehen der eigenen Leiblichkeit und das Verstehen des Anderen innerhalb leiblicher Interaktion möglich sind. Die Körper verstehen einander, ohne dass das Geschehen zwischen zwei Leibern expliziert werden muss oder kann.

»So ist der Leib beispielsweise in der Lage, die Intentionen eines anderen Leibes wahrzunehmen, was sich in unwillkürlichen Mitbewegungen oder auch in Konterbewegungen zeigen kann, ohne dass dabei das Bewusstsein eingeschaltet werden müsste: Der Leib reagiert auf den Leib des Anderen über seine eigenen Kanäle.«³⁹

Diese wechselseitige Wahrnehmung in der leiblichen Interaktion »geht vom leiblichen Selbst auf das Feld und im Gegensinne zu ihm zurück«.⁴⁰ Das Beispiel des Berührens der eigenen Hände erweitert Merleau-Ponty auf die Tasterfahrung bei einem Händedruck zwischen zwei Personen. Durch die Selbstreflexion des Leibes, der sich als berührend und berührbar erkennt, entsteht ein Wissen oder eine Ahnung von eben jener Selbstreflexion des Gegenübers, das damit nicht mehr bloß ein Gegenüber ist: Auch wenn es die eigene Hand ist, die eine fremde Hand berührt, die Hände zu verschiedenen Körpern gehören, sind sie auf der Ebene der Leiblichkeit »die Hände eines einzigen Leibes«.⁴¹ Damit ist der Leib nicht mehr bloß Medium. Durch die Begegnung zweier Leiber,

»bildet sich zwischen ihnen ein Kräftefeld der Interaktion: In diesem findet unmittelbar ein gegenseitiges Abtasten, ein wechselseitiges Aufeinanderabstimmen, eine regelrechte Synchronisation statt«.⁴²

Diese Synchronisation ist aber keine Verschmelzungsfigur in dem Sinne, dass die Autonomie und Alterität des Subjekts darin verschwindet. Die Verschmelzungsform betrifft das Subjekt vielmehr auf der Ebene der Möglichkeit zu Veränderung und des Wandels. Der Fokus liegt auf dem Dazwischen, in der intersubjektiven Situation zwischen den Subjekten. In jenem als prozesshaft verstandenen Moment erfahren sich beide Subjekte als objekthaft, also auch das jeweilige andere Subjekt. Waldenfels sieht darin die Notwendigkeit der Fremdheit und der Spaltung innerhalb dieses Einverleibungsprozesses: »Das Individuum entstammt immer einem Differenzierungsgeschehen, es entsteht – wie Merleau-Ponty es mit strukturalen Begriffen sagt – durch Abweichung in einem Feld.«⁴³ Der Körper wird in den Prozessen der Einverleibung von Welt dahin-

39 Anke Abraham, *Der Körper im biographischen Kontext*. (Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2002), 191.

40 Gesa Lindemann, *Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl* (Wiesbaden: VS Verlag, 2011), 45.

41 Merleau-Ponty, »Der Philosoph und sein Schatten«, 246.

42 Wehrle, »Medium und Grenze«, 12.

43 Waldenfels, *Das leibliche Selbst*, 287.

gehend erweitert, dass er zum Erzeuger neuer Prozesse wird. »Die Unbestimmbarkeit des Körperleibs ist so gesehen dauernder Generator gesellschaftlicher Konstitution.«⁴⁴ Dabei geht es nicht nur um Eigenschaften des Leibes, sondern vor allem um die Situation, in der der Leib existiert. Das Sich-Empfinden hat also seinen Ausgang in der Welt und damit im Anderen, in der Beziehung zum Fremden. »Selbsterfahrung ist damit immer auch Differenzerfahrung, das heißt Gesellschaft ist immer bereits in der Erfahrung enthalten.«⁴⁵ Dieser wechselseitige Einverleibungsprozess ist wiederum konstitutiv für die Welt, in der die Subjekte sind. In diesem leibphänomenologischen Verständnis des Subjekt-Welt-Verhältnisses gibt es demnach keine unmittelbare, als unabhängig von gesellschaftlicher Prägung gedachte Leiberfahrung. Die Welt, in der die Körper existieren, ist immer bereits da, ist aber darin nicht starr, sondern formbar.

Das Problem der Selbstobjektivierung

Die Sexualität kann dabei als eine besondere Situation, in der der Leib ist, gefasst werden. Ist es doch die patriarchale Ordnung, die grundsätzlich wandelbar, aber dennoch zunächst die Situation ist, in der sich die Subjekte wiederfinden. Dies hat eine besondere Wirkung auf die Wahrnehmung: des eigenen und des fremden Körpers:

»An essential part of the situation of being a woman is that of living the ever present possibility that one will be gazed upon as a mere body, as shape and flesh that presents itself as the potential object of another subject's intentions and manipulations, rather than as a living manifestation of action and intention.«⁴⁶

Der leibphänomenologische Gedanke des durch den Anderen Objektiviertseins und -werdens ist für die feministische Theorie bei weitem kein neuer. Ist es doch Teil der patriarchalen Unterdrückungsstrukturen, die den weiblichen und nicht-männlichen Körper als das Fremde schlechthin markieren und ihn so als Objektkörper konstituieren und der qua der Verinnerlichung dieser Objektivierung als Selbstobjektivierung in Erscheinung tritt. Zur Frau wird man »durch die gelebte Erfahrung, die von der Situation geprägt ist, in einer patriarchalen Gesellschaft zu leben«.⁴⁷ Young beschreibt in ihrem sehr bekannt gewordenen Aufsatz »Throwing like a Girl« (1980), dass die entlang der Achse der Geschlechtlichkeit divergenten körperlichen Verhaltensweisen des Werfens – Jun-

44 Wolfram Fischer, »Körper und Zwischenleiblichkeit als Quelle und Produkt von Sozialität«, *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung (ZBBS)*, Heft 1 (2003), 10.

45 Bedorf, »Leibliche Praxis«, 142f.

46 Young, »Throwing like a Girl«, 154.

47 Landweer und Marcinski, »Feministische Phänomenologie: Leib und Erfahrung«, 11.

gen werfen mit vollem Körpereinsatz, während Mädchen verhaltener agieren – nicht a priori durch die anatomischen Tatsachen des Körpers bestimmt sind. Vielmehr ist es die Erfahrung des gesellschaftlichen Zugriffs auf den Körper und das damit zusammenhängende unterschiedliche Verständnis von Körperverhalten, durch die das Subjekt seinen Leib auf geschlechtsspezifische Art erlebt. Das leibphänomenologische Begriffsinventar aufgreifend und zugleich damit Merleau-Pontys Leibtheorie um die Dimension geschlechtlicher Erfahrungsweisen erweiternd, beschreibt Young in diesem Artikel drei widersprüchliche Formen der weiblichen körperlichen Existenz: *ambige Transzendenz*, *gehemmte Intentionalität* und *diskontinuierliche Einheit*.⁴⁸ Während Merleau-Ponty die Fähigkeit des Leibes, »die Welt als Feld der Möglichkeiten« zu eröffnen, als allgemeine beschreibt, ist die besondere Weise der Bezugnahme auf die Welt, die weibliche körperliche Existenz, mit einer Schließung verbunden.⁴⁹ Mit der gehemmten Intentionalität verbindet Young jenen Moment, in dem sich der Leib auf ein mögliches Ziel in der Welt hin ausrichtet und zugleich sich dieses Ziel als unmöglich erweist. Während sich die weibliche körperliche Existenz also als Transzendenz zur Welt hin öffnet, ist sie zugleich eine ambige Transzendenz, die im Moment des Offenseins für mögliche Erfahrungen zugleich eine auf sich selbst gerichtete Immanenz ist. »Gemeint ist damit, dass der weibliche Körper sich nicht als Ganzer zur Welt hin öffnet, sondern immer nur partiell auf diese gerichtet ist.«⁵⁰ Die weibliche körperliche Existenz befindet sich also in einer diskontinuierlichen Einheit, in der das »leibliche Zur-Welt-Sein« und das »körperliche Verhaftetsein« auseinandertreten.⁵¹ Der Möglichkeitsraum des Leibes wird durch diese Hemmung nur teilweise ausgeschöpft.

»Der weibliche Organismus (...) scheint von einer Spaltung durchzogen zu sein: Während sich ein Teil von ihm auf die Welt hin orientiert, bleibt ein anderer Teil auf sich selbst gerichtet.«⁵²

Das führt dazu, dass die weibliche körperliche Existenz eine selbstbezogene ist, in der Frauen sich selbst eher als das Objekt einer Bewegung sehen und weniger als der Ursprung dieser.⁵³ Mit Merleau-Ponty betrachtet, ist die eigene Subjektivität mit der Erfahrung Anderer und mit der Erfahrung, im Blickfeld des Anderen zu sein, verbunden. Mit Young kann nun gesagt werden, dass für die weibliche

48 Young, »Throwing like a Girl«, 148.

49 Steffen Hermann, »Politik der Leiblichkeit. Von Maurice Merleau-Ponty zu Iris Marion Young und Judith Butler«, in *Leib – Körper – Politik. Untersuchungen zur Leiblichkeit des Politischen*, hg. Thomas Bedorf und Tobias Nikolaus Klass (Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2015), 71.

50 Ebd.

51 Ebd.

52 Ebd.

53 Young, »Throwing like a Girl«, 148.

körperliche Existenz die Art und Weise der Objektivierung durch Andere, nämlich die patriarchale, mit einer Selbstobjektivierung verbunden ist, als Verinnerlichung dieser Außenperspektive. Der eigene Körper erscheint für das Subjekt als Objektkörper.⁵⁴ Diese leibliche Gehemtheit und räumliche Selbstbegrenzung der weiblichen körperlichen Existenz muss also als Ausdruck von verschiedenen vergeschlechtlichenden Praktiken verstanden werden.⁵⁵ Es ist also zwar der Körper, mit welchem die Subjekte Erfahrungen machen, doch sind nicht anatomische Tatsachen die Quelle jeder Erfahrung. Um nicht in eine essentialisierte Form geschlechtlicher Erfahrungen zu verfallen und sie so als immanent zu manifestieren, scheint es also notwendig, die Bedingungen von Erfahrungen aufzuzeigen, die sie in geschlechtsspezifischer Weise strukturieren.

Mit der leibphänomenologischen Unterscheidung von Körper und Leib als analytische ist eine Möglichkeit gegeben, die eigene Erfahrung, das unmittelbar Gespürte des eigenen Leibes, im Verhältnis zu diskursiven Strukturen und gesellschaftlicher Vermittlung zu betrachten. Insbesondere dient dies dazu, die Kategorie Geschlecht, die in der phänomenologischen Tradition zumeist abwesend bleibt, auf der Ebene des körperlichen Erlebens und des leiblichen Spürens erfassen zu können. Wie mit Young gezeigt, scheinen im Bereich der Sexualität Körper und Leib geeignete Analysebegriffe zu sein, um sich der Diskrepanz zwischen gesellschaftlichem Zugriff auf den Körper und der leiblichen Erfahrung selbst anzunehmen und damit den Einfluss von überindividuellen Faktoren auf die subjektive Erfahrung zu beschreiben.

Begehren und Begehrtwerden: Sexuelle Erfahrung der Zwischenleiblichkeit

Im Anschluss an die Ausführungen Youngs stellt sich nun die Frage danach, wie subjektive Leiberfahrungen in Situationen zu fassen sind, in denen »mindestens zwei Leiber in mehr oder weniger innige körperliche Nähe und Berührung kommen«. ⁵⁶ Die Frage in diesem Zusammenhang, die bereits eingangs formuliert wurde, lautet: Wie ist nun die leibliche Präsenz des Gegenübers in Situationen gemeinsam geteilter sexueller Praxis mit den vergeschlechtlichten Subjekten verwoben? Wie mit dem leibphänomenologischen Theorem der Zwischenleiblichkeit gezeigt, nimmt die Gegenwart des jeweils anderen einen wesentlichen Platz in der wechselseitigen Konstitution der Subjekte ein und eröffnet zugleich

54 Vgl. ebd. 154.

55 Dieses Körperverständnis teilte auch Judith Butler in ihrer Auseinandersetzung mit der Leibphänomenologie Merleau-Pontys; vgl. Butler, »Performative Akte«, 303 ff.

56 Gahlings, *Phänomenologie der weiblichen Leiberfahrungen*, 205.

das Feld des körperlich-leiblichen Miteinanders. »In meiner Beziehung zu anderen habe ich immer auch eine Beziehung zu mir selbst; meine Beziehung zu mir selbst hat Einfluss auf meine Beziehung zu anderen.«⁵⁷

Dabei geht es nicht um bloße Interaktion der Handelnden. Mit der zwischenleiblichen Perspektive ist es daher möglich, das Geschehen zwischen zwei Körpern als etwas zu betrachten, das mehr ist als eine bloße intersubjektive Beziehungsform. Denn zwischen dem Eigenen und dem Fremden lässt sich keine exakte Grenze ziehen. In der romantischen Beschreibung von Sex als dem »Verschmelzen von Körpern« drückt sich dieser Gedanke der gegenseitigen Einverleibung aus, als einem gemeinsamen sexuellen Erleben, das alles Umgebende ausblendet und die Welt um sich herum vergessen macht. Diese Ausdrücke verweisen auf die besondere Verbundenheit der Leiber, auf ein leibliches Miteinander, das die jeweiligen Körper auf eine Art übersteigt. Doch kann diese Verschmelzungsfigur nicht absolut gedacht sein: Wäre nicht nur eine tatsächliche Verschmelzung von Körpern abseits dieses alltags sprachlichen Sinns schlicht tödlich, sie würde auch das Ende der Alterität und damit der Subjektivität selbst bedeuten. Im Moment der körperlichen Verschlungenheit sind die Subjekte weder absolut getrennt voneinander, noch sind sie miteinander identisch. Wie am Beispiel des Berührens der eigenen und der Hand des Anderen gezeigt, liegt die Differenz zwischen ihnen bereits in den Subjekten, in Körper und Leib, selbst begründet. Waldenfels fasst in diesem Zusammenhang das Erfahrungsgeschehen als »Zusammenwirken mit Fremdem«.⁵⁸ Am Anfang steht daher »weder eine Trennung von Eigenem und Fremdem« noch »eine pure Verschmelzung, sondern daß Erfahrung einen Prozeß bedeutet, in dem Eigenes und Fremdes, Eigenartiges und Fremdartiges *durch Differenzierung* entstehen«.⁵⁹

Für eine leibphänomenologische Annäherung an die gemeinsame sexuelle Erfahrung liegt daher der Fokus weder auf dem unmittelbaren, noch auf dem nur mittelbaren Erleben, sondern auf der Sphäre des Übergangs, dem Geschehen zwischen den Subjekten. Die Erfahrung der Zwischenleiblichkeit in der erotischen Berührung beschreibt Merleau-Ponty als eine Verbindung beider Leiber in einer Art Übergang vom Ich zum Anderen und umgekehrt. Der Moment der Berührung ist dahingehend relevant, als dass das im Subjekt eingelassene Gegenüber sich seines Begehrens gewahr wird, wie auch das Gegenüber sich seines Begehrens in Bezug auf das Subjekt. Merleau-Ponty beschreibt das sexuelle Begehren als ein leibliches Wahrnehmen oder vorreflexives Verstehen als ein

57 Silvia Stoller, »Latentes Geschlechterwissen«, in *Geschlechterwissen und soziale Praxis: Theoretische Zugänge – empirische Erträge*, hg. Angelika Wetterer (Königstein: Helmer, 2008), 71.

58 Waldenfels, *Der Stachel des Fremden*, 64.

59 Ebd. 65. (Hervorhebung im Original).

blindes Verstehen zweier Leiber, das den Sinn einer Situation nicht schlicht durch das Bewusstsein zu erfassen vermag:

»Es gibt ein erotisches ›Verstehen‹, das von anderer Art ist als das Verstehen des Verstandes; der Verstand versteht, indem er eine Erfahrung unter einer Idee erfaßt, der Begierde aber eignet ein Verstehen, das ›blindlings‹ Körper mit Körper verbindet.«⁶⁰

Im Hinblick auf den Anderen fasste Waldenfels das sexuelle Begehren daher als ein sprachloses Sichrichten auf den anderen Leib, der nicht ein als mit sexuellen Eigenschaften ausgestattetes Etwas ist, sondern als das Woraufhin des Begehrens bestimmt wird.⁶¹ So ist auch das sexuelle Begehren zunächst als ein Unbestimmtes zu fassen, denn erst nachträglich sind Begehren und die Vorstellung des Begehrten trennbar.⁶² Doch meint dies nicht, dass Begehren und Erotik rein triebhaft und damit »bar jeder Rationalität«⁶³ sind. Saskia Wendel greift diese Figur auf und knüpft sie an ein Begehrensvermögen des Leibes, das noch nicht inhaltlich bestimmt ist und das sich in Beziehungen zu Anderen als ein konkretes Begehren des Körpers zeigt, welches »das leiblich verfasste Dasein immer auch zu einem begehrenden Dasein macht«.⁶⁴ Leiblichkeit bezeichnet hier ein Vermögen der Offenheit zum Anderen⁶⁵ und das Vermögen, »eine Situation als erotisch oder sexuell empfinden zu können«.⁶⁶

Körper und Leib existieren nicht isoliert von der Welt. In der Beziehung zu Anderen trifft das Subjekt auf den Anderen immer schon als Körper, der mit all den lebensweltlichen Implikationen, Diskurspraktiken und Konstruktionsmechanismen verbunden ist, die ihn geschichtlich, gesellschaftlich und biographisch fortlaufend prägen.⁶⁷ In sexuellen Begegnungen kommen daher verinnerlichte gesellschaftliche Normen zum Vorschein.

Die Geschlechtlichkeit der Subjekte, ihr geschlechtsspezifisches Erleben, ist daher konstitutiv für die Begehrensweisen:

»Das Begehren als leiblich-affektive Struktur [ist] umgekehrt ebenfalls konstitutiv für die Wahrnehmung anderer und seiner selbst als ein Geschlecht. Sexuelles Begehren,

60 Merleau-Ponty, *Phänomenologie der Wahrnehmung*, 188.

61 Waldenfels, *Das leibliche Selbst*, 327.

62 Vgl. ebd.

63 Stoller, *Existenz – Differenz – Konstruktion*, 194.

64 Saskia Wendel, »Subjekt statt Substanz. Entwurf einer gender-sensiblen Anthropologie«, in *Philosophie und die Potenziale der Gender Studies. Peripherie und Zentrum im Feld der Theorie*, hg. Hilge Landweer, Catherine Newmark, Christine Kley, Simone Miller (Bielefeld: transcript Verlag, 2012), 331.

65 Ebd.

66 Robert Gugutzer, *Leib, Körper und Identität: Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung* (Wiesbaden: VS Verlag, 2010), 81.

67 Saskia Wendel, »Subjekt statt Substanz«, 332.

Evidenz des eigenen Geschlechts und die Wahrnehmung des Geschlechts anderer bedingen also einander wechselseitig.«⁶⁸

Das sexuelle Begehren trägt also einen leiblich-affektiven Moment in sich. Hinsichtlich der Gegenwart des Anderen lässt sich dies so beschreiben: Das leibliche und affektive Erleben der eigenen Person als geschlechtlich stellt den Ausgangspunkt des auf den auch als geschlechtlich wahrgenommenen Anderen gerichteten Begehrens dar.⁶⁹ Aus der Perspektive der Zwischenleiblichkeit kann daher angenommen werden, dass nicht Geschlecht an sich erfahrbar ist, sondern das Subjekt sich selbst durch, mit und über den Anderen in einer Situation, in der es leiblich-affektiv angegangen wird, als sexuelles erfährt. Dabei geht es zunächst um die Binnenerfahrung des eigenen Leibes. Das sexuelle Begehren »drängt sich leiblich auf«.⁷⁰ Es zeigt sich als sexuelles Verlangen, das sich am Leib regt. Im Rahmen der Sexualität kann dabei auch von den »Erfahrungen des libidinösen Leibes«⁷¹ gesprochen werden, das sich in »ganzleiblichen Attraktionen und Sensationen oder aber an Leibesinseln«⁷² zeigt. Mit Leibesinseln sind jene körperlichen Regionen gemeint, an denen am Leib etwas gespürt wird, das nicht identisch sein muss mit der sinnlichen Wahrnehmung von Körperteilen und Organen.⁷³ Für gewöhnlich sind diese Leibesinseln unaufdringlich, »in bestimmten Erfahrungen drängen sich aber einzelne Leibesinseln hervor, ändern sich und schwinden wieder«.⁷⁴ In sexuellen Begegnungen kommt es »zu einer intensiven leiblichen Kommunikation; die in der Attraktion vom Anderen ohnehin bereits geweckten Leibesinseln entfalten sich«.⁷⁵

Da sich leibliche Erfahrungen, wie zum Beispiel Erregung, Gebären, Menstruieren, Ejakulieren oder Orgasmen, jeweils sehr unterschiedlich darstellen können, kann auch der libidinöse Leib kein verallgemeinerbarer sein. Die libidinösen Regungen des Leibes und die daraus folgenden Handlungen sind in hohem Maße durch kulturgeschichtliche Prägung reguliert.⁷⁶ So variieren auch die Umgangsformen mit Erfahrungen des libidinösen Leibes und die gespürten Regionen der Leibesinseln hinsichtlich Alter, Geschlecht und leiblicher Situation

68 Lindemann, *Das paradoxe Geschlecht*, 46f.

69 Ebd. 340.

70 Gahlings, *Phänomenologie der weiblichen Leiberfahrungen*, 609.

71 Ebd. 608.

72 Ebd. 608f.

73 Den Begriff der Leibesinsel prägte Herman Schmitz. Für eine tiefer gehende Beschreibung vgl. Hermann Schmitz, *System der Philosophie. Band 2, Teil 1, Der Leib* (Freiburg/München: Verlag Karl Alber, 1965), 151ff; vgl. Gahlings, *Phänomenologie der weiblichen Leiberfahrungen*, 143ff.

74 Gahlings, *Phänomenologie der weiblichen Leiberfahrungen*, 144; vgl. Lindemann, *Das paradoxe Geschlecht*, 207.

75 Gahlings, *Phänomenologie der weiblichen Leiberfahrungen*, 619.

76 Vgl. Gahlings, *Phänomenologie der weiblichen Leiberfahrungen*, 609.

und sind »in jeder Kultur in ein Konglomerat von Ritualen, Vorschriften, Tabus etc. eingebettet, die das Verhalten der Betroffenen regelt«. ⁷⁷

Die mit Young erarbeitete leibliche Gehemmtheit und räumliche Selbstbegrenzung der weiblichen körperlichen Existenz als Ausdruck von verschiedenen vergeschlechtlichenden Praktiken hat somit auch Auswirkungen auf die sexuelle Erfahrung. Das aufgezeigte Problem der Selbstobjektivierung ist in diesem Zusammenhang zu sehen. Diese Hemmung und Selbstbegrenzung fasst die Schriftstellerin Barbara Sichtermann in Bezug auf die heterosexuelle Beziehung in patriarchalen Gesellschaften als historisch gewordene »Schwierigkeit für Frauen, Objekte zu bilden«. ⁷⁸ Dieser Gehemmtheit durch das Objekte-Bilden zu entkommen, hieße, »sich selbst in ein aktives Verhältnis zur Welt zu setzen«. ⁷⁹ Und umgedreht konstatiert sie für Männer die Notwendigkeit im Sinne der Emanzipation in diesem Verhältnis ein »Sich-zum-Objekt-machen-Lassen« ⁸⁰ zu eigen zu machen. Die selbstreflexive Doppelstruktur des Leibes, der sich als zugleich berührend und berührbar, als erfahrbar und erfahrend, erkennt und darin die Präsenz des Anderen markiert, ließe sich auf die sexuelle Erfahrung als zwischenleibliche wie folgt übertragen: Der libidinöse Leib erfährt sich in sexuellen Begegnungen über die Präsenz des Anderen als zugleich *begehrendes* Subjekt und *zu begehrendes* Objekt.

In der Leiblichkeit liegt der Moment der Intimität, das Binnenerleben des Subjekts, eine Art autonome Unantastbarkeit. Und zugleich zeigen sich in jeder leiblichen Regung und jeder Körperbewegung auch die Offenheit zur Welt und damit auch die Zugriffspunkte gesellschaftlicher Prägung. Im leiblichen Miteinander mit anderen Subjekten entstehen temporäre Verschmelzungsmomente, die den Körper immer wieder aufs Neue konstituieren und verändern können. Drückt sich in solchen Verschmelzungswünschen nicht zuletzt auch jene auf ewig uneinlösbare Sehnsucht nach dem Unmittelbaren aus: In dem Maße, in dem Körper und Leib sich in einer immerwährenden untrennbaren Einheit befinden, verhindert ihre Verschiedenheit ebenso ihre vollständige Harmonisierung. Die als scheinbar unmittelbar wahrgenommene gemeinsame sexuelle Erfahrung hat also eine zeitliche und räumliche Dimension und lässt sich auch nicht losgelöst von ihrem gesellschaftlichen und damit auch geschichtlichen sowie biographischen Kontext betrachten. Die gesellschaftliche und damit auch politische Dimension sexueller Erfahrung zeigt sich also in seinem zwischenleiblichen Charakter als vermittelte.

77 Ebd.

78 Barbara Sichtermann, *Weiblichkeit. Zur Politik des Privaten* (Berlin: Wagenbach, 1983), 70.

79 Ebd. 71.

80 Ebd. 76.

Ausblick: Eine feministische Phänomenologie sexueller Erfahrung

Obwohl sich sexuelle Erfahrungen auf der Ebene des subjektiven Erlebens zunächst als unverfälscht, echt, eben unmittelbar darstellen, teilen sie sich doch immer vermittelt mit. Die Analyse der subjektiven Erfahrung kann daher immer nur fragmentarisch bleiben. Für einen Begriff der sexuellen Erfahrung ist es also nötig, einen subjektüber- und ineinandergreifenden Begriff von Erfahrung zu finden. Dafür kann der Begriff der Zwischenleiblichkeit nutzbar gemacht werden. Die subjektive Körpererfahrung muss dabei als authentisch ernst genommen werden, während Wirkungsweisen von Anwendung und Ausformung kulturtechnischer Körperfähigkeiten mitgedacht und damit der Zugriff gesellschaftlicher Ordnungen und Strukturzwänge auf Sexualität als Körpererfahrung eingeschlossen werden. Das Aufscheinen der Möglichkeit von anderen Erfahrungsweisen liegt in eben jenem Dazwischen, in den Beziehungsweisen der Subjekte; es ist das Aushandlungsfeld künftiger körperlicher Verhältnisse. Sexuelle Erfahrung, gedacht als zwischenleibliche Erfahrung, lässt einen anderen Zugang zu, der das Aufeinander-Bezogen-Sein der Körper begreiflicher macht, in dem das Resultat der Erfahrung deren Genese selbst ist.

Im Anschluss an Wehrle und Oksala lassen sich die Geschlechtsleibtheorien durch eine feministisch erweiterte Lesart phänomenologischer Überlegungen fortführen. Wehrle plädiert dafür, das Ineinandergreifen von Erfahrung und Diskurs phänomenologisch aufzugreifen, um Erfahrung nicht als Ausgangspunkt der Analyse und Kritik auszusparen und so aus der politischen Bedeutung für emanzipatorische Bestrebungen auszuschließen. Die Frage, inwiefern eine Ordnung überhaupt reflexiv thematisiert werden kann, sieht sie in der Konstitution des Leibes beantwortet: »Bereits in unserer Leiblichkeit liegt die Erfahrung der Irritation, des Bruchs und der Vermitteltheit beschlossen.«⁸¹ Oksala plädiert für eine post-phänomenologische Methode, die die erstpersionale Perspektive aufgibt und die konstitutiven Bedingungen für Erfahrung analysiert. Damit tritt eine Distanzierung zu klassischen leibphänomenologischen Lesarten ein, wobei sie Leiblichkeit als Grundprinzip nicht aufgibt, sondern die damit verbundenen Schwierigkeiten aufzeigt: »The problem with phenomenology (...) is not the attempt to theorize lived experiences. The problem is that experience is treated as foundational and epistemically self-sufficient.«⁸² Es geht darum, eine gewisse Distanz zur subjektiven Erfahrung zu finden, also nicht von der bloßen Erfah-

81 Maren Wehrle, »Normale und Normalisierte Erfahrung«, in *Dem Erleben auf der Spur. Feminismus und die Philosophie des Leibes*, hg. Hilge Landweer und Isabella Marcinski (Bielefeld: transcript Verlag, 2016), 254.

82 Johanna Oksala, »Sexual Experience. Foucault, Phenomenology, and Feminist Theory«, *Hypatia*, Vol. 26, No. 1, (2011), 220.

rung selbst auszugehen, sondern diese einzubetten in Formen der Reflexion,⁸³ die auch in einer kritischen Betrachtung der eigenen Erfahrung bestehen können: vor allem auch in der Auseinandersetzung und dem Anschluss an bereits gemachte historische Erfahrungen. Erst mit der durch den Leib möglichen Reflexion ist ein leibphänomenologischer Sexualitätsdiskurs offen für Wandlungen, Überraschungen und Neuentstehung. Denn in der Sphäre der Zwischenleiblichkeit »entfalten sich erfinderische Kräfte«.⁸⁴ Die Rolle des Leibes ist dabei entscheidend, da er »auf der Schwelle von Kultur und Natur agiert« und in der »Zwischenleiblichkeit von mir selbst auf die Anderen übergreift« und »in Gestalt von Verkörperungen eine ganze Skala von Zwischendingen entstehen läßt«.⁸⁵ Dabei ist die Reflexion der eigenen Erfahrung ein wesentlicher Teil der feministischen Theorie:

»The person studying sexist society must be able to take critical distance, not only from the familiar and taken-for-granted meanings of various forms of experience, but also, and most fundamentally, from her own experience.«⁸⁶

Wie gezeigt wurde, lassen sich leibphänomenologische Ansätze für einen Begriff sexueller Erfahrung für eine feministische Phänomenologie, die die Geschlechtlichkeit des Subjekts und seine Begehrensweisen in den Blick nimmt, fruchtbar machen. Zwischenleiblichkeit, verstanden als Praxisfeld, kann in der Analyse der Geschlechterverhältnisse als Scharnier zwischen subjektiver Erfahrung und strukturellen Ordnungen dienen. Ein als intersubjektiv verstandener Leib kann hierbei als Brücke zwischen leibphänomenologischen und diskursorientierten bzw. genealogischen Ansätzen angesehen werden.⁸⁷ Das Konzept der Zwischenleiblichkeit beinhaltet auch die Möglichkeit zur Aneignung der objektiven gesellschaftlichen Wirklichkeit durch die Auffassung von Erfahrung als Subjekte ineinander- und übergreifendes Moment. Aus einer Verallgemeinerung des Leibes, wie sie in klassischen phänomenologischen Auseinandersetzungen anzutreffen ist, resultiert eine Art Neutralisierung der leiblichen Geschlechtlichkeit. Mit ihr einher geht nicht, wie womöglich erhofft, ein autonomes, unabhängiges und aktives Subjekt, sondern ein isoliertes und verkümmertes. Im Prozess der Zwischenleiblichkeit erscheint Erfahrung hingegen nicht als Gegebenes, das naturalistisch abgebildet werden könnte, sondern wird verstanden als vermitteltes Resultat dieser Verwobenheit. So kann sexuelle Erfahrung, aus einer

83 Johanna Oksala, »A Phenomenology of Gender«, in *Dem Erleben auf der Spur*, hg. Hilge Landweer und Isabella Marcinski (Bielefeld: transcript Verlag, 2016), 232.

84 Bernhard Waldenfels, *Sozialität und Alterität. Modi sozialer Erfahrung* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp: 2015), 10.

85 Ebd.

86 Johanna Oksala, »In Defense of Experience«, *Hypatia* Vol. 29, No. 2 (2014), 399.

87 Wehrle, »Normale und Normalisierte Erfahrung«, 246.

post-phänomenologischen Perspektive betrachtet, nicht als bloß subjektiv erfahrbarer körperlicher Zustand gesehen werden, denn die Dialektik der Selbst- und Fremderfahrung von Ich und Anderem und der Reflexion dieser ermöglicht es dem Leib, sich stets neu zu justieren.

Bibliographie

- Abraham, Anke. *Der Körper im biographischen Kontext*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2002.
- Ahmed, Sara. *Queer phenomenology: orientations, objects, others*. Durham: Duke University Press, 2006.
- Alloa, Emmanuel, Thomas Bedorf, Christian Grüny und Tobias Nikolaus Klass, Hg., *Leiblichkeit. Geschichte und Aktualität eines Konzepts*. Tübingen: Mohr Siebeck, 2012.
- Bedorf, Thomas. »Leibliche Praxis. Zum Körperbegriff der Praxistheorien«. In *Praxis denken: Konzepte und Kritik*, herausgegeben von Volker Schürmann und Jörg Volbers, 129–151. Wiesbaden: Springer VS, 2015.
- Butler, Judith. »Geschlechtsideologie und phänomenologische Beschreibung. Eine feministische Kritik an Merleau-Pontys Phänomenologie der Wahrnehmung«. In *Phänomenologie und Geschlechterdifferenz*, herausgegeben von Silvia Stoller und Helmuth Vetter, 166–186. Wien: WUV-Universitätsverlag, 1997.
- »Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie«. In *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, herausgegeben von Uwe Wirth, 301–323. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2002.
- de Beauvoir, Simone. *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Hamburg: Rowohlt, 1951 und 1968.
- Duden, Barbara. *Geschichte unter der Haut: Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*. Stuttgart: Klett-Cotta, 1991 [1987].
- Fischer, Linda, und Lester Embree, Hg., *Feminist Phenomenology*. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers, 2000.
- Fischer, Wolfram. »Körper und Zwischenleiblichkeit als Quelle und Produkt von Sozialität«. *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung ZBBS*, Heft 1 (2003): 9–31.
- Foucault, Michel. *Der Gebrauch der Lüste – Sexualität und Wahrheit 2*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1989.
- Fuchs, Thomas. *Leib, Raum, Person: Entwurf einer phänomenologischen Anthropologie*. Stuttgart: Klett-Cotta, 2000.
- Gahlings, Ute. *Phänomenologie der weiblichen Leiberfahrungen*. Freiburg/München: Verlag Karl Alber, 2016.
- Gugutzer, Robert. *Leib, Körper und Identität: Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung*. Wiesbaden: VS Verlag, 2010.
- »Leibliches Verstehen. Zur sozialen Relevanz des Spürens«. In *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München*, herausgegeben von Karl-Siegbert Rehberg, 4536–4546. Frankfurt a.M.: Campus Verlag, 2016.

- Gugutzer, Robert, Gabriele Klein und Michael Meuser, Hg., *Handbuch Körpersoziologie: Band 2: Forschungsfelder und Methodische Zugänge*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden; Imprint: Springer VS, 2017.
- Heinämaa, Sara. *Toward a Phenomenology of Sexual Difference: Husserl, Merleau-Ponty, Beauvoir*. Lanham: Rowman & Littlefield, 2003.
- Hermann, Steffen. »Politik der Leiblichkeit. Von Maurice Merleau-Ponty zu Iris Marion Young und Judith Butler«. In *Leib – Körper – Politik. Untersuchungen zur Leiblichkeit des Politischen*, herausgegeben von Thomas Bedorf und Tobias Nikolaus Klass, 61–83. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2015.
- Landweer, Hilge, und Isabella Marcinski, Hg., *Dem Erleben auf der Spur. Feminismus und die Philosophie des Leibes*. Bielefeld: transcript Verlag, 2016.
- Lautmann, Rüdiger. *Soziologie der Sexualität. Erotischer Körper, intimes Handeln und Sexuallkultur*. Weinheim/München: Juventa Verlag, 2002.
- Lindemann, Gesa. *Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl*. Wiesbaden: VS Verlag, 2011.
- »Der menschliche Leib von der Mitwelt her gedacht«. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 59, Nr. 4 (2011): 591–603.
- List, Elisabeth. *Die Präsenz des Anderen. Theorie und Geschlechterpolitik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1993.
- Lux, Katharina. »Selbsterfahrung und Kritik – Zur Geschichte feministischen Bewusstseins in der autonomen Frauenbewegung der 1970er Jahre«. In *Gender – Wissen – Vermittlung. Geschlechterwissen im Kontext von Bildungsinstitutionen und sozialen Bewegungen*, herausgegeben von Klemens Ketelhut und Dayana Lau, 53–72. Wiesbaden: VS Springer, 2019.
- Merleau-Ponty, Maurice. »Der Philosoph und sein Schatten«. In *Zeichen*, herausgegeben von ders., 233–264. Hamburg: Felix Meiner Verlag, 1959.
- *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: de Gruyter, 1974 [1965].
 - *Das Sichtbare und das Unsichtbare*. München: Wilhelm Fink Verlag, 1994 [1986].
- Oksala, Johanna. »Sexual Experience. Foucault, Phenomenology, and Feminist Theory«. *Hypatia* Vol. 26, No. 1 (2011): 207–223.
- »In Defense of Experience«. *Hypatia* Vol. 29, No. 2 (2014): 388–403.
 - »A Phenomenology of Gender«. In *Dem Erleben auf der Spur. Feminismus und die Philosophie des Leibes*, herausgegeben von Hilge Landweer und Isabella Marcinski, 219–235. Bielefeld: transcript Verlag, 2016.
- Schmitz, Hermann. *Leib und Gefühl. Materialien zu einer philosophischen Therapeutik*. Paderborn: Junfermann, 1992.
- *System der Philosophie. Band 2, Teil 1, Der Leib*. Freiburg/München: Verlag Karl Alber, 1965.
- Sichtermann, Barbara. *Weiblichkeit. Zur Politik des Privaten*. Berlin: Wagenbach, 1983.
- Sternagel, Jörg. »Bernhard Waldenfels. Responsivität des Leibes«. In *Leiblichkeit. Geschichte und Aktualität eines Konzepts*, herausgegeben von Emmanuel Alloa, Thomas Bedorf, Christian Grüny und Tobias Nikolaus Klass, 116–130. Tübingen: Mohr Siebeck, 2012.
- Stoller, Silvia, und Helmuth Vetter, Hg., *Phänomenologie und Geschlechterdifferenz*. Wien: WUV-Universitätsverlag, 1997.

- Stoller, Silvia. »Latentes Geschlechterwissen«. In *Geschlechterwissen und soziale Praxis: Theoretische Zugänge – empirische Erträge*, herausgegeben von Angelika Wetterer, 64–82. Königstein: Helmer, 2008.
- Stoller, Silvia. *Existenz – Differenz – Konstruktion. Phänomenologie der Geschlechtlichkeit bei Beauvoir, Irigaray und Butler*. Paderborn: München Fink, 2010.
- Stoller, Silvia, Veronica Vasterling, Linda Fisher, Hg., *Feministische Phänomenologie und Hermeneutik*. Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann, 2005.
- Waldenfels, Bernhard. *Das leibliche Selbst – Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2016 [2000].
- *Der Stachel des Fremden*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2013 [1990].
 - *Sozialität und Alterität. Modi sozialer Erfahrung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp: 2015.
- Wehrle, Maren. »Medium und Grenze – Der Leib als Kategorie der Intersubjektivität. Phänomenologie und Anthropologie im Dialog«. In *Grenzen der Empathie. Philosophische, psychologische und anthropologische Perspektiven*, herausgegeben von Thiemo Breyer, 215–238. Paderborn: Wilhelm Fink, 2013.
- »Normale und Normalisierte Erfahrung«. In *Dem Erleben auf der Spur. Feminismus und die Philosophie des Leibes*, herausgegeben von Hilge Landweer und Isabella Marcinski, 235–257. Bielefeld: transcript Verlag, 2016.
- Wendel, Saskia. »Subjekt statt Substanz. Entwurf einer gender-sensiblen Anthropologie«. In *Philosophie und die Potenziale der Gender Studies. Peripherie und Zentrum im Feld der Theorie*, herausgegeben von Hilge Landweer, Catherine Newmark, Christine Kley, Simone Müller, 315–335. Bielefeld: transcript Verlag, 2012.
- Young, Iris Marion. »Throwing like a Girl: A Phenomenology of Feminine Body Comportment Motility and Spatiality«. *Human Studies* Nr. 3 (1980): 137–156.

IV. Kontrolle und Gewalt – Le contrôle et la violence

Pain, « corps propre » et « corps vécu ». L'expérience de la faim durant la Grande Guerre en Allemagne

Dieser Beitrag erweitert das Verständnis der Erfahrung von Körpergrenzen durch die Beziehung zum Lebensmittel Brot und von Hunger als Kriegswaffe, indem Konzepte der Körperphänomenologie genutzt und Körpergrenzen im Kontext von Ernährungsengpässen im Ersten Weltkrieg analysiert werden. Durch den Blick auf den Entzug von Nahrungsmitteln und insbesondere auf den Konsum von Brot lassen sich die Auswirkungen auf den « eigenen Körper » (corps propre) und den « erlebten Körper » (corps vécu) der Individuen zeigen. Zeitdokumente wie Tagebücher, Tagespresse und Memoiren geben Aufschluss über die vom Hunger erzeugten Sinneserfahrungen, die zunächst freiwillig hingenommen oder aus patriotischer Überzeugung als notwendiges Übel akzeptiert, später aber als Zwang empfunden wurden.

Le rapport au pain et son appréciation rappellent que l'histoire passe par le corps, que les sens ont une histoire.¹ Alors que l'expérience des sens est en partie conjoncturelle, « toute expérience de guerre est, avant tout, expérience du corps ».² L'une d'entre elles, la faim, est ici étudiée dans un contexte dans lequel cette dernière est utilisée en tant qu'arme de guerre contre l'Empire allemand, en proie à des pénuries dues à sa situation géographique et aux embargos économiques.³ Afin d'approfondir la compréhension de la faim, cet article tente de

1 Voir: Jan-Friedrich Missfelder, « Quand l'histoire passe par le corps. Sens, signification et sensorialité au service d'une anthropologie historique », *Trivium. Revue franco-allemande de sciences humaines et sociales – Deutsch-französische Zeitschrift für Geistes- und Sozialwissenschaften*, n° 27 (2017).

2 Stéphane Audoin-Rouzeau, « Massacres. Le corps et la guerre », dans *Histoire du corps. Les mutations du regard, le XX^e siècle*, tome 3, éd. Alain Corbin, Jean-Jacques Courtine, et Georges Vigarello (Paris: Seuil, 2006), 281.

3 Voir: Heather Jones, « L'arme de la faim », dans *Une histoire de la guerre du XIV^e siècle à nos jours*, éd. Bruno Cabanes (Paris: Seuil, 2018), 552–565; Alice Weinreb, « Beans Are Bullets, Patatoes Are Powder. Food as a Weapon during the First World War », dans *Environmental Histories of the First World War*, éd. Richard Tucker P. et al. (Cambridge: Cambridge University Press, 2018). La guerre a laissé des traces, dans la peau des hommes, mais également dans la terre des champs et l'écorce des arbres, dont s'écoule encore aujourd'hui une sève noire, teintée

situer les frontières du corps à partir de l'expérience matérielle du pain de la population civile au cours de la Première Guerre mondiale. Les définitions de la faim, qui oscillent entre un point de vue médical et un point de vue plus individuel, partent du principe que les sensations du désir ou du besoin de manger sont provoquées par le manque de nourriture.⁴ Mais les sensations liées au fait d'avoir faim ne sont-elles liées qu'à une absence? Qu'en est-il d'autres facteurs pouvant influencer l'expérience de la faim? En quoi le rapport à un objet comme le pain, par exemple, permet-il de comprendre le lien étroit qui existe entre l'expérience de la faim et l'évolution ou la transgression de frontières du corps?

Penser la faim en présence ou en l'absence d'aliments, visibles ou invisibles, revient d'abord à reproduire la hiérarchie longtemps octroyée aux sens, rappelée par Alain Corbin au début de son œuvre *le Miasme et la Jonquille*, car on oublie de demander si l'odorat et le toucher, en particulier du pain, jouent un rôle dans l'expérience de la faim: la primauté est donnée à certains sens, comme la vue, plutôt qu'à d'autres, tel l'odorat, considéré comme étant moins noble.⁵ Outre cette hiérarchisation, dans *Histoire du corps*, les auteurs mettent en évidence une autre difficulté pour comprendre la faim: l'expérience du corps est liée à notre culture et à notre époque,⁶ ainsi qu'à notre milieu social. Pierre Bourdieu parle d'« *hexis* » corporelle en tant que « manière durable de se tenir, de parler, de marcher, et, par ce biais, de sentir et de penser ».⁷ C'est pourquoi, selon John B. Thompson, « le corps est le lieu d'une histoire < incorporée > ».⁸ En tentant de dépasser la hiérarchisation des sens en incluant l'odorat et le toucher, et en prenant en compte l'historicité des sens et du corps, cette contribution se place du point de vue de l'anthropologie historique, d'une « praxéologie des sens », dans le but de contribuer à la recherche « qui teste depuis bien longtemps déjà les

par les projectiles en fer les ayant transpercés. D'anciennes tranchées et cratères d'obus façonnent encore aujourd'hui certains paysages, dans la Somme par exemple.

4 Le Littré, dictionnaire publié à la fin du XIX^e siècle, la définit comme « le besoin de manger » et la distingue de l'appétit ou « désir de manger ». Le Larousse de 1983 la caractérise comme « l'ensemble des sensations provoquées par la privation de nourriture, qui incitent l'homme ou l'animal à rechercher des aliments, et que l'ingestion de nourriture fait disparaître (définition de l'OMS) ». Il y a par ailleurs une différence entre la faim elle-même et le fait d'avoir faim, défini par le Larousse par le fait de « ressentir le besoin de manger ». Voir: Émile Littré, *Dictionnaire de la langue française*, Electronic version created by François Gannaz, <http://www.littre.org> (Paris: Hachette, 1873); François Albert-Buisson et al., *Grand dictionnaire encyclopédique*, vol. 4 (Paris: Librairie Larousse, 1983), 4129–4130.

5 La promotion de la vue se fonde selon Alain Corbin sur « un préjugé platonicien sans cesse réaffirmé », tandis que l'odorat est perçu comme « le sens de l'animalité ». Alain Corbin, *Le Miasme et la Jonquille: L'odorat et l'imaginaire social aux XVIII^e-XIX^e siècles* (Paris: Flammarion, 1998), IVV.

6 Jean-Jacques Courtine, Georges Vigarello, et Alain Corbin, *Histoire du corps* (Paris: Seuil, 2005).

7 Pierre Bourdieu, *Le Sens pratique* (Paris: Les Éditions de Minuit, 1980), 117.

8 *Apud*. Pierre Bourdieu, *Langage et pouvoir symbolique* (Paris: Seuil, 2001), 25 (préface).

possibilités et les frontières d'une représentation [...] historiographique des pratiques sensorielles ».⁹

Par ailleurs se pose la question de ce que l'on entend par le « corps », souvent présenté dans une acception dualiste, par une matérialité et par opposition à l'esprit. Dans le cadre de cette contribution, les frontières du corps ne se limitent pas, selon une compréhension répandue, à la peau. En usant des concepts de « corps propre » et de « corps vécu », ce dernier étant également appelé « corps phénoménal » ou « grand corps »¹⁰ par Maurice Merleau-Ponty, ce regard peut être transformé: ces concepts permettent d'élargir les frontières du corps communément connues.¹¹ Le corps propre désigne le corps tel que nous avons l'habitude de le comprendre, dans l'espace objectif des choses, ou l'espace de situation. Il correspond à ce qu'Arlette Farge appelle « l'objet de science, de travail, le corps productif, expérimental ».¹² En revanche, le corps vécu ou corps phénoménal ne correspond pas au « corps fantasmé »¹³ ni même au corps pris dans un sens métaphorique. On parle ici d'un corps étendu, d'un « espace-corps » créé autour du corps propre. Le corps phénoménal comporte tout ce qui se trouve dans son champ d'action, tout ce que le corps peut atteindre par ses sens.¹⁴ Les frontières du corps vécu sont, par définition, mobiles. Vouloir trouver « une » frontière n'a pas de sens ici. Mouvante, plurielle, éphémère, elle est d'autant plus difficile à situer. En s'appuyant sur cette terminologie conceptuellement peu courante dans l'historiographie, cette définition donne la possibilité de changer de perspective en dépassant l'approche dualiste opposant corps et esprit, et ainsi d'approfondir l'analyse de la faim en temps de guerre.¹⁵ Elle permet d'étudier les frontières du corps dans leur lien avec une action ou une matérialité non métaphorique, un aspect central qui réunit les contributions de cet ouvrage collectif. Le rapport au pain est tout particulièrement digne d'intérêt puisque cet aliment

9 Missfelder, « Quand l'histoire passe par le corps. Sens, signification et sensorialité au service d'une anthropologie historique », 5.

10 Nous utiliserons majoritairement l'expression « corps vécu », se rapprochant le plus de l'idée d'expérience. Les autres termes, lorsqu'ils sont employés, ont néanmoins la même signification.

11 D'autres études, notamment dans le domaine de la sociologie des sens, font également usage de ce type de croisements interdisciplinaires. Voir: Phillip Vannini, Dennis Waskul, et Simon Gottschalk, *The Senses in Self, Society, and Culture: A Sociology of the Senses* (New York: Routledge, 2011).

12 Arlette Farge, *Effusion et tourment, le récit des corps: histoire du peuple au XVIII^e siècle* (Paris, France: O. Jacob, 2007), 8,15.

13 *Ibid.*

14 Maurice Merleau-Ponty, *Phénoménologie de la perception*, (Paris: Gallimard, 1992 [1945]), 116.

15 La définition du corps chez Maurice Merleau-Ponty se rapproche de la théorie de l'espace d'Henri Lefebvre avec l'espace conçu, perçu et vécu.

passé littéralement à travers le corps et, au quotidien, permet ainsi au corps de se connaître et de se discerner lui-même.

L'objet de l'analyse portant sur la relation aux aliments, et en particulier au pain, ainsi que sur leur ingestion en tant que franchissement d'une frontière corporelle, la première question traitée, permettant d'approfondir la définition de ce que l'on entend par « avoir faim », est la suivante: quel rôle jouent les aliments dans la perception des frontières du corps propre et du corps vécu? Cette question mène directement à celle de leur absence et à l'évolution de leurs composants: dans un contexte de pénurie, quel est l'impact du manque et de la dégradation de certains produits, du pain en particulier, sur les frontières du corps au début de la guerre? En quoi, au cours d'une guerre, les sens donnent-ils des pistes pour définir la faim subie et comment celle-ci s'exprime-t-elle le long des frontières du corps propre et du corps vécu? En quoi ces frontières constituent-elles des « seuils de sensibilité sensorielle? »¹⁶ La troisième partie se focalise sur le passage entre les deux premières. Elle étudie pour cela l'évolution du système de valeur assigné au pain blanc et au pain noir afin de définir un tournant entre faim volontaire et faim subie par les deux conceptions du corps.

Accepter l'altération des frontières du corps: un sacrifice attendu en temps de guerre

En parallèle de la guerre armée du front, la stratégie d'affamer l'ennemi prend pour cible les corps à l'arrière. Elle rappelle les sièges de l'époque moderne et les blocus de l'ère contemporaine. Couper une ville ou un pays de ses importations, tenter de violer et de repousser ses frontières géographiques ne suffit cependant plus: les frontières physiques des corps évoluant dans ces espaces sont visées. À l'arrière, la violence est peu spectaculaire, rarement visible et audible, elle se répercute le long de la peau des individus, s'exprime dans le silence des lentes évolutions du quotidien alors que, dans les tranchées, une violence sans précédent se déchaîne pour conquérir quelques mètres, les chairs sont déchirées, amputées, traversées et coupées. Les ministères de la Santé et de l'Alimentation tentent de rassurer, misent sur le sacrifice et le bon vouloir des civils. Dès 1915, ces institutions sont contraintes de rationner le pain. Dans ce contexte de ressources limitées dans une guerre d'usure, les premiers bénéficiaires sont les soldats. Ensuite viennent les ouvriers des usines d'armement puis, à l'arrière, c'est au tour de la population. Le terme *Durchhalten*, le fait de tenir bon, revient tel un vœu pieu, quasi incantatoire. Un discours patriotique, adopté par des politiques et une

16 Missfelder, 5.

partie de la population civile ainsi que par la presse partiellement censurée, vise particulièrement les femmes et les enfants afin qu'ils acceptent leur rôle de combattants de l'arrière.¹⁷ Or, il s'avère que

« les corps des civils furent d'autant moins épargnés qu'aux contraintes des mobilisations économiques et sociales, auxquelles les femmes, en particulier, ont payé un lourd tribut se sont ajoutés les effets d'une totalisation de l'activité guerrière apparue à grande échelle avec 1914–1918, qui transforma les civils en cibles privilégiées du phénomène guerrier. Cibles directes à travers l'épuisement des corps par les privations, matérielles, alimentaires en particulier [...] ».¹⁸

Cette citation montre que l'histoire de la Grande Guerre, *Großer Krieg* ou *Great War*, comme l'appelaient les contemporains, a mis en avant la centralité de la thématique du corps dans ce conflit. La guerre est totale car elle atteint autant le corps des soldats que celui des civils. Les fronts s'immobilisent rapidement, elle se mue en guerre de matériel. Plus que jamais, la victoire est dépendante non seulement du nombre de corps impliqués de chaque côté de la ligne d'affrontement, mais également des quantités d'armes et de matières premières à disposition de chaque belligérant. Ce qu'on appellera par la suite le front armé et l'arrière civil sont donc deux entités en vérité étroitement reliées par des flux de matériaux, d'animaux et d'hommes. Les récents travaux sur cette période ont permis de rendre compte de l'interdépendance entre ces espaces.¹⁹ Plus que jamais, le front armé a dépendu d'une population non armée pour son approvisionnement en armes et en aliments. Cette guerre est donc, par définition, une

17 Voir à ce propos: Arnd Bauerkämper et Élise Julien, éd., *Durchhalten! Krieg und Gesellschaft im Vergleich 1914–1918* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2010); Steffen Bruendel, « Vorbilder des Durchhaltens. Die deutsche Kriegsleihe-Werbung 1917/1918 », dans *Durchhalten! Krieg und Gesellschaft im Vergleich 1914–1918*, éd. Arnd Bauerkämper et Élise Julien (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2010), 82–108; Gerhard Hirschfeld et Gerd Krumeich, « Wozu eine › Kulturgeschichte › des Ersten Weltkriegs? », dans *Durchhalten! Krieg und Gesellschaft im Vergleich 1914–1918*, éd. Arnd Bauerkämper et Élise Julien (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2010), 31–53; Concernant la propagande, voir également: Anne Lipp, *Meinunglenkung im Krieg: Kriegserfahrungen deutscher Soldaten und ihre Deutung 1914–1918* (Göttingen, 2003); Klaus-Jürgen Bremm, *Propaganda im Ersten Weltkrieg* (Stuttgart: wbg, 2013); Eberhard Demm, *Censorship and Propaganda in World War I: A Comprehensive History* (Londres: Bloomsbury Academic, 2019); Anne Schmidt, *Belehrung – Propaganda – Vertrauensarbeit: Zum Wandel amtlicher Kommunikationspolitik in Deutschland 1914–1918* (Essen: Klartext/PRO, 2016).

18 Jean-Jacques Courtine et Georges Vigarello, « Identifier. Traces, indices, soupçons », dans *Histoire du corps*, tome 3., éd. Jean-Jacques Courtine, Georges Vigarello et Alain Corbin, (Paris: Seuil, 2011), 283.

19 Voir: Karen Hagemann et Stefanie Schüler-Springorum, éd., *Heimat-Front: Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege* (Francfort: Campus Verlag, 2002); Alina Enzensberger, *Übergangsräume: Deutsche Lazarette im Ersten Weltkrieg* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2020).

guerre des corps, non plus dans un corps-à-corps direct, mais dans un affrontement plus impersonnel, non moins violent, bien au contraire.

Dans un premier temps, les pénuries modifient les frontières du corps vécu, sa marge de manœuvre et d'action, sans pour autant impacter celles du corps propre de manière significative: ces transformations sont modérées et souhaitables pour certains acteurs. La perte de poids diminue la circonférence des ventres et des membres, sans pour autant porter atteinte à la santé de l'individu. Au début de la guerre, la perte de poids est même perçue par certains médecins comme une opportunité d'élargir la marge de manœuvre d'un corps plus sain. En particulier, une consommation de viande excessive avant la guerre fait l'objet de critiques. La consommation de graisses animales était par ailleurs devenue un élément essentiel du régime alimentaire en Allemagne: « [o]n ne mangeait plus de pain sans y étendre un peu de saindoux. »²⁰ La guerre, qui a entraîné la diminution des stocks de viande et l'augmentation des prix, est présentée comme une opportunité. En juin 1915, un grand journal prend pour exemple l'alimentation des agriculteurs pour convaincre la population qu'une alimentation en viande plus modérée est préférable.²¹ Un an plus tard, des spécialistes de renom défendent encore ce point de vue: selon les professeurs Rubner et Eltzbacher, deux spécialistes conseillant les dirigeants en matière de stratégie alimentaire, les Allemands consomment trop de viande. En obligeant à en consommer moins, la guerre devient donc une opportunité d'améliorer l'alimentation de la population.²² Enfin, en août 1916, la presse publie un article d'un médecin munichois selon lequel les Allemands mangent trop en général. La guerre permet au con-

20 Frédéric Rousseau, *La Grande Guerre en tant qu'expériences sociales*, (Paris: Ellipses, 2006), 98.

21 BArch R8034/III 400, *Bauernhof als Vorbild*, Deutsche Volkszeitung, n° 133, 14.6.1915, 82.

22 BArch R8034/III 400, *Die Wünsche der Verbraucher*, journal inconnu, 5.6.1916, 76. Max Rubner, portant le titre de *Geheimer Medizinalrat* était directeur du *Physiologische Institut der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin*, où il succéda à Robert Koch, président du *Kaiser-Wilhelms-Institut für Arbeitsphysiologie*, membre de l'Académie des sciences (*Akademie der Wissenschaften*) et Paul Eltzbacher, également recteur de la *Handels-Hochschule Berlin* en 1914, ont été chargés, en 1916, d'étudier la possibilité d'ajouter de la farine de paille au pain. Max Rubner était non seulement l'un des chercheurs les plus reconnus dans son domaine, attaché à la mise en pratique de ses recherches sur une alimentation rationnelle, mais il était également publiciste et conseiller politique. Voir: Daniel Schmidt, « Zwischen Expertise und Propaganda. Max Rubner und die Kriegsernährung im Ersten Weltkrieg », dans *Arbeit, Leistung und Ernährung*, éd. Theo Plesser et Hans-Ulrich Thamer, (Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2012), 240; Paul Eltzbacher, *Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan: Eine Denkschrift* (Vieweg: Teubner Verlag, 1914); Nina Régis, « Politique du pain, qualités gustatives et polémiques en Allemagne entre 1914 et 1918. Le cas du pain Eckhoff », dans *Les fronts intérieurs européens*, éd. Laurent Dornel et Stéphane Le Bras (Rennes: Presses universitaires de Rennes, 2018), 89-110.

traire de perdre du poids superflu et de retrouver une meilleure santé.²³ Walter Koch, directeur de l'office à l'alimentation de Dresde, se rappelle les impacts des premières privations sur son corps: « [l]orsque le beurre et le chocolat disparurent, je perdis moi-même, et en très peu de temps, quinze kilos de masse corporelle. »²⁴ L'altération du corps phénoménal en revanche fait rapidement apparition dans la presse quotidienne: l'accès contraint à l'alimentation modifie les interactions avec certains objets, habituellement dans le champ d'action des individus. Ils ne peuvent plus confectionner leurs gâteaux traditionnels à l'occasion des fêtes religieuses, Pâques par exemple, en raison du manque de farine.²⁵

Tant que la perte de poids ne porte pas préjudice à la santé, l'acceptation d'un rétrécissement du corps propre semble être possible. Dans ce contexte, afin de garantir un bon fonctionnement de l'économie de guerre et le soutien moral de la population, l'État a tout intérêt à inciter au manque consenti, et donc à repousser le seuil de tolérance à l'altération du corps. Pour ce faire, il tente de donner l'illusion d'être en mesure d'élargir la marge de manœuvre des civils grâce à l'approvisionnement: le pain est le premier aliment rationné. Ceci s'explique par le fait qu'« il est moins une nourriture de base qu'un « symbole culturel » de base, un monument sans cesse restauré pour conjurer la souffrance et la faim ».²⁶

La carte de pain, touchée, échangée, poinçonnée, préservée, devient ainsi le prolongement phénoménal du corps, promesse matérielle d'une sécurité alimentaire. Au centre de l'attention d'une population entière, elle le devient d'autant plus qu'elle incarne la promesse d'un objet qui franchira la frontière du corps propre. Introduite le 22 février 1915 à Berlin et à partir du 28 février dans tout l'Empire allemand – jours commémorés dans les années qui suivront la guerre –, elle fait l'objet de nombreux articles de presse.²⁷ Cela montre l'intérêt que lui portent les organes de presse, au pas de guerre, tout comme une partie de la population souhaitant voir émerger de ce nouvel ordre un *Lebensmitteldiktator*, un dictateur des denrées les contrôlant pour éviter inégalités et famine.

23 BArch R 8034/II 14513, *Brot-Verteuerung? Von Dr. med. Johannes Dingfelder-München, Bayrische Landeszeitung*, n° 397, 30.8.1916, 165, [Ich selbst nahm, als die Butter und Schokolade aus dem Handel verschwanden, in kurzer Zeit 15 Kilo an Körpergewicht ab].

24 Souvenirs de Walter Koch (*1870) de Dresde, directeur du *Sächsischen Landeslebensmittelamt*, (DHM-Bestand – Inv.-Nr.: Do2 2000/2128).

25 BArch R 8034/II 1452, *Der Osterkuchen*, *Deutsche Tageszeitung*, n° 154, 27.3.1915, 35.

26 Michel de Certeau, Pierre Mayol, et Luce Giard, *L'Invention au quotidien, tome 2: Habiter, cuisiner* (Paris: Folio, 1994), 124.

27 BArch R 8034/II 1451, *Der erste Brotkartentag*, *Berliner Tageblatt*, n° 97, 22.2.1915, 172; BArch R 8034/II 1452, *Brotkartenkontrolle für das ganze Reich*, *Berliner Tageblatt*, n° 3, 12.3.1915, 14; BArch R 8034/II 1452, *Brotkarten für das ganze Reich*, *Vossische Zeitung*, n° 3, 12.3.1915, 14; BArch R 8034/II 1452, *Die Brotkarte*, *Norddeutsche Allgemeine Zeitung*, n° 71, 13.3.1915, 18; BArch R 8034/II 1452, « *Bekanntmachung* », 11.3.1915, n° 595, 8 A.

Dans l'ensemble, le but de la mise en place de cet élargissement du corps vécu, dont la carte de pain fait partie, est également de contribuer à un sentiment de sécurité et de réconfort. La promesse d'accéder à la denrée principale a eu un impact non négligeable sur le seuil de tolérance de la population face aux pénuries. Elle représente une répartition égale et juste, une économie morale en temps de guerre, signe des efforts de la part des administrateurs nationaux et locaux.

Repousser le seuil de tolérance face à l'altération des frontières du corps vécu s'avère néanmoins complexe: la carte de rationnement restreint également la marge de manœuvre, et donc le corps vécu de chaque acteur. Il n'est plus possible de voyager aussi facilement qu'avant la guerre, car les cartes de rationnement d'une région ne peuvent pas toujours être utilisées dans une autre. Les touristes préfèrent rentrer chez eux afin de ne pas manquer de pain.²⁸ Dans les boulangeries, les corps se pressent, se poussent, se touchent. Ils prennent conscience que la répartition ne garantit pas l'obtention de l'objet convoité et luttent pour arriver à obtenir du pain.²⁹ Alignées les unes derrière les autres, les personnes dans les files d'attente, munies de leur carte de pain, font l'expérience corporelle du froid, se bousculent, parfois se soutiennent.³⁰

Ce sont ces expériences physiques dont se souviennent, comme Lisette Schumacher à la fin de sa vie, ceux qui étaient enfants pendant le conflit:

« Puis vint la Première Guerre mondiale. Je partais le matin dès six heures et j'allais faire la queue pour un peu de lait écrémé, le jour suivant pour des pommes de terre. La plupart du temps, en hiver, elles étaient congelées, j'étais trempée jusqu'aux os, mais je le faisais avec plaisir pour [ma] mère. »³¹

Les souvenirs des adultes sont souvent liés à l'alimentation de leurs enfants. Ainsi, Walter Koch, directeur de l'office à l'alimentation de Dresde, et Karl Hampe, professeur d'histoire à Heidelberg, se souviennent du regard de leurs enfants, implorant plus de nourriture.³²

28 BArch R 8034/II 1454, *Die Berliner sollen wiederkommen*, Berliner Lokal-Anzeiger, n° 156, 4. 4. 1917, 104.

29 BArch R 8034/II 1451, *Ums tägliche Brot*, Leipziger Volkszeitung n° 32, 9. 2. 1915, 140, [Wenn der langersehnte Brotwagen nur in Sicht kommt, setzt ein beängstigendes Schieben und Würgen und Drängen der Harrenden ein].

30 Photographie d'une femme qui s'écroule dans une file d'attente en 1916, © picture-alliance/dpa.

31 TArch Lisette Schumacher (env.1900–1980), *Erinnerungen*, 1980, 7. [Dann kam der erste Weltkrieg ich ging morgens schon um 6 Uhr und stellte mich an für etwas Magermilch den nächsten Tag für Kartoffeln im Winter waren sie meistens verfroren. Ich war bis auf die Haut naß [sic.] aber für Mutter habe ich das gerne getan.]

32 Souvenirs de Walter Koch. (An den Leiden der Bevölkerung durch Hunger und Kälte haben meine Familie und ich unser redlich Teil getragen [...]).

Durant les premières années du conflit, des acteurs utilisent un argument récurrent pour encourager la population civile à endurer en silence les altérations des frontières du corps propre et du corps vécu: comparée aux souffrances endurées sur le front armé, cette altération des frontières du corps à l'arrière est dérisoire. Selon un journaliste anonyme écrivant pour un journal berlinois, producteurs et consommateurs de pain sont moralement tenus d'accepter certains sacrifices, dont l'interdiction de fabriquer le pain de nuit et l'absence des petits pains pour le petit déjeuner qui en découle.³³ Les soldats souffrent de douleurs bien plus importantes. Puis lorsque le conflit passe d'une guerre de mouvement à une guerre de position, les soldats se retrouvent confinés dans des espaces extrêmement réduits. Limités à leur tranchée, englués dans la boue dans l'attente d'ordres, leurs corps sont contraints de quitter leur position redressée et se couchent à même le sol. Leur mobilité est réduite au point qu'ils ne se sentent plus humains, plus hommes non plus, atteints au plus profond dans leur individualité et leur masculinité.³⁴ Sortir de sa propre tranchée, franchir la ligne adverse, implique une mise en danger du corps propre. Les violences et les viols des populations commis par les soldats en territoire occupé et au passage des frontières nationales en temps de guerre sont l'une des expressions les plus fortes de la signification du passage d'une ligne imaginaire dans l'espace.³⁵ En regard des violences guerrières et des conditions de vie dans les tranchées, les civils sont appelés à relativiser leurs souffrances. C'est dans ce contexte que « l'apologie de la souffrance déborde le cercle des médecins et le clergé » et que « la valorisation de l'épreuve et du bien souffrir s'inscrit en regard de la dénonciation de la mollesse et de la volupté ».³⁶

Par conséquent, au début du conflit, la demande de repousser le seuil de tolérance au manque alimentaire a eu un certain succès dans l'Empire allemand. On peut en conclure que le seuil de tolérance au déplacement des frontières du corps propre – lorsque la circonférence des ventres, des hanches et des cuisses, par exemple, diminue – et du corps vécu – quand l'acteur est restreint dans ses mouvements et que sa capacité à acheter des aliments est conditionnée aux règles du rationnement – dépend également de leur situation par rapport aux autres corps: selon le discours présent dans la presse, une mère ou une épouse conscientes que le fils ou son mari sont au front devraient d'autant mieux tolérer les

33 BArch R 8034/II 1451, *Die Neuordnung der Herstellung und Lieferung von Backwaren*, Berliner Lokal-Anzeiger, n° 10, 10, 6. 1. 1915, 41.

34 Stéphane Audoin-Rouzeau, « La Grande Guerre et l'histoire de la virilité », dans *Histoire de la virilité*, éd. Alain Corbin, vol. 2 (Paris: Seuil, 2011), 403–410.

35 Stéphane Audoin-Rouzeau, *L'enfant de l'ennemi. Viol, avortement, infanticide pendant la Grande Guerre* (Paris: Flammarion, 2013).

36 Jean-Louis Flandrin et Massimo Montanari, *Histoire de l'alimentation* (Paris: Fayard, 1996), 268.

modifications des frontières de leurs corps au vu des violences incommensurables qu'endurent ceux qui leur sont chers.

Revisiter les frontières du corps par les sens: couleur du pain et privations involontaires

Alors que le conflit n'influence qu'assez modérément la frontière des corps au début de la guerre à l'arrière, se pose la question de ce qu'il en est par la suite, à partir de 1916 et de 1917. En quoi la faim transforme-t-elle les limites du corps et en quoi l'expérience sensible du pain en temps de guerre permet-elle de mieux comprendre l'idée de corps vécu? Cet angle d'approche permettra d'étudier l'évolution du rapport aux limites corporelles. À l'aide de l'exemple précis du pain, il s'agira d'approfondir la compréhension des frontières du corps vécu.

Les conséquences des pénuries alimentaires se répercutent sur le corps vécu, tout comme sur le corps propre, et altèrent la santé des acteurs. Le manque de denrées flétrit les peaux et affaiblit les organismes, plus vulnérables aux maladies. La tuberculose, les maladies intestinales et la grippe espagnole font d'autant plus de ravages. À long terme, le corps des enfants évolue plus lentement dans leur croissance. Comme l'a montré Mary Cox, leur taille diminue à la fin de la guerre et après celle-ci.³⁷ La faim limite la procréation par les aménorrhées, tout en réduisant la vitesse de croissance des corps jeunes. Une limite physique est franchie: l'agentivité des acteurs est non seulement réduite par le système de rationnement mais également par les capacités physiques du corps propre lui-même.

Cela revient donc à se poser la question suivante: quelles altérations des frontières physiques du corps sont tolérables et dans quel contexte? À quel point peuvent-elles être repoussées, déplacées? Pour situer ces frontières, nous utiliserons des expressions matérielles, sensibles et palpables le long de cette frontière. Cela permettra de mieux comprendre ce que veut dire le fait que le corps vécu se délimite vis-à-vis de « tout ce qui se trouve dans son champ d'action »,³⁸ des possibilités liées à une réalité physique du monde. En ce sens, nous allons utiliser le rapport à la couleur du pain comme un aspect révélateur d'une frontière invisible, faisant le lien entre le corps propre et le corps vécu.

Si les discours des dirigeants, relayés par une partie de la population civile, réussissent dans un premier temps à repousser la limite de tolérance individuelle des altérations des frontières du corps propre et du corps vécu, comment déceler le moment où celle-ci est franchie? Quand est-ce que les acteurs refusent la faim et

37 Mary Elisabeth Cox, *Hunger in War and Peace: Women and Children in Germany, 1914–1924* (New York: Oxford University Press, 2019).

38 Merleau-Ponty, *Phénoménologie de la perception*, 117.

ses conséquences sur leur peau et leurs muscles, ainsi que sur leur capacité à interagir avec le monde autour d'eux? Le rapport des acteurs de l'arrière à un objet en particulier, le pain, semble ici révélateur. Cet aliment mobilise les sens au quotidien. Les acteurs décrivent son aspect extérieur, son toucher, son goût et son odeur. Il prend par conséquent une place particulière dans ce que Maurice Merleau-Ponty appelle le corps phénoménal ou corps vécu de chaque individu et, faisant partie de ce grand corps, il devient une extension des frontières du corps. La relation au pain, comme il peut être consommé, présuppose une projection de son incorporation potentielle, matérielle et symbolique. La décision de le consommer revient à se demander si ses qualités sont souhaitables pour le corps propre. Après coup, ses caractéristiques sont projetées sur ce dernier. Il semble donc probable que le rapport qu'entretient l'acteur à cet objet dans le cadre de la pénurie puisse renseigner d'autant mieux sur ce que l'on entend par corps phénoménal. Les interactions des acteurs avec cet objet permettent de penser l'extension des frontières du corps, au-delà de la peau. Or, dans le processus d'évaluation du « bon pain », la couleur joue un rôle fondamental, car, avant même de l'ingérer, les acteurs ont tendance à en déduire sa qualité et ses composants.

Alors que « le pain de seigle avait cédé du terrain au pain blanc, fabriqué à base de blé importé », ³⁹ au début de la guerre, les pains plus foncés – le pain noir, le pain de seigle et le pain de guerre contenant des pommes de terre – sont de nouveau prescrits par certains acteurs. Le pain noir est représenté comme le pain allemand par excellence. Des publicités et la presse le dépeignent comme un aliment ancestral, proche des racines allemandes, profondément ancré dans les mœurs, symbole de vitalité et plus sain que les autres pains. ⁴⁰ Selon un article paru dans la *Deutsche Tageszeitung* en mai 1916, plus le pain est noir, plus il est apprécié. ⁴¹ Cette argumentation se place dans un contexte particulier, celui de la guerre et du blocus. Étant peu produite en Allemagne, la farine blanche est chère et rare. Les entrepreneurs et les politiques partagent alors un intérêt commun: faire accepter la consommation du pain noir pour dissuader de consommer de la farine de blé. Un fabricant de pain complet appelé Kara-Vollkornbrot utilise précisément cet argument dans une affiche publicitaire placardée pendant la guerre. ⁴² À partir du début de l'année 1915, il est interdit de vendre du pain blanc et de la farine blanche

39 Rousseau, *La Grande Guerre*, 98.

40 BArch R 8034 II 14 52, *Schwarzbrot – deutsches Brot*, 2.9.1915 et 4.9.1915, 167.

41 BArch R 8034/II 1453, *Schwarzbrot ist besser als Weissbrot*, *Deutsche Tageszeitung*, n° 251, 17.5.1916, 117, [Es ist eine allgemeine Beobachtung, dass der Genuss des Weissbrotes dem des Schwarzbrottes vorgezogen wird und dass das Schwarzbrot um so beliebter ist, je dunkler es ist.].

42 BArch. R86/ 5478, *Eine Mahnung in Zeiten der Kriegsnot. Eßt Schwarzbrot*. Publicité pour le pain nommé « Kara-Vollkornbrot », date inconnue.

et pure: elle doit être mélangée à hauteur de 30 % à de la farine de seigle.⁴³ Contrairement au pain noir, le pain blanc semble alors réprouvé, autant par les autorités, les médecins et les scientifiques que par une partie de la population.

Un basculement de cette argumentation est visible au cours des années 1916 et 1917: le pain blanc devient l'aliment approuvé par la population et réservé aux malades. Le pain noir et le pain de guerre au contraire sont réprouvés par un nombre croissant d'acteurs, comme les médecins, qui les rendent responsables de maladies intestinales et les déconseillent aux personnes fragiles. À partir d'une analyse quantitative des articles de journaux sur le pain et la farine entre 1914 et 1919, on note une diminution des occurrences du pain de guerre. Les articles promouvant le pain noir en tant que pain allemand se font eux aussi plus rares, puis disparaissent au cours de la guerre, en dépit de la propagande, qui encourage à manger du pain complet, du pain de guerre et du pain noir. L'intérêt observé dans la presse lors des premières années de guerre pour ces produits locaux, comme le seigle, la pomme de terre ou le rutabaga, s'évanouit ainsi à partir de 1916. Les restrictions involontaires sont d'autant plus fortement ressenties « que le niveau de vie s'était notablement amélioré dans les deux décennies précédentes ».⁴⁴ L'impression de régression sociale entraîne alors une réduction du corps phénoménal. Or la faim repose notamment dans ce rétrécissement involontaire de l'agentivité, lié à la diminution et à la dégradation des aliments, tout comme à la connotation sociale et culturelle qui les accompagne.

En somme, les pénuries occasionnent d'abord une diminution non dommeable à la santé du corps propre et une altération notable des frontières du corps vécu. Le pain de seigle et le pain de guerre sont alors perçus comme des pains appréciables, mangeables et permettant un apport de calories important. Le système de valeur en temps de guerre et de pénurie communiqué par divers supports de propagande confère au pain de seigle et au pain noir une valeur patriotique. À partir de 1916, grâce à la relation au pain, on décèle une inversion des règles d'appréciation quant à sa couleur. Le pain noir, qui était prescrit et approuvé dans la presse, devient l'objet de critiques, alors que le pain blanc, auparavant dépeint comme le pain de l'ennemi, se mue en objet convoité. Ce retournement est lié au rapport qu'entretiennent ces aliments avec les frontières du corps: le pain apprécié en temps de pénurie, le pain blanc, est celui qui maintient les frontières du corps propre, qui permet de rester en bonne santé et de se distinguer puisqu'il est cher et rare, contrairement au pain noir, réprouvé, qui l'altère à la défaveur de l'acteur. Cet aliment, riche en calories, a une double action: en franchissant les limites du corps propre lors de l'ingestion, il en transforme, de

43 BArch R 8034/II 1451, *Bekanntmachung über die Bereitung von Backware*, Deutsche Reichsanzeiger, n° 5, 7. 1. 1915, 44a/b [entre en vigueur le 15. 1. 1915].

44 Rousseau, *La Grande Guerre*, 98.

l'intérieur, les contours. Il passe donc à travers, tout en agissant le long de cette frontière corporelle.

Le souvenir des pénuries précédentes influence par ailleurs l'hexis corporelle liée au pain, transmise d'une génération à une autre: « Le pain suscite le respect le plus archaïque, proche du sacré; le piétiner relève du sacrilège. »⁴⁵ Les gestes envers cet aliment révèlent l'importance qui lui est accordée: « [l]e chef de famille se met debout à l'extrémité de la table et coupe autant de tranches qu'il y a de commensaux [...] M^{me} Marie le met dans un sac de toile qu'elle donne régulièrement à sa cousine [...]. qui a des poules. [...] Après le repas, on le range soigneusement dans un sac, qui est mis au fond du placard, « pour [ne] pas qu'il sèche », »⁴⁶ comme les mères pendant la Grande Guerre en Allemagne, qui mettent le pain sous clé pour éviter que les enfants n'y aient accès. « On ne jette jamais le pain », et il « est sans cesse l'objet d'une précaution presque inconsciente »,⁴⁷ une tendance dont l'historien·ne s'aperçoit lorsqu'il rencontre des pains en miettes, en tranches, entiers, parfois carbonisés, conservés depuis plus d'un siècle dans de nombreuses archives à travers le monde.

Déplacer les frontières du corps: le seuil de tolérance situé à travers la perception d'une différence chromatique

Le déplacement des frontières individuelles du corps propre et du corps vécu, selon les personnes et les schèmes d'appréciation, supporte une certaine amplitude. Exprimées par le biais de réactions sensibles, par l'odorat, le goût ou le toucher, par exemple, ces frontières sont liées à la culture et aux croyances, aux représentations physiques et médicales. Lorsqu'elles dépassent une certaine limite, elles marquent le début d'une intolérance, d'une douleur ou d'une peur. Au-delà du corps propre, en quoi le rapport à cette opposition chromatique peut-il en dire plus sur la malléabilité des frontières du corps vécu? En d'autres termes, en quoi la réaction à la couleur du pain, le basculement d'un système d'appréciation normatif à un autre, permet-il de situer le moment crucial d'une limite de tolérance face à un déplacement des frontières du corps propre et du corps vécu?

Un prisonnier de guerre en fait l'expérience lors de sa captivité en Allemagne: « [c]'est un pain noir, compact, humide et pâteux, produit d'une chimie sournoise et compliquée, au goût aigre et sur [*sic*], aux croûtes si dures qu'on s'y casse les

45 Certeau, Mayol, et Giard, *L'Invention du quotidien, t. 2: Habiter, cuisiner*, 125.

46 *Ibid.*

47 *Ibid.*

dents.»⁴⁸ L'ingestion est contrainte, la porosité entre corps et objet empêchée, une limite physique atteinte. L'expression du dégoût pose également une limite de tolérance du corps phénoménal, un seuil, caractérisé par le rejet de l'inclusion du pain noir au grand corps. Ce refus est exprimé par d'autres acteurs, comme par Ernst Gläser dans son roman autobiographique: il renonce à ingérer le pain qu'il reçoit étant enfant, tant celui-ci est pâteux, pour le modeler entre les doigts et en faire de petites figurines car « il avait les mêmes propriétés que l'argile ».⁴⁹ Le pain touché, malaxé entre les doigts, est une partie de son corps vécu, partie qu'il met à l'écart de son corps propre.

Tout comme le franchissement de la peau peut représenter une violence lorsqu'il est involontaire, celui de cette autre frontière du corps, plus large, seulement visible à travers des manifestations sensibles, le peut également. Cette violence s'exprime dans le retrait de ce qui avait fait partie du champ d'action du corps, comme dans le cas du prisonnier dans sa cellule, dont les murs l'empêchent de retrouver son corps phénoménal habituel. Il ne retrouve pas le champ d'action auquel son grand corps s'était accoutumé. Après avoir appris à l'appréhender comme une partie d'eux-mêmes, les acteurs expriment l'absence du pain au bon goût comme un déchirement, une rupture, une coupure. Une lithographie de Käthe Kollwitz intitulée *Brot!*⁵⁰ représente le franchissement d'une telle limite à travers la gestuelle d'un enfant tirant sur la robe de sa mère pour obtenir du pain, le regard implorant d'un autre, et la position de leur mère, recroquevillée, le regard baissé. Le déchirement est si grand que la honte lui fait tourner le dos à ses enfants. L'expérience de la faim ne se réduit alors pas au manque de nourriture: le champ d'action définissant le corps vécu en tant que mère, celui permettant de nourrir ses enfants, est extrêmement réduit.

Lorsque la capacité de produire le lait maternel diminue dans le cas de carences graves, le lien entre mère et enfant passant par l'alimentation est mis à mal. L'allaitement, pratique à travers laquelle le corps de la mère s'étend au corps de l'enfant, est fondamental pour la survie de l'enfant, mais aussi pour préserver l'intégrité du corps phénoménal de la mère. L'enfant, dont le corps propre, dans le ventre, se fondait à celui de la mère, fait partie, plus que toute autre chose, au quotidien du corps vécu de cette dernière. Certaines femmes vont jusqu'à se priver elles-mêmes pour continuer à nourrir leur enfant, comme l'épouse de Walter Koch, à Dresde: « [I]e plus triste, ce furent les disputes avec ma femme, qui donnait sa portion déjà peu importante à ses enfants et mettait ainsi en danger sa

48 Extrait de l'ouvrage *La Vie de nos prisonniers*, par M. A. Warnod, ancien prisonnier de guerre, (<http://www.compagnons-boulangers-pâtisseries.com/crebesc/pain-k/>, le 14. 1. 2021).

49 Ernst Gläser, *Jahrgang 1902* (Gütersloh: Bertelsmann Lesering, 1961), 261. [Das Brot ließ sich sehr gut zum Modellieren von Männchen verwenden. Es war wie Lehm.]

50 Käthe Kollwitz, *Brot!* [pain!], Lithographie, 49 × 33,5 cm, 1924 (date de publication).

santé », écrit-il dans ses souvenirs.⁵¹ Bien que cette œuvre ait été produite après la guerre, elle exprime le dépassement des frontières propres et vécues expérimenté par de nombreuses familles au cours de la seconde moitié du conflit.

Les expériences sensibles concernant le pain permettent de voir plus concrètement en quoi le corps phénoménal crée un propre espace-corps autour de lui: lorsqu'un acteur touche un pain, celui-ci fait partie de cette extension qu'il crée. L'interaction entre le pain et le corps, à travers les sens, est si riche qu'à lieu une anticipation, une projection du pain sur le corps. Ceci est plus le cas pour le pain que pour d'autres aliments en raison de son statut particulier: il rappelle la transsubstantiation, « la résonance religieuse du « Ceci est mon corps » prononcé par Jésus sur le pain de la dernière Cène »,⁵² que l'on retrouve également dans l'aphorisme « dis-moi ce que tu manges, je te dirai qui tu es »⁵³ et dans la pensée selon laquelle « je deviens ce que je mange ».⁵⁴ Le pain apparaît donc comme un outil efficace pour sonder le seuil de tolérance quant aux déplacements des frontières du corps.

En supposant qu'une altération involontaire des frontières du corps propre ou du corps vécu entraîne une violence, comment situer le seuil de tolérance de cette flexibilité des frontières du corps? Quand cette altération devient-elle involontaire? Nous l'avons vu avec les conséquences du pain noir sur le corps durant la Grande Guerre en Allemagne, rejeté pour des raisons sensorielles. Il l'est également en raison de représentations: particulièrement en période de famine, la couleur du pain est un marqueur de distinction sociale et culturelle.

Pendant la guerre, la propagande française tente justement de démoraliser la population allemande en jouant sur ces représentations: l'objectif discursif est de montrer que l'ingestion de certains aliments, et en particulier du pain noir ou du pain de guerre, revient à franchir un seuil physiquement intolérable, entraînant des transformations corporelles involontaires. Elle fait d'abord usage de la relation entre le corps et la viande de porc pour discréditer l'ennemi: « [t]out commentaire est superflu. Trop carnée, trop riche, trop porcine, la nourriture modifie l'organisme de ceux qui l'affectionnent, au point que de « mangeurs de porcs », les Allemands deviennent porcs eux-mêmes. »⁵⁵ Selon la propagande française, le pain blanc est une preuve de civilisation, opposé à la *Kultur* et au pain

51 Souvenirs de Walter Koch. [Das Traurigste waren die Kämpfe mit der Frau, die ihre ohnehin schmale Portion den Kindern zusteckte und ihre Gesundheit damit gefährdete].

52 Anne Marie Moulin, « Le corps face à la médecine », dans *Histoire du corps*, t. 3., éd. Jean-Jacques Courtine, Georges Vigarello et Alain Corbin, (Paris: Seuil, 2011), 38.

53 Jean Anthelme Brillat-Savarin, *Physiologie du goût, ou méditations de gastronomie transcendante*, (Paris: Furne, 1864).

54 Jean-Pierre Poulain, *Sociologies de l'alimentation. Les mangeurs et l'espace social alimentaire*, (Paris: PUF, 2002), 163.

55 Juliette Courmont, *L'odeur de l'ennemi. L'imaginaire olfactif en 1914-1918* (Paris: Armand Colin, 2010), 26.

insalubre allemands.⁵⁶ Les allusions scatologiques ainsi que des zoomorphismes déshumanisent l'ennemi. Ils représentent les Allemands en poux repoussants ou les discréditent à travers l'accusation de coprophagie.⁵⁷ Le dégoût de l'ennemi est ainsi présenté comme instinctif.⁵⁸ Ces attributs ne sont pas nouveaux lorsque la guerre éclate: « [a]nimalité, saleté, odeur: les éléments essentiels sont déjà en place dans le tableau de Lavisse à l'heure de la première guerre entre Français et Allemands en 1870. »⁵⁹ La propagande française répond donc à des représentations culturelles plus anciennes et, lorsque les produits carnés diminuent, le pain de guerre allemand devient un objet majeur permettant de nier toute humanité à l'ennemi allemand. Le « pain KK » est utilisé pour susciter le dégoût et le rejet et devient « la pierre angulaire d'une entreprise de dénigrement de tout ce qui est germanique, et de la *Kultur* au premier chef ». ⁶⁰

Les ennemis français ne sont pourtant pas les seuls à faire ce rapprochement: en Allemagne, le dégoût de certains aliments et la distinction entre nourriture destinée aux hommes et nourriture destinée aux animaux rappellent cette volonté de l'éloignement du corps humain de celui des animaux. Il arrive que les acteurs expriment leur dégoût et que des caractéristiques animales soient incluses dans le corps phénoménal par anticipation. Cela est le cas lorsque les acteurs mentionnent un « pain de terre »,⁶¹ ou le nomment « gâteau pour chien »⁶² pour en exprimer la qualité médiocre. Le dégoût amène ainsi un journaliste, en 1915, à porter son attention sur une publicité proposant à la vente un jambon parsemé de vers.⁶³ À partir du 28 juillet 1915, il est par ailleurs interdit de donner du pain à des animaux. En octobre de la même année, Adele Jansen, employée dans un commerce, est d'abord accusée d'avoir enfreint cette règle en donnant du pain à son chien, avant d'être acquittée.⁶⁴ Au regard des pénuries, la préservation des humains passait avant celle des animaux et devait en être séparée, autant que possible.

Le seuil de tolérance face aux évolutions des frontières du corps vécu et du corps phénoménal devient d'autant plus conscient que ces derniers souffrent.

56 Un grand nombre de représentations iconographiques font apparaître les mots commençant par la lettre « K » rappelant le « Kaiser » et le pain de guerre, nommé K-Brot. Ainsi, la culture allemande, s'écrivant avec un « K », est rapprochée des qualités nauséabondes attribuées au pain de guerre, toujours dans le but de priver l'ennemi de ses caractéristiques humaines.

57 Henry Cold, *Le pou. Graine de boches – G^{de} Kultur, « Semence: 1914 »* (carte postale), Nice, 1914; [...], *Fabrication du pain KK, NuBIS*.

58 Courmont, *L'odeur de l'ennemi*, 21.

59 *Ibid.*

60 *Ibid.*, 47.

61 BArch. R86/ 3281, *Nährschäden der Kriegskosten*, Kölnische Volkszeitung, n° 248, 1.7.1920.

62 TArch Josephine und Clara Bohn, 4.

63 R 86/ 3286 (tome 3), *Schinken mit Maden*, Annonce publicitaire, 3.8.1915.

64 F/DELTA/0789/05/4, *Brot an einen Hund verfüttert*, Rheinische Westfälische Zeitung (Rh. W. Z.), 9.10.1917.

Dans leurs journaux intimes, les acteurs parlent souvent d'une mort lente, à petit feu, dont l'expérience serait pire encore qu'une mort plus rapide. Selon un observateur à Berlin, la souffrance de la faim est celle d'une mort lente: « [c]e n'est pas assez pour vivre, trop peu pour mourir. »⁶⁵ Le fait d'avoir faim n'est pas seulement lié au corps qui se consume, la perception du corps phénoménal y joue un rôle primordial. En effet, la douleur

« constitue un ébranlement du système sensitif. Mais elle est aussi construction sociale, psychoculturelle, formalisée dès le plus jeune âge [...] Le sens conféré à la douleur préexiste à la sensation [...]. La lecture des symptômes elle-même est élaborée par une expérience individuelle, sociale, professionnelle, tissée de valeurs culturelles et de préjugés ». ⁶⁶

La peur de la perte de marge d'action du corps vécu à travers l'affaiblissement des corps propres influence les normes. Lorsque le système normatif bascule, signe de la perception par les acteurs du passage de l'abondance à la pénurie, l'évolution des frontières corporelles est jugée différemment: le rétrécissement des frontières physiques, la circonférence des ventres, des cuisses, des bras et de la taille pendant la guerre est craint, indésirable. Dans ce contexte, cette évolution est synonyme de danger, de douleur et de violences faites au corps. Selon Sebastian Haffner, certains corps s'accoutument au manque et développent « une certaine résistance à la sous-alimentation ». ⁶⁷ En exil en 1938, il conclut: « [n]ous avons été habitués très tôt à nous contenter d'un minimum [...] De ce point de vue, ils [*les Allemands*] ont un certain entraînement et ne sont pas très exigeants. [...] Ils estiment aujourd'hui qu'avoir faim est plus ou moins une obligation morale et, en tout cas, que ce n'est pas grave. » ⁶⁸

Conclusion

Étudier le rapport sensible au pain a permis de mettre en lumière des frontières qui traversent le corps et dépassent la peau, communément perçue comme la frontière entre le corps et le monde qui l'entoure. Ces dernières sont déterminantes dans la perception de la faim, plus ou moins acceptée, selon le seuil de tolérance à l'évolution de ces frontières. Si l'on examine la transition entre l'abondance, permise par un niveau de vie suffisant et plus fréquente en temps de

65 Benjamin Ziemann, *War experiences in rural Germany 1914 1923, The legacy of the Great War* (Oxford: Berg, 2007), 2. [Zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel, man brauche zehn Jahre, um bei einer solchen Verpflegung zu sterben].

66 Alain Corbin, « Douleur, souffrances et misères du corps », dans *Histoire du corps*, tome 2, éd. Courtine, Vigarello, et Corbin, (Paris: Seuil, 2011) 263.

67 Sebastian Haffner, *Histoire d'un Allemand: Souvenirs 1914–1933* (Arles: Actes Sud, 2002), 37.

68 *Ibid.*, 37.

paix, et les pénuries du temps de guerre entre 1914 et 1919, on constate que ce seuil de tolérance de la population civile allemande a été mis à rude épreuve. La faim ne se définit pas simplement en termes d'absence ou de présence d'aliments, ni seulement au niveau du corps ou de l'esprit. Elle est étroitement liée à l'évolution de la perception sensible des frontières du corps propre et du corps vécu. En temps de guerre, la faim, intrinsèquement liée à l'évolution des frontières du corps, devient d'autant plus difficile à supporter lorsque le manque, dans un premier temps consenti, se mue en manque involontaire et subi.

Au début de la guerre, lorsque, en Allemagne, les corps des civils sont pris pour cible, l'altération des frontières des corps reste modérée et supportable. La carte de pain incarne alors un espoir d'amélioration. En revanche, elle restreint dans le même temps le corps vécu puisqu'elle confine les corps dans un espace donné, dans lequel ces cartes permettent d'obtenir du pain. Cette transformation, d'abord modérée et parfois présentée comme étant même souhaitable pour la santé des civils en surpoids, s'accélère au cours de la guerre. Les limites du corps propre face au manque de nourriture se répercutent sur la croissance des enfants et la résistance physique de toute la population. Au cours de cette évolution, le pain de guerre permet d'étudier de plus près ces frontières invisibles, celles du corps phénoménal. Mobilisant tous les sens, cet aliment en devient une partie du grand corps, dès qu'il est touché, goûté, senti ou perçu. L'étude du pain blanc et du pain noir a permis de considérer un basculement, au cours de cette guerre, des normes d'appréciation du pain. Les raisons de ce basculement se situent dans le contexte de la guerre elle-même: les sens sont surpris par de nouveaux goûts et de nouvelles odeurs, l'expérience de la faim est alors étroitement liée aux représentations des aliments ingérés en tant qu'anticipation de l'expérience sensible de ces derniers. Ainsi, s'accroît la peur d'ingérer des aliments, et plus précisément du pain, pouvant amener un à rétrécissement des frontières du corps vécu. En temps de guerre, la réduction des frontières du corps propre représente somme toute un danger tangible, une menace anticipée, la crainte plus profonde de se retrouver rappelé à sa propre finitude.

Bibliographie

- Albert-Buisson, François et al. *Grand dictionnaire encyclopédique*, vol. 4. Paris: Librairie Larousse, 1983.
- Audoin-Rouzeau, Stéphane. « La Grande Guerre et l'histoire de la virilité ». Dans *Histoire de la virilité*, édité par Alain Corbin, tome 2, 403-410. Paris: Seuil, 2011.
- *L'enfant de l'ennemi. Viol, avortement, infanticide pendant la Grande Guerre*. Paris: Flammarion, 2013.

- « Massacres. Le corps et la guerre ». Dans *Histoire du corps. Les mutations du regard, le XXe siècle*, tome 3, édité par Alain Corbin, Jean-Jacques Courtine et Georges Vigarello, 281–230. Paris: Seuil, 2006.
- Bauerkämper, Arnd, et Élise Julien, éd. *Durchhalten! Krieg und Gesellschaft im Vergleich 1914–1918*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2010.
- Bourdieu, Pierre. *Langage et pouvoir symbolique*. Paris: Seuil., 2001.
- *Le Sens pratique*. Paris: Les Éditions de Minuit, 1980.
- Bremm, Klaus-Jürgen. *Propaganda im Ersten Weltkrieg*. Stuttgart: WBG, 2013.
- Brillat-Savarin, Jean Anthelme. *Physiologie du goût, ou méditations de gastronomie transcendante*. Les classiques de la table. Lausanne: Kaeser, 1825.
- Bruendel, Steffen. « Vor-Bilder des Durchhaltens. Die deutsche Kriegsleihe-Werbung 1917–1918 ». Dans *Durchhalten! Krieg und Gesellschaft im Vergleich 1914–1918*, édité par Arnd Bauerkämper et Élise Julien, 82–108. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2010.
- Certeau, Michel de, Pierre Mayol, et Luce Giard. *L'Invention au quotidien, t. 2: Habiter, cuisiner*. Paris: Folio, 1994.
- Corbin, Alain. *Le Miasme et la Jonquille. L'odorat et l'imaginaire social aux XVIII^e–XIX^e siècles*. Paris: Flammarion, 1998.
- « Douleur, souffrances et misères du corps ». Dans *Histoire du corps*, tome 2, édité par Jean-Jacques Courtine, Georges Vigarello, et Alain Corbin, 221–286. Paris: Seuil, 2011.
- Courmont, Juliette. *L'odeur de l'ennemi. L'imaginaire olfactif en 1914–1918*. Paris: Armand Colin, 2010.
- Courtine, Jean-Jacques, Georges Vigarello, et Alain Corbin. *Histoire du corps*. Paris: Seuil, 2005.
- Courtine, Jean-Jacques et Georges Vigarello. « Identifier. Traces, indices, soupçons ». Dans *Histoire du corps*, tome 3., édité par Jean-Jacques Courtine, Georges Vigarello et Alain Corbin, 275–292. Paris: Seuil, 2011.
- Cox, Mary Elisabeth. *Hunger in War and Peace: Women and Children in Germany, 1914–1924*. New York: Oxford University Press, 2019.
- Demm, Eberhard. *Censorship and Propaganda in World War I: A Comprehensive History*. Londres: Bloomsbury Academic, 2019.
- Enzensberger, Alina. *Übergangsräume: Deutsche Lazarette im Ersten Weltkrieg*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2020.
- Farge, Arlette. *Effusion et tourment, le récit des corps: histoire du peuple au XVIII^e siècle*. Paris: O. Jacob, 2007.
- Flandrin, Jean Louis, et Massimo Montanari. *Histoire de l'alimentation*. Paris: Fayard, 1996.
- Hagemann, Karen, et Stefanie Schüler-Springorum, éd. *Heimat-Front: Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege*. Francfort: Campus Verlag, 2002.
- Jones, Heather. « L'arme de la faim ». Dans *Une histoire de la guerre du XIV^e siècle à nos jours*, édité par Bruno Cabanes, 552–565. Paris: Seuil, 2018.
- Hirschfeld, Gerhard, et Gerd Krumeich. « Wozu eine < Kulturgeschichte > des Ersten Weltkriegs? » Dans *Durchhalten! Krieg und Gesellschaft im Vergleich 1914–1918*, édité par Arnd Bauerkämper et Élise Julien, 31–53. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2010.
- Lipp, Anne. *Meinunglenkung im Krieg: Kriegserfahrungen deutscher Soldaten und ihre Deutung 1914–1918*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2003.

- Littré, Émile. *Dictionnaire de la langue française*. Electronic version created by François Gannaz. Paris: Hachette, 1873.
- Merleau-Ponty, Maurice. *Phénoménologie de la perception*. Paris: Gallimard, 1992 [1945].
- Missfelder, Jan-Friedrich. « Quand l'histoire passe par le corps. Sens, signification et sensorialité au service d'une anthropologie historique ». *Trivium. Revue franco-allemande de sciences humaines et sociales – Deutsch-französische Zeitschrift für Geistes- und Sozialwissenschaften*, n° 27 (2017) [traduit par Anne-Laure Vignaux. titre original: « Ganzkörpergeschichte. Sinne, Sinn und Sinnlichkeit für eine Historische Anthropologie ». *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, 39, n° 2 (2014): 457–475.]
- Moulin, Anne Marie. « Le corps face à la médecine ». Dans *Histoire du corps*, tome 3., édité par Jean-Jacques Courtine, Georges Vigarello et Alain Corbin, 15–72. Paris: Seuil, 2011.
- Régis, Nina. « Politique du pain, qualités gustatives et polémiques en Allemagne entre 1914 et 1918. Le cas du pain Eckhoff ». Dans *Les fronts intérieurs européens*, édité par Laurent Dornel et Stéphane Le Bras, 89–110. Rennes: Presses universitaires de Rennes, 2018.
- Poulain, Jean-Pierre. *Sociologies de l'alimentation. Les mangeurs et l'espace social alimentaire*. Paris: Quadrige, 2002.
- Rousseau, Frédéric. *La Grande Guerre en tant qu'expériences sociales*. Paris: Ellipses, 2006.
- Schmidt, Anne. *Belehrung – Propaganda – Vertrauensarbeit: Zum Wandel amtlicher Kommunikationspolitik in Deutschland 1914–1918*. Essen: Klartext/PRO, 2016.
- Schmidt, Daniel. « Zwischen Expertise und Propaganda. Max Rubner und die Kriegsernährung im Ersten Weltkrieg ». Dans *Arbeit, Leistung und Ernährung*, édité par Theo Plessner et Hans-Ulrich Thamer, 237–262. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2012.
- Vannini, Phillip, Dennis Waskul, et Simon Gottschalk. *The Senses in Self, Society, and Culture: A Sociology of the Senses*. New York: Routledge, 2011.
- Weinreb, Alice. « Beans Are Bullets, Potatoes Are Powder. Food as a Weapon during the First World War ». Dans *Environmental Histories of the First World War*, édité par Richard P. Tucker, Tait Keller, John R McNeil, et Martin Schmidt. Cambridge: Cambridge University Press, 2018.
- Ziemann, Benjamin. *War experiences in rural Germany 1914–1923. The legacy of the Great War*. Oxford: Berg, 2007.

Sources

Bundesarchiv, Berlin Lichterfelde

- BArch R 8034/III 400: 61 Re 1 Reichslandbund, *Pressearchiv Roth.-Rud.*
- BArch R 8034/II 1451–55: *Brot und Bäckererzeugnisse – Zusatz von Kartoffeln bzw. Kartoffelmehl zum Brot, Verband Deutscher Brotfabrikanten*, 8. 9. 1914–5. 3. 1915, tome 1–5.
- BArch. R 86/5478: *Getreide, Mehl und Backwaren (1914–1916)*, 24. 6. 1914–31. 10. 1916.
- BArch R 86/3286 (tome 3): *Massen- und Unterernährung im Krieg*, (1914–1918).
- BArch. R 86/3281: *Gesundheitliche Folgen der Kriegsernährung*, 1. 4. 1918–4. 4. 1921.

Archives de journaux intimes (Tagebucharchiv), Emmendingen

TArch Lisette Schumacher (env.1900–1980), Erinnerungen, 1980.

TArch Josephine und Clara Bohn.

La Contemporaine, Nanterre

F/DELTA/0789/05/4: Le Pain, du 18.1.1917 au 15.12.1917, 129 pièces.

Sources iconographiques

Käthe Kollwitz, *Brot!* [pain!], Lithographie, 49 × 33,5 cm, 1924 (date de publication).

Photographie d'une femme qui s'écroule dans une file d'attente en 1916, © picture-alliance/dpa, <https://tinyurl.com/7dn5ptzp>, consulté le 27.3.2021.

Henry Cold, *Le pou. Graine de boches – G^{de} Kultur*, « *Semence: 1914* » (carte postale), Nice, 1914; [...], *Fabrication du pain KK*, NuBIS, <https://nubis.univ-paris1.fr/ark:/15733/3wqf>, consulté le 4.5.2020.

Sources publiées

Extrait de l'ouvrage « La vie de nos prisonniers », par M. A. Warnod, ancien prisonnier de guerre, <http://www.compagnons-boulangers-patisseries.com/crebesc/pain-k/>, consulté le 27.3.2021.

Souvenirs de Walter Koch (*1870) de Dresde, directeur du Sächsischen Landeslebensmittelamt, (DHM-Bestand – Inv.-Nr.: Do2 2000/2128), <https://www.dhm.de/lemo/zeitzeugen/walter-koch-kohlruubenwinter.html>, consulté le 27.3.2021.

Eltzbacher, Paul. *Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan: Eine Denkschrift*. Vieweg: Teubner Verlag, 1914.

Gläser, Ernst, *Jahrgang 1902*. Gütersloh: Bertelsmann Lesering, 1961.

Sebastian Haffner, *Histoire d'un Allemand: Souvenirs 1914–1933*. Arles: Actes Sud, 2002.

Sarah Ehlers

Körpertechniken und Grenztechniken. Schlafkrankheitsbekämpfung im kolonialen Afrika

Au début du XX^e siècle, des épidémies de la maladie du sommeil ont ravagé une grande partie des territoires coloniaux en Afrique. Cette contribution étudie la fonction des frontières à travers la lutte menée par les pouvoirs coloniaux contre ces épidémies et examine le rapport entre corporéité, espace et pouvoir colonial. Les frontières des colonies étaient aussi bien des zones d'échange des pouvoirs coloniaux, que des espaces de contrôle des populations autochtones. Des points de contrôle, des carnets de santé et des camps d'internement pour personnes infectées se sont souvent développés en tant que techniques, d'abord aux frontières, avant de s'étendre à l'intérieur des pays. Alors que la plupart des frontières coloniales en Afrique étaient, en premier lieu, issues de négociations entre dirigeants européens, les médecins de la maladie du sommeil les dotaient désormais d'une valeur et les associaient à une mission. En revanche, pour la population africaine, celles-ci restaient, dans un premier temps, des barrières arbitraires que l'on pouvait néanmoins utiliser dans un but stratégique.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts verwüsteten Epidemien der Schlafkrankheit weite Teile der europäischen Kolonialgebiete im subsaharischen Afrika. Für die betroffenen afrikanischen Gesellschaften war die Situation katastrophal, und auch für die Kolonialmächte waren die Nachrichten beängstigend: Allein in der Region des Victoriasees im britischen Protektorat Uganda zählte die Verwaltung 1905 über 200.000 Tote, was über einem Drittel der dortigen Bevölkerung entsprach.¹ Gleichzeitig stiegen in französischen und belgischen Gebieten entlang des Kongos die Todeszahlen in die Hunderttausende, und auch aus deutschen sowie portugiesischen Gebieten wurden mehr und mehr Infizierte gemeldet. Die Ausbreitung der Krankheit schien ungebremst, und für die europäischen Mächte war nicht zuletzt die Sorge um Kolonialbesitz und -wirtschaft groß. So beschäftigte in Europa die Schlafkrankheit nicht nur die Kolonialpolitik, sondern

1 Daniel R. Headrick, »Sleeping Sickness Epidemics and Colonial Responses in East and Central Africa, 1900–1940«. *PLOS Neglected Tropical Diseases* 8, Nr. 4 (2014); Eric M. Fèvre et al., »Reanalyzing the 1900–1920 Sleeping Sickness Epidemic in Uganda«. *Emerging Infectious Diseases* 10, Nr. 4 (2004).

auch die Wissenschaft. Für Mediziner² lag hier ein prestigereiches Forschungsfeld, waren zu Beginn der Epidemien schließlich weder Erreger, Übertragungswege noch Therapiemöglichkeiten bekannt. Gleichzeitig waren Ärzte im Kolonialdienst nicht nur Forscher, sondern auch Teil der kolonialen Herrschaft. Sie repräsentierten den Kolonialstaat in den Augen der Bevölkerung und waren zur Durchsetzung medizinischer Maßnahmen auf staatliche Gewalt angewiesen. Als Vertreter europäischer Medizin stießen Kolonialärzte auf andere Medizinkulturen und -autoritäten, schließlich war die Wirksamkeit bakteriologischer Verfahren keineswegs allgemein akzeptiertes Wissen. In dieser Hinsicht ist die Untersuchung der Krankheitsbekämpfung nicht von der Untersuchung kolonialer Herrschaft zu trennen.³

Für die europäischen Mächte wurde die Bekämpfung der Seuche in den folgenden Jahrzehnten zu einem der wichtigsten medizinisch-administrativen Projekte in Afrika. Hierzu bildeten die betroffenen Kolonialmächte Belgien, Großbritannien, Frankreich, Deutschland und Portugal eigene Kommissionen, die die Schlafkrankheitsbekämpfung entwerfen und steuern sollten. In ihnen kamen profilierte medizinische Forscher wie Robert Koch oder David Bruce mit Militärärzten und Kolonialverwaltungen zusammen.⁴ Diese Kommissionen lebten in hohem Maße von europäischer Zusammenarbeit, die sich sowohl in fachlichem als auch administrativem Austausch zeigte. Die Reaktionen der Kolonialmächte auf die Schlafkrankheit waren deshalb über Ländergrenzen hinweg sehr ähnlich. Neben der Forschung initiierten die Kommissionen vielfältige Maßnahmen, die tief in die kolonisierten Gesellschaften eingriffen und diese veränderten. So wurde die afrikanische Bevölkerung Zwangsuntersuchungen und -behandlungen unterzogen, Verkehrswege kontrolliert, ganze Landstriche

2 Während des Untersuchungszeitraumes waren nur Männer im kolonialmedizinischen Dienst tätig.

3 Vgl. Sarah Ehlers, *Europa und die Schlafkrankheit: Koloniale Seuchenbekämpfung, europäische Identitäten und moderne Medizin 1890–1950*, 1. Auflage, Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft Band 232 (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2019).

4 Zur britischen Bekämpfung der Schlafkrankheit s. Kirk Arden Hoppe, *Lords of the Fly: Sleeping Sickness Control in British East Africa, 1900–1960* (Westport CN: Praeger, 2003); zu belgischen Zugriffen s. Maryinez Lyons, *The Colonial Disease: A Social History of Sleeping Sickness in Northern Zaire, 1900–1940*, Cambridge history of medicine (Cambridge, New York: Cambridge University Press, 1992); zu französischen s. Jean-Paul Bado, *Médecine coloniale et grandes endémies en Afrique 1900–1960: Lèpre, trypanosomiase humaine et onchocercose*, Collections »Hommes et sociétés« (Paris: Éditions Karthala, 1996); Rita Headrick, *Colonialism, Health and Illness in French Equatorial Africa: 1885–1935* (Atlanta GA: African Studies Assoc. Press, 1994); zu deutschen s. Hiroyuki Isobe, *Medizin und Kolonialgesellschaft: Die Bekämpfung der Schlafkrankheit in den deutschen »Schutzgebieten« vor dem Ersten Weltkrieg* (Berlin: Lit-Verlag, 2009); zu portugiesischen s. Samuel Coghe, »Sleeping Sickness Control and the Transnational Politics of Mass Chemoprophylaxis in Portuguese Colonial Africa«. *Portuguese Studies Review* 25, Nr. 1 (2017).

entsiedelt und umgestaltet. Auch der Erprobung von Therapiemöglichkeiten nahmen sich die Mediziner an, mussten jedoch bis in die 1920er Jahre auf signifikante Forschungserfolge warten.⁵

Die Schlafkrankheit ist eine tropische Infektionskrankheit, die nur im subsaharischen Afrika existiert. Sie wird durch den Stich der Tsetse-Fliege von Mensch zu Mensch übertragen und ist deshalb vor allem nahe Tsetse-Gebieten, etwa dichten, feuchten Wäldern und der offenen Buschsavanne, präsent. Die Krankheit verläuft in mehreren Stadien, die durch teils lange, symptomlose Phasen unterbrochen sind. Sie beginnt mit unspezifischen Beschwerden wie Fieber, Schüttelfrost und geschwollenen Lymphknoten, bevor sich im zweiten Stadium Symptome des Befalls des Zentralnervensystems zeigen. Im Endstadium fallen die Kranken in einen kontinuierlichen Dämmerzustand, von dem sich der Name der Krankheit ableitet. Die Schlafkrankheit verläuft unbehandelt tödlich. Im Fall der ostafrikanischen Variante (*Trypanosomiasis rhodesiensis*) sterben die Infizierten in der Regel nach Monaten, wogegen der Verlauf der westafrikanischen Form (*Trypanosomiasis gambiensis*) mehrere Jahre dauern kann.⁶

Gegenstand dieses Beitrages ist die Wechselwirkung von medizinischen Maßnahmen gegen die Schlafkrankheit und Grenzziehungen sowie Grenzpraktiken, die den Ausbau des Kolonialstaates vorantrieben.⁷ Es geht also einerseits um Grenztechniken, die aus medizinischen Motivationen heraus initiiert und etabliert wurden, und andererseits um Körpertechniken, die an kolonialstaatlichen Grenzen erprobt und eingesetzt wurden und damit diese Grenze mit Funktionen ausstatteten. Grenzen erlangten im Zuge der Schlafkrankheitsepidemien ihre Wirkmacht mit der Frage, ob und wie die kolonialisierte Bevölkerung sie passieren würde. Damit lenkten Grenzen den Blick auf den Körper: auf rassifizierte Körper und potentiell infizierte Körper, an denen sich der Kontrollanspruch des Staates ebenso festmachte wie der der Kolonialmediziner. Teilweise erfuhr die kolonisierte Bevölkerung die Durchsetzung dieses Anspruchs gewaltsam, teilweise öffnete der Grenzraum Handlungsoptionen, die der kolonialen Kontrolle und der grundsätzlichen Asymmetrie der Machtverhältnisse zuwiderliefen.

5 Für transnationale und komparative Zugriffe s. Ehlers, *Europa und die Schlafkrankheit*; Deborah Neill, *Networks in Tropical Medicine: Internationalism, Colonialism, and the Rise of a Medical Specialty, 1890–1930* (Stanford CA: Stanford University Press, 2012); Michael Worboys, »The Comparative History of Sleeping Sickness in East and Central Africa, 1900–1914«, *History of Science* 32 (1994).

6 S. World Health Organisation, »Trypanosomiasis: Fact Sheet«, Zugegriffen am 02. 09. 2020 [http://www.who.int/news-room/fact-sheets/detail/trypanosomiasis-human-african-\(sleeping-sickness\)](http://www.who.int/news-room/fact-sheets/detail/trypanosomiasis-human-african-(sleeping-sickness)).

7 Für diese Fragestellung wird ein synthetisierender Zugang gewählt, der sämtliche koloniale Kampagnen gegen die Schlafkrankheit in der Zusammenschau analysiert.

Das für diesen Beitrag untersuchte Material ist aus kolonialer Perspektive formuliert. Als Quellen dienen staatliche und wissenschaftliche Dokumente der kolonialen Schlafkrankheitsbekämpfung: Lageberichte, die Mediziner oder Verwaltungsbeamte aus den betroffenen Gebieten an die europäischen Behörden wie das Reichskolonialamt oder das Colonial Office sandten, Forschungsberichte, wie sie etwa im Archiv des Pasteur-Instituts Paris gesammelt sind, oder Veröffentlichungen in europäischen Fachzeitschriften. Damit stehen die staatlichen und medizinischen Akteure der Kolonialmächte im Zentrum, während Perspektiven und Stimmen der kolonialisierten Bevölkerung fehlen. Nur indirekt, unvollständig und oftmals verdreht und verschleiert fanden ihre Handlungen Einzug in die kolonialen Zeugnisse, wenn etwa berichtet wurde, dass die Bevölkerung die Schlafkrankheitsbekämpfung vor Probleme stellte. Entworfen als eine geschichtswissenschaftliche Analyse kolonialer Techniken und Erfahrungen, integriert dieser Beitrag afrikanische Perspektiven folglich nur dort, wo sie sich in die koloniale Erfahrung einschrieben.⁸

Unsichtbare Krankheitsträger

Der Versuch, Infektionsherde durch die Immobilisierung der afrikanischen Infizierten zu begrenzen, war eine der ersten Maßnahmen der Schlafkrankheitsbekämpfung. Was als Notlösung begann, verstetigte sich in dem Maße, wie andere Techniken der Krankheitsbekämpfung, wie etwa die Medikamentenforschung, keine Ergebnisse erzielten. Mit Checkpoints an verschiedenen Orten der betroffenen Gebiete versuchten Ärzte, die Mobilität Infizierter einzuschränken. Dabei stießen sie jedoch auf ein fundamentales Problem: Wie ließen sich Infizierte von Gesunden unterscheiden? In Uganda erging 1903 die Maßnahme, Afrikaner*innen, die Symptome der Schlafkrankheit zeigten, von der Benutzung der Eisenbahn auszuschließen. Robert Koch berichtete 1904 dem preußischen Kultusministerium von den britischen Erfahrungen mit dem Verbot: Aufgrund der langen Inkubationszeit der Schlafkrankheit habe es sich als unwirksam erwiesen. Nur die Kranken auszuschließen, die bereits das Endstadium erreicht hatten, vermöge die Seuche nicht aufzuhalten.⁹ Koch wies damit auf ein Element hin, welches die Krankheit in der Wahrnehmung der kolonialen Administrationen so bedrohlich machte: Infizierte zeigten über lange Zeiträume keine Symptomatik, waren also nicht zu erkennen, verbreiteten aber die Krankheit.

8 Zu einer Archäologie des kolonialen Archivs aus Perspektive der historischen Anthropologie s. Ann Laura Stoler, *Along the Archival Grain: Epistemic Anxieties and Colonial Common Sense* (Princeton NJ: Princeton University Press, 2009).

9 Robert Koch an das Kultusministerium, 21. 09. 1904, GStA PK, I. HA Rep. 76, VIII B, Nr. 4117, S. 194.

Der Diskurs um die unsichtbare Gefahr, verkörpert durch symptomlose Krankheitsüberträger, ist als Teil einer Rassifizierung der Krankheit zu lesen, wurde diese Gefahr doch einzig in der afrikanischen Bevölkerung gesehen. Berichte über infizierte, äußerlich gesunde Europäer*innen finden sich in der zeitgenössischen Fachliteratur zur Schlafkrankheit nicht. Dafür berichteten die tropenmedizinischen Fachzeitschriften nur über Fälle von afrikanischen Infizierten, an denen über Jahre keinerlei Krankheitssymptome zu beobachten waren.¹⁰ Édouard Jeanselme und Édouard Rist wiesen im »Précis de Pathologie Exotique« sogar extra darauf hin, dass gerade Afrikaner*innen trotz Infektion über lange Zeit keine Symptome zeigten.¹¹ Dieses Stereotyp einer unsichtbaren Gefahr, die in schwarzen Körpern stecke, wurde durch die Infektionsverteilung, aber auch durch die kolonialärztliche Praxis verstärkt. Offensichtlich waren die Zahlen der infizierten Europäer*innen im Vergleich zu den afrikanischen Infizierten verschwindend gering. Auch bestand die Arbeit der Schlafkrankheitsbekämpfung vor allem in den ersten Jahren der Epidemien zu einem großen Teil darin, Schlafkrankheitsgebiete zu bereisen und die afrikanische Bevölkerung zu untersuchen.¹² In betroffenen Gebieten waren die Resultate oftmals deutlich: So schrieb der Mediziner John B. Davey, der für die Schlafkrankheitsüberwachung des Nord-Njassa-Distrikts zuständig war, 1910 im *Journal for Tropical Medicine*, man habe 25.865 Afrikaner*innen untersucht. Bei 72,86 Prozent der Erwachsenen und 94,03 Prozent der Kinder sei der Befund positiv gewesen.¹³ Die Erfahrung, in breiten Gebieten einen so hohen Infektionsgrad in der afrikanischen Bevölkerung zu finden, bestätigte die Kolonialärzte und -behörden in der Wahrnehmung, dass in jedem angetroffenen Afrikaner ein potentieller Infektionsträger zu vermuten sei.¹⁴

Für die mit der Schlafkrankheitsbekämpfung betrauten Kolonialbehörden blieben jedoch verlässliche Massenuntersuchungen ein Desiderat, waren sie doch erstens zu aufwändig und zweitens in der Bevölkerung zu unbeliebt. Um eine

10 Sambon berichtet bspw. über eine Schlafkrankheitsinfektion, die mindestens drei Jahre nicht sichtbar war, Louis Sambon, »The Elucidation of Sleeping Sickness«. *Journal of Tropical Medicine* 7 (1904): 62; über einen Fall von achtjähriger verborgener Infektion berichten E. Jeanselme und E. Rist, »Trypanosomiasis humaine (Maladie du Sommeil)«, in *Précis de Pathologie Exotique*, hg. E. Jeanselme und E. Rist (Paris: Masson, 1909): 106; weitere Bsp. für Beschreibungen von symptomlosen infizierten Afrikanern bei Joseph E. Dutton und John L. Todd, »Human Trypanosomiasis and its Relation to Congo Sleeping Sickness«, *Journal of Tropical Medicine* 8 (1905): 90 sowie Gustave Martin und Alexandre Lebœuf, »Étude clinique sur la trypanosomiasis humaine (maladie du sommeil)«, *Annales d'hygiène et de médecine coloniale* 11 (1908): 381–383.

11 E. Jeanselme und E. Rist, »Trypanosomiasis«, in *Précis de Pathologie Exotique*: 91.

12 Ausführliche Schilderung dieser Praxis bei Lyons, *Colonial*: 86–88.

13 H. Hearsey, »Sleeping Sickness. Diary, Part IX«, *Journal of Tropical Medicine* 13 (1910): 167.

14 Vgl. Christoph Gradmann, *Krankheit im Labor: Robert Koch und die medizinische Bakteriologie*, Wissenschaftsgeschichte (Göttingen: Wallstein, 2005): 334.

Trypanosomen-Infektion sicher nachzuweisen, benötigten die Mediziner Zerebrospinalflüssigkeit für die mikroskopische Untersuchung. Jedoch stellt die zur Entnahme nötige Lumbalpunktion, das Einführen einer Hohlnadel in den unteren Rückenmarkskanal, auch unter adäquaten Bedingungen eine komplizierte und unangenehme Prozedur dar. Von den Untersuchungspraktiken, zu denen in der Regel auch Temperaturmessung, Abtasten und Blutproben gehörten, stieß diese am häufigsten auf Gegenwehr.¹⁵ Im Bericht der französischen Schlafkrankheitsexpedition in den Kongo (1906–1908) heißt es, dass die Lumbalpunktion zwar den schnellsten und sichersten Nachweis über Trypanosomen liefere, dennoch aber nur bedingt zu empfehlen sei: »Die Lumbalpunktion ruft in der Regel unüberwindliche Abwehr unter den Eingeborenen hervor: Sie scheint sehr schmerzhaft zu sein und führt fast immer zu Schreien oder starken Krämpfen bei den Patienten.«¹⁶ Auch die bildlichen Dokumentationen der Lumbalpunktionen zeigen, dass die Patienten während der Untersuchung von mehreren medizinischen Assistenten fixiert wurden.¹⁷ Noch bevor Robert Kochs Expedition auf die ugandischen Sese-Inseln mit der systematischen Untersuchung der Bewohner*innen begann, wurde ihm bereits »von allen Seiten gesagt«, dass bei der Durchführung der Punktionen mit erbitterter Gegenwehr zu rechnen sei. Seine Ärzte verzichteten somit standardmäßig auf die Anwendung des Verfahrens.¹⁸ Da das Vertrauen der Bevölkerung in koloniale Medizin fehlte, war es somit während der Schlafkrankheitsepidemien selbst für Mediziner schwierig, Infizierte von Nicht-Infizierten zu unterscheiden.

Mobilität und Kontrollversuche

Die Folge dieser Ununterscheidbarkeit waren Reiserestriktionen, die in sämtlichen betroffenen Gebieten im Zuge der Schlafkrankheitsbekämpfung erlassen wurden und die eben nicht zwischen Infizierten und Nicht-Infizierten diffe-

15 S. Robert Koch, »Über den bisherigen Verlauf der deutschen Expedition zur Erforschung der Schlafkrankheit in Ostafrika (1906)«, in *Gesammelte Werke von Robert Koch, Band 2*, hg. Julius Schwalbe (Leipzig, 1912): 520; Brumpt an Lagarigue (Missionar in Donguila, Französisch-Äquatorialafrika), 11.01.1904, AIPP, Fonds Brumpt, E/2, BPT.D1; Thiroux, Rapport, Juni 1908, 19–20, AIPP, Fonds Brumpt, N/62/4, BPT.Doc.107, 5, sowie Brumpt: Examen du sang chez un malade, 14. 11.1903, AIPP, Fonds Brumpt, N/62/4, BPT.Doc.107.

16 Gustave Martin, Alexandre Lebœuf und Émile Roubaud, Hg., *Rapport de la Mission d'Études de la Maladie du Sommeil au Congo Français 1906–1908* (Paris: Masson, 1909): 275.

17 S. bspw. das Bildmaterial des Institut Pasteur Paris (IPP), AIPP, Fonds Brumpt, N/62/7 sowie die Pressesammlung des IPP, AIPP, Fonds Brumpt, N/62/6.

18 Robert Koch, »Über«. In *Gesammelte Werke von Robert Koch, Band 2*: 520.

renzierten.¹⁹ Die Mobilität von Afrikaner*innen wurde als eine Hauptursache für die »Einschleppung« und Verbreitung der Krankheit in zuvor nicht betroffene Gebiete gesehen, die es zu unterbinden galt.²⁰ Sowohl in Berichten der beteiligten Ärzte als auch in denen der Kolonialbeamten finden sich in diesem Zusammenhang immer wieder Klagen über die mangelnde Sesshaftigkeit der Bevölkerung.²¹ Da den Kolonialverwaltungen in der Regel bewusst war, dass sie nicht über die Möglichkeiten verfügten, afrikanische Mobilität zu verhindern, versuchten sie, diese zu beschränken und zu kontrollieren. Stabsarzt Kudicke berichtete beispielsweise 1907 dem preußischen Kultusministerium über die Probleme der Schlafkrankheitsbekämpfung in Kigarama (Deutsch-Ostafrika): Eine weitere Verbreitung der Krankheit könne erst verhindert werden, »wenn es gelänge, dem Reisen der männlichen Eingeborenen Einhalt zu tun. Soweit ich das beurteilen kann, wird das schwierig sein. [...] Erforderlich ist es deshalb, die Reisenden zu überwachen.«²² Ob diese Reisenden infiziert waren, erscheint Kudicke unerheblich, sein Fokus richtet sich auf jegliche afrikanische Mobilität.

Mobilitätsbeschränkungen durchzusetzen, war für die Behörden stets ein extrem schwieriges Unterfangen. Wo Personal und Ressourcen ausreichten, wurden bei der Schlafkrankheitsbekämpfung Kontrollposten an wichtigen Verkehrspunkten eingesetzt, um Infizierte zu stoppen. Angesichts der insgesamt schwachen kolonialstaatlichen Präsenz und der wenigen einsetzbaren Medizinalbeamten war allerdings an eine flächendeckende Kontrolle nicht zu denken. Ob in Belgisch-Kongo, in Deutsch-Ostafrika, im Protektorat Uganda oder Französisch-Äquatorialafrika: es war den Behörden schlicht nicht möglich,

19 Generelle Reiserestriktionen für Afrikaner, nicht aber für Europäer, sind auch für Südafrika wegen Typhus bekannt, vgl. Shula Marks und Neill Anderson, »Typhus and Social Control: South Africa, 1917–1950«, in *Disease, Medicine, and Empire: Perspectives on Western Medicine and the Experience of European Expansion*, hg. Roy M. MacLeod und Milton J. Lewis (London, New York: Routledge, 1988): 274.

20 Für Kochs Forderung nach Verkehrsbeschränkungen und Grenzsperrern s. Robert Koch, »Schlußbericht über die Tätigkeit der deutschen Expedition zur Erforschung der Schlafkrankheit«. In Schwalbe, *Gesammelte Werke von Robert Koch, Band 2* (s. Anm. 15): 545; s. außerdem R. Bassenge, »Rezension von »Feldmann, »Die Schlafkrankheit im Bezirk Schirati«, in *Deutsche Medizinische Wochenschrift*, No. 14, 1908«, *Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene* 13 (1909); Hoppe, *Lords*: 14–18.

21 Zahlreiche Bsp. in GStA PK, I. HA Rep. 76, VIII B, Nr. 4119; über Probleme der Mobilitätsüberwachung in den französischen Schlafkrankheitsgebieten berichtet bspw. P. Gouzien, »La maladie du sommeil dans le Haut-Sénégal et Niger«, *Annales d'hygiène et de médecine coloniale* 11 (1908): 64–66.

22 Kudicke, Bericht über das Schlafkrankenlager Kigarama für die Zeit vom 01.06. bis 01.10.07 und Vorschläge zur Bekämpfung der Schlafkrankheit in den Sultanaten Kiziba und Bugabu, 01.10.1907, GStA PK, I. HA Rep. 76, VIII B, Nr. 4119, S. 18–19. Dass Kudicke an dieser Stelle nur männliche Reisende als Gefahr sieht, ist in dieser Ausdrücklichkeit zwar eine Ausnahme. Stereotype gefährlicher afrikanischer Männer und passiver afrikanischer Frauen finden sich jedoch in weiten Teilen der damaligen Kolonialmedizin.

sämtliche Verkehrswege zu überwachen und die Bevölkerung daran zu hindern, sich im Kolonialgebiet zu bewegen. Vielerorts traten die Mediziner in Konflikt mit lokalen Unternehmen, waren schließlich der lokale Handel und Verkehr auf die Mobilität der Arbeiter*innen angewiesen. Zahlreiche Unternehmen protestierten deshalb gegen die Vorgaben der Schlafkrankheitsbekämpfung oder forderten Sonderregeln für das eigene Personal.²³

Mobilitätsbeschränkungen waren auch für die Selbstversorgung der Bevölkerung problematisch: Nomadische Lebensweise, aber auch Viehwirtschaft, Fischfang, Handel und Kommunikation hatten Strukturen der Mobilität etabliert, die insbesondere im ländlichen Raum von zentraler Bedeutung waren. Gleichzeitig war der ländliche Raum stärker von der Krankheit betroffen, fanden sich doch vor allem hier die Nistgebiete der Tsetse-Fliege. Gepaart mit schwacher staatlicher Präsenz war die Situation der Schlafkrankheitsbekämpfung abseits der urbanen Zentren also besonders prekär. Die Epidemieherde rund um den Victoriasee oder am Congo River in Belgisch-Kongo und Französisch-Äquatorialafrika etwa waren zu Beginn des 20. Jahrhunderts teils Gebiete fern kolonialstaatlicher Strukturen gewesen. So waren die Schlafkrankheitsärzte oftmals die ersten Vertreter der Kolonialmacht, die die abgelegenen Siedlungen bereisten und ihre Informationen zur Bevölkerung, Infrastruktur und Geographie des Hinterlandes an die Kolonialbehörden weitergaben.²⁴

Am extremsten setzten Kolonialadministratoren die Mobilitätsrestriktionen in Belgisch-Kongo um: Hier hatten Ärzte zu Beginn der Epidemie sogar versucht, mit einer *cordon sanitaire*-Strategie die Krankheit einzudämmen, infizierte Bereiche also regelrecht abzuriegeln und eine Pufferzone zum Rest der Kolonie zu schaffen. Zwar blieb auch diese Zone stets durchlässig, doch Ärzte und Kolonialverwaltung erprobten weiterhin vielfältige Grenztechniken an Bezirksgrenzen sowie den Rändern des *cordon sanitaires*. Die Historikerin Maryinez Lyons beschreibt eindrucksvoll, wie sich die Administration mit ihren Restriktionsversuchen plötzlich an den unterschiedlichsten Fronten wiederfand: Die neuen Grenzen hinderten manche Infizierten daran, ihre Steuerpflicht zu erfüllen; sie wandten sich gegen Afrikaner, die Teil der kolonialen Armee *Force Publique* waren und solche, die für international operierende Unternehmen arbeiteten. Nicht zuletzt trafen sie auf Afrikaner*innen, die sich aus wirtschaftlichen, familiären oder sonstigen Gründen dem medizinischen Zugriff widersetzen und das System sabotierten. Dabei bedienten sie sich teilweise der Techniken der kolonialen Medizin, um der Kontrollmacht zu entgehen: In der Administration diskutierte man 1912 die unter Infizierten verbreitete Praxis, sich direkt nach

23 S. bspw. Bericht des Stationsarztes Dr. Neubert, Ujiji, 01.05.1906, GStA PK, I. HA Rep. 76, VIII B, Nr. 4118, S. 139–147; sowie Johnson an CO, 23.06.1912, NA, CO 344/FV.

24 Vgl. Ehlers, *Europa und die Schlafkrankheit*: 68–80.

hoch dosierten Injektionen eine Bescheinigung über Infektionsfreiheit in einem anderen Bezirk zu holen, denn in diesem Moment war die Trypanosomenlast in der Regel unter der Nachweisgrenze. Die Administration übernahm deshalb das in deutschen und französischen Gebieten praktizierte System, Infizierte mit Armbändern mit schwer lösbaren Metallverschlüssen zu markieren.²⁵

Schlafkrankenlager

Zentrales Element der kolonialen Schlafkrankheitsbekämpfung waren Lager für die infizierte Bevölkerung. Während aber in britischen, deutschen und belgischen Gebieten vor dem Ersten Weltkrieg ein regelrechtes System von Lagern entstand, wurden auf französischem Territorium nur einzelne Lager errichtet. Schlafkrankenlager dienten stets einem doppelten Zweck: Infizierte sollten hier immobilisiert werden, damit sie die Krankheit nicht weiterverbreiten konnten. Gleichzeitig wurden die Lager zu Forschungsstätten für die europäischen Ärzte: Die Symptome und Stadien der Krankheit konnten hier studiert und Therapieversuche erprobt werden. Der gewaltvolle Charakter dieser Medikamentenstudien ist mittlerweile von der historischen Forschung deutlich herausgestellt worden: Afrikanische Patient*innen wurden hier ohne ihr Einverständnis für Wirkstoffforschungen mit toxischen Substanzen missbraucht. Die erprobten Medikamente führten teils zu heftigen Komplikationen wie Erblindungen und Lähmungen. Immer wieder erreichten auch Berichte von tödlichen Vergiftungen im Zuge der Versuchsreihen die Kolonialbehörden.²⁶

Da bis in die 1920er Jahre keine medikamentöse Therapie funktionierte sowie aufgrund der massiven Nebenwirkungen, waren die Lager in der Bevölkerung innerhalb kürzester Zeit geradezu berüchtigt. Hohe Fluchtzahlen in den Lagerdokumentationen zeigen, dass es vor allem die Schwerkranken waren, die blieben. Das aus den therapeutischen Fehlschlägen folgende mangelnde Vertrauen der Bevölkerung war den Kolonialmediziner*innen durchaus bewusst. »These camps are very unpopular, as no one who goes in ever comes out alive« hieß es etwa 1914 im Bericht der Kommission der Royal Society.²⁷ In Kamerun reflektierte Stabs-

25 Lyons, *Colonial*: 200–209.

26 S. Wolfgang U. Eckart, »Medical Experiments at the Colonial Periphery: The Fight against Sleeping Sickness in German East Africa and Togo«, in *Twentieth Century Ethics of Human Subjects Research: Historical Perspectives on Values, Practices, and Regulations*, hg. Volker Roelcke, Medical history (Stuttgart: Steiner, 2004); Deborah Neill, »Paul Ehrlich's Colonial Connections: Scientific Networks and Sleeping Sickness Drug Therapy Research, 1900–1914«, *Social History of Medicine* 22, Nr. 1 (2008); Ehlers, *Europa und die Schlafkrankheit*: 115–143.

27 Sleeping Sickness Commission, »Summary of Work Done by Commission«, *Reports of the Sleeping Sickness Commission of the Royal Society*, Nr. 16 (1914).

arzt Karl Roesener 1912 über den Niedergang des Ansehens der Lager während der letzten Jahre:

»In Akonolinga [ein Schlafkrankenlager in Kamerun, Anm. d. Autorin] kamen anfangs die Kranken in hellen Haufen zum Lager. [...] Die Seuche muss arg gewütet haben bei den Makkas, [...] wenn diese Naturmenschen es über sich brachten, über 100 km zum weißen Arzt zu laufen, um bei ihm Hilfe zu suchen. Allmählich nahmen die Zugänge ab. Mögen sie gesehen haben, dass nur einem Teil von ihnen geholfen werden konnte, dass von den als geheilt Entlassenen manche bald wieder erkrankten, dass gerade der größte Teil der Schwerkranken, die ja doch der Hilfe am meisten bedürftig waren, dahinstarb, dass manche erblindeten; sie kamen seltener.«²⁸

Mobilitätskontrollen und Lager waren in der kolonialen Praxis und in der Wahrnehmung der Bevölkerung miteinander verbunden, da bei der Feststellung einer Infektion stets eine Internierung im Lager drohte. Diese Verbindung kam insbesondere in Gebieten zum Tragen, in denen die Kolonialmacht Ressourcen in intensive Kontrollen investierte, etwa nahe der Staatsgrenzen. Schlafkrankenlager waren damit kein alleiniges Phänomen von Grenzregionen, wurden aber hier vermehrt errichtet, weil diese Regionen unter besonderer Beobachtung durch die Kolonialmächte standen. Großbritannien und Deutschland begannen ab 1907 mit der Etablierung eines Camp-Systems für Infizierte in Ostafrika. Das Ergebnis war ein Netz aus deutschen und britischen Lagern rund um den Victoriasee, die aufeinander abgestimmt verwaltet wurden. Ein deutsch-britisches Abkommen von 1908 legte fest, auf beiden Seiten der Grenze an benachbarten Punkten Lager für Infizierte zu errichten. Den leitenden Ärzten und Beamten wurde in diesem Abkommen nahegelegt, die Nachbarlager zum Erfahrungsaustausch zu besuchen.²⁹ Für Afrikaner*innen, die sich in der Grenzregion bewegten, war dieses Lagersystem ein bedrohlicher Faktor: Wurden sie an einem Checkpoint kontrolliert und eine Infektion oder mögliche Symptome wie beispielsweise geschwollene Lymphdrüsen festgestellt, drohte die Internierung. Im Lager waren sie fern ihrer sozialen Zusammenhänge, hatten keinerlei Perspektive auf Heilung und liefen zudem Gefahr, Opfer brutaler Menschenversuche zu werden. Das machte Grenzregionen für die kolonialisierte Bevölkerung zu einer Gefahrenzone, bedeutete doch kontrolliert zu werden eine Bedrohung ihrer körperlichen Integrität, der Freiheit und möglicherweise des Lebens.

28 Karl Roesener, »Die menschliche Trypanosomiasis und die Schlafkrankheit: Nach Berichten von Stabsarzt Freyer, Oberarzt Dr. Roesener, Oberarzt Dr. Stechele, Stabsarzt Schachtmeyer, Stabsarzt Dr. Nägele, Assistenzarzt Dr. Schömig, Stabsarzt Dr. Pistner«, in *Medizinal-Berichte über die Deutschen Schutzgebiete für das Jahr 1911/12*, hg. Reichs-Kolonialamt (Berlin: Ernst Siegfried Mittler und Sohn, 1915).

29 Verhandlungen zum deutsch-britischen Sonderabkommen zur Bekämpfung der Schlafkrankheit (Unterzeichnung am 27.10.1908 in London), BArch R 1001/5883, 145.

Grenztechniken in internationalen Grenzgebieten

Grenzen und Grenzzonen waren in Kolonialgebieten keineswegs etabliert. Das Prinzip des Territorialstaats war in Afrika erst mit der Kolonialisierung zur Geltung gekommen. Die meisten vorkolonialen afrikanischen Staaten waren Personenverbandsstaaten gewesen, in denen eine Personengruppe und ihre politische Organisation den Staat bestimmte. Das Territorium bzw. Siedlungsgebiet war dagegen von nachgelagerter Bedeutung – wandernde Königreiche, wie etwa der Manikongo, bezogen neue Siedlungsgebiete, sicherten aber als Personenverband die staatliche Kontinuität.³⁰ Der koloniale Territorialstaat dagegen benötigte die Definition seines Territoriums und setzte deshalb Grenzen auf die Landkarte und schließlich, wenn auch zögerlich, in die Landschaft. Viele dieser Grenzen waren Ergebnisse politischer Kompromisse, die eher in Europa denn vor Ort verhandelt wurden. Oftmals dienten für die neuen Grenzen geographische Elemente wie Flüsse als Trennlinie, die allerdings zuvor keine trennende Funktion hatten. So waren beispielsweise der Rovuma in Ostafrika oder der Mittellauf des Sambesi Zonen des Handels und des Austauschs gewesen, bevor sie zu Staatsgrenzen wurden.³¹ Diesen kolonialen Grenzen auch Geltung vor Ort zu verleihen, forcierten die Kolonialmächte erst seit dem Ende des 19. Jahrhunderts. Die Schlafkrankheit traf damit auf Gebiete, in denen Staatsgrenzen ein relativ neues und nicht gefestigtes Phänomen waren. Für Grenzregionen galten deshalb auch im Zuge der Schlafkrankheitsbekämpfung stets besondere Prioritäten.

Seit Ausbruch der Epidemien zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatte das Aufeinandertreffen unterschiedlicher staatlicher Hoheitsgebiete einen Raum geschaffen, in dem (potentiell) Infizierten besondere Aufmerksamkeit galt. Als die Epidemie noch primär auf ugandisches Gebiet beschränkt war, wurden nach Deutsch-Ostafrika »eingeschleppte Fälle« der Schlafkrankheit bekannt.³² Darauf folgte das Bemühen, weitere Einschleppungen zu vermeiden. In der deutschen Grenzregion am Victoriasee wurde somit bereits vor Eintreffen von Kochs Expedition 1906 regelrecht nach der Schlafkrankheit gesucht.³³ Dies lag nicht nur an den alarmierenden Nachrichten, die aus Uganda kamen, sondern auch am An-

30 S. Michał Tymowski und Henri J. M. Claessen, *The origins and structures of political institutions in pre-colonial Black Africa: Dynastic monarchy, taxes and tributes, war and slavery, kinship and territory* (Lewiston [etc.]: The Edwin Mellen Press, op. 2009); Inge Brinkman und Koen A. G. Bostoen, Hg., *The Kongo Kingdom: The origins, dynamics and cosmopolitan culture of an African polity* (Cambridge: Cambridge University Press, 2018).

31 S. Geert Castryck, Hg., »The Bounds of Berlin's Africa: Space-Making and Multiple Territorialities in East and Central Africa«, Sonderausgabe, *International Journal of African Historical Studies* 52, Nr. 1 (2019); Christoph Marx, »Die Grenzen des Staates in Afrika«, *Berliner Republik* 6 (2014).

32 Köhler (KGA) an RMI, 16.12.1903, in BArch R 86, 2613.

33 S. Gradmann, *Krankheit*: 313–317.

sporn der interimperialen Beobachtung. Beide Motivationen prägten während der kolonialen Schlafkrankheitsbekämpfung den Umgang mit Grenzregionen. Konnte man die Schlafkrankheit im eigenen Territorium zwar schwer kontrollieren, so galt es zumindest, zwei Dinge zu vermeiden: Einschleppungen aus fremden Territorien sowie den ausländischen Tadel, wenn Infizierte aus dem eigenen Territorium an der Grenze von einer fremden Kolonialmacht aufgegriffen wurden.

Die Verwaltungen an den Grenzen von Uganda, Deutsch-Ostafrika, Rhodesien, Belgisch- und Französisch-Kongo und Kamerun etablierten nicht nur ein auf die Schlafkrankheit ausgerichtetes Kontrollsystem, sondern außerdem die Verwendung eigener Gesundheitspässe für die Bevölkerung.³⁴ Mit einer Gültigkeit von etwa 15 Tagen bescheinigten diese Pässe die Infektionsfreiheit der Träger*innen. Zuerst in Uganda eingeführt, verbreiteten sich Grenzkontrollen und Gesundheitspässe zwischen den einzelnen Mächten von Ost- nach Westafrika.³⁵ Grund für die frappierende Ähnlichkeit der Praktiken war nicht nur die aus Grenzabkommen ohnehin nicht wegzudenkende internationale Kommunikation, sondern auch, dass jede Kolonialmacht mehrere Nachbarn und mehrere Territorien in Schlafkrankheitsgebieten besaß. Trotz dieses Siegeszugs über weite Teile Afrikas war das Passsystem keineswegs fehlerfrei. Feldmann drängte 1908 beispielsweise beim Gouvernement Kameruns darauf, die französischen Nachbarn zu ermahnen: Er habe 16 Afrikaner mit gültigen Gesundheitspässen aus dem Kongo untersucht, um festzustellen, dass zehn von ihnen infiziert gewesen seien.³⁶ Dennoch wurden Gesundheitspässe zur Verhinderung der Schlafkrankheit noch bis in die 1940er Jahre verwendet.³⁷

34 S. bspw. John L. Todd, »The Prevention of Sleeping Sickness«, *British Medical Journal*, 10. 10. 1908: 1061–1063; Headrick, *Colonialism*: 414; John Ford, *The Role of the Trypanosomiasis in African Ecology: A Study of the Tsetse Fly Problem* (Oxford: Clarendon Press, 1971): 472 sowie John J. McKelvey, *Man against Tsetse: Struggle for Africa* (Ithaca NY: Cornell University Press, 1973): 212.

35 Für Beispiele dieser Pässe in Kamerun s. Roesener, Oktober 1908, BArch R 1001/5916, S.131; in Uganda s. Sleeping Sickness Bureau, »Preventive Measures in Uganda«, *Sleeping Sickness Bulletin* 1 (1909); in Französisch-Westafrika: Sleeping Sickness Bureau, »French West Africa«, *Sleeping Sickness Bulletin* 3 (1911).

36 Feldmann an Gouvernement Kamerun, 18. 12. 1908, GStA/PK, I. HA, Rep. 76, VIII B, Nr. 4120.

37 Vgl. Iris Borowy, *Coming to Terms with World Health: The League of Nations Health Organisation, 1921–1946* (Frankfurt am Main, New York: Peter Lang, 2009): 256 sowie Nancy Rose Hunt, *A Colonial Lexicon of Birth Ritual, Medicalization, and Mobility in the Congo*, Body, commodity, text (Durham NC: Duke University Press, 1999): 85–86, 93–96.

Schlafkrankheit und Außenpolitik

Bezogen auf die Schlafkrankheit entwickelten sich solche Grenzregionen damit zu den am besten überwachten Gebieten Afrikas, in denen transnationale Kooperation und Konkurrenz die kolonialen Gesundheitsanstrengungen befruchteten. Gleichzeitig schuf der Grenzverkehr auch ein permanentes Ärgernis zwischen den Kolonialmächten. Während die Presse insbesondere in Zeiten nationalistischer Spannung davon Gebrauch machte, finden sich in den Berichten der Ärzte durchgängig Klagen über Infizierte aus dem Ausland.³⁸ So heißt es beispielsweise im Medizinalbericht zu Kamerun 1910, dass die deutsche Schlafkrankheitsbekämpfung zwar funktioniere, diejenige Belgiens und Frankreichs aber nicht. So seien alle Fälle im Südosten der Kolonie »importiert«: über französische Dampfer, die den Sangha und den Dschah befuhren oder aus den Zentren »Leopoldville – Brazzaville mit ihren hunderten schlecht isolierten, noch frei herumlaufenden Schlafkranken.«³⁹ Professor William Simpson, Gesundheitsberater der britischen Regierung, berichtete dagegen 1908 dem *Colonial Office* von einer großen Anzahl von Infizierten aus der deutschen Kolonie Togo, die zur Kakaoernte in die Goldküste kamen und so die Krankheit in der britischen Kronkolonie verbreiteten. Teilweise seien sie aus dem Schlafkrankenlager am Hausberg entflohen. Simpson erreichte mit dem Bericht, dass ein zusätzlicher Medizinaloffizier an der Grenze stationiert wurde, dessen Aufgabe es war, die Kontrolle der Reisenden auf vergrößerte Lymphdrüsen zu organisieren.⁴⁰

Während der zweckpessimistische Charakter in vielen Beschwerden über die Infizierten der anderen Kolonialmächte auffällig ist und sie auf keine ernsthafte internationale Verstimmung deuten, nahmen die Auseinandersetzungen um die Schlafkrankheit im Osten Kameruns eine politischere Dimension an. Die grenzüberschreitenden Infizierten wurden hier zum Spielball der deutsch-französischen Territorialkonflikte über einen deutschen Zugang zum schiffbaren Kongo. Als das Deutsche Reich im Zuge der Marokkokrise 1911 »Neukamerun« von Frankreich erhielt, begab sich sogleich der Direktor der tropenmedizinischen Abteilung des Robert-Koch-Instituts, Claus Schilling, auf Inspektionsreise ins neue deutsche Gebiet. Schillings Tadel der französischen Schlafkrankheitsbe-

38 Zu deutschen Infizierten in Uganda und Rhodesien s. Sleeping Sickness Bureau, »Preventive Measures in North-Eastern Rhodesia«, *Sleeping Sickness Bulletin* 1 (1909); sowie Sleeping Sickness Bureau, »Preventive«; Isobe zitiert diverse Beschwerden aus Deutsch-Ostafrika aus den Akten des Reichskolonialamts, Isobe, *Medizin*: 137–150.

39 Haberer, »Kamerun. Schlafkrankheit«, in *Medizinal-Berichte über die Deutschen Schutzgebiete für das Jahr 1909/10*, hg. Reichs-Kolonialamt (Berlin: Ernst Siegfried Mittler und Sohn, 1911): 305.

40 Simpson an CO 30.09.1908, NA, CO 96/235 sowie *Sleeping Sickness Bureau*, *Sleeping Sickness in Togoland*.

kämpfung wurde von der deutschen Presse nationalistisch aufgenommen.⁴¹ »[D]er Wert unseres neuerworbenen Kolonialbesitzes wird ganz erheblich dadurch herabgesetzt, dass weite Gebiete desselben durch die Schlafkrankheit völlig entvölkert sind«, hieß es beispielsweise in den *Süddeutschen Monatsheften*, während der Kolonialfachmann und Politiker Georg Escherich die Anstrengungen der Kontrollposten in Neukamerun portraitierte, »die Verschleppung der Seuche nach Altkamerun hintanzuhalten.«⁴²

Grensräume als Handlungsräume

Grenzregionen standen somit aus mehreren Gründen im Zentrum der Aufmerksamkeit von Schlafkrankheitsärzten: Sowohl die transnationale Kooperation als auch der Konflikt konnten die Finanzierung von Seiten der Verwaltung verbessern. Doch auch für Afrikaner*innen, die sich dem medizinischen Zugriff zu entziehen suchten, eröffneten sich Handlungsräume. So entsprang die deutsch-britische Grenzkooperation in Ostafrika nicht zuletzt der Frustration, dass man das Ausmaß der Schlafkrankheit oftmals nicht feststellen konnte, weil die Anwohner*innen dem Besuch der Ärzte auf die andere Seite der Grenze auswichen. Im Jahr 1908 berichtete beispielsweise Stabsarzt Friedrich Karl Kleine dem Gouvernement Deutsch-Ostafrikas von zwei Dörfern an der Ostküste des Victoriasees, deren sämtliche Bewohner*innen vor Eintreffen der Ärzte die britische Grenze überquert hatten. Auch ihr Vieh hatten sie mitgenommen, so dass Warten auf ihre Rückkehr keinen Sinn ergab und die Untersuchung abgebrochen wurde.⁴³ Zur selben Zeit forderte James Spillane, leitender Medizinaloffizier von Nordost-Rhodesien, eine bessere deutsch-britische Koordination, da erneut Infizierte über die Grenze nach Deutsch-Ostafrika geflohen seien.⁴⁴

Grundsätzlich setzten Ärzte ihre Inspektionsreisen nicht in fremdem Territorium fort. Sie bestätigten damit, dass die Grenze zwischen Uganda und

41 Schilling, Schlafkrankheit; zur medialen Berichterstattung s. bspw. Dietz, Georg, »Der deutsch-französische Afrika-Vertrag«, *Illustrierte Zeitung*, 09. 11. 1911; »Bericht des Medizinalreferenten von Kamerun, Oberstabsarzt Kuhn, über die Schlafkrankheit in Neukamerun«, *Lüderitzbuchter Zeitung*, 12.09.1913; weitere Zeitungsartikel finden sich im Bestand des Reichskolonialamts, Pressesammlung zu »Neukamerun«, BArch R 1001/5916.

42 Franz Doflein, »Tiere als Krankheitsquellen«. *Süddeutsche Monatshefte* 11, Nr. 1 (1913): 215; Escherich untersuchte 1913/1914 als Forstfachmann im Auftrag des Reiches die Waldbestände Neukameruns und veröffentlichte seinen Reisebericht 1923 als Abenteuererzählung, Georg Escherich, *Quer durch den Urwald von Kamerun* (Berlin: G. Stilke, 1923): 24.

43 Kleine, Bericht betreffend der Bekämpfung der Schlafkrankheit in Deutsch-Ostafrika, Februar 1909, BArch R 1001/5900.

44 Spillane berichtet außerdem von Fluchten über die belgische Grenze, PMO N.E. Rhodesia Dr. J.C. Spillane, Report No. 9, October 1908, zitiert in: Sleeping Sickness Bureau, »Preventive«: 119–120.

Deutsch-Ostafrika zwar für Europäer*innen, nicht aber für die afrikanische Bevölkerung eine Trennlinie darstellte.⁴⁵ In der Schlafkrankheitsbekämpfung sah man sich jedoch nicht von der eigenen Grenze blockiert, sondern zog im Gegenteil den Schluss, territoriale Ansprüche stärker durchzusetzen. Im deutsch-britischen Abkommen von 1908 spiegelt sich das Zusammenspiel medizinischer Kontrolle und forcierter Territorialität, indem es dazu verpflichtete, »Maßnahmen dahin [zu] treffen, dass solche Eingeborene der beiderseitigen Gebiete, welche an Schlafkrankheit leiden oder bei denen der begründete Verdacht für das Vorliegen der Schlafkrankheit besteht, verhindert werden, in das Gebiet der anderen Macht überzutreten.«⁴⁶ Zu diesem Zweck stellten beide Verwaltungen zusätzliches Personal für die Grenzüberwachung ab und unterwiesen Kontrollposten im Grundwissen über die Anzeichen der Krankheit.⁴⁷ War der deutsch-britische Grenzverlauf in Ostafrika, wie die meisten kolonialen Landesgrenzen in Afrika, in erster Linie ein Produkt der Verhandlungen europäischer Herrscher gewesen, verschafften nun Schlafkrankheitsärzte den Grenzen Geltung und unterfütterten sie mit Aufgaben.⁴⁸ Für die afrikanische Bevölkerung blieben es dagegen vorerst Phantasiegrenzen, die sich bezüglich kolonialer Zugriffe vor allem strategisch nutzen ließen. Auch das deutsch-britische Abkommen behob nicht, was Robert Koch auf seiner Schlafkrankheitsexpedition 1906 als Problem der Region identifiziert hatte: »die durch häufige Grenzverlegungen bedingte beständige Fluktuation der Bevölkerung, die nie recht wisse, ob sie deutsch oder englisch sei.«⁴⁹

45 Für weitere Beschwerden über abgebrochene Inspektionsreisen s. bspw. Kudicke, Bericht betreffend der Schlafkrankheit, 12. 12. 1908, BArch R 1001/5899 sowie Ullrich, Bericht Kigarama, 31. 12. 1909, BArch R 1001/5903.

46 Great Britain. House of Commons, Parliamentary Papers, *Treaty Series. No. 28. 1908. Agreement and Protocol between United Kingdom and Germany with regard to Sleeping Sickness.* [Cd. 4319]: 2.

47 Bereits 1903 wurde die Station Muanza aufgrund der Schlafkrankheit um drei Kontrollposten verstärkt und der Grenzverkehr unterbunden. Lott, Bericht vom 06. 12. 1902, BArch R 1001/5895; zur Entwicklung der Kontrollposten nach dem deutsch-britischen Abkommen 1908 in Deutsch-Ostafrika s. Isobe, *Medizin*: 138–145; für Uganda s. Anna Crozier, *Practising Colonial Medicine: The Colonial Medical Service in British East Africa* (London, New York: I. B. Tauris, 2007): 8–10.

48 Zur Geschichte der Grenzen s. stellvertretend Ronald Aminzade, *Race, Nation, and Citizenship in Post-Colonial Africa: The Case of Tanzania*, Cambridge studies in contentious politics: 31–60 sowie Gunther Schlee und Watson, Elizabeth E., Hg., *Changing Identifications and Alliances in North East Africa: Sudan, Uganda, and the Ethiopia-Sudan Borderlands* (New York: Berghahn Books, 2009): 17–18.

49 Sitzung des Reichsgesundheitsrates, 18. 11. 1907, Mitteilung über den Verlauf und die Ergebnisse der vom Reiche zur Erforschung der Schlafkrankheit nach Ostafrika entsandten Expedition, BArch R 1001/5896, 87.

Fazit: Koloniale Grenzen, koloniale Körper

Die im Zuge der Schlafkrankheitsbekämpfung entwickelten medizinischen Grenztechniken und Kontrollversuche sind nicht von kolonialer Herrschaft zu trennen – von ihrem Machtanspruch und ihrem Scheitern. Der Topos des afrikanischen Infektionsträgers, dessen Gefährlichkeit nicht sichtbar ist, bediente und perpetuierte rassistische Stereotype. Rassifizierung und Dämonisierung prägte die koloniale Wahrnehmung der Krankheit und der kolonialisierten Bevölkerung. Die zur Seuchenbekämpfung entwickelten Grenztechniken waren darauf angelegt, jeweils das gesamte Kolonialgebiet zu durchdringen und die Bevölkerung zu kontrollieren. Damit zeigt die Schlafkrankheitsbekämpfung zwar einerseits, wie durch medizinische Maßnahmen die koloniale Durchherrschung vorangetrieben wurde und koloniale Kontrolle insbesondere ins Hinterland gebracht wurde. Andererseits wurde in dem Maße, wie Mobilitätsbeschränkungen scheiterten, deutlich, wie dem Staat die Kontrolle über sein Kolonialgebiet fehlte. Dass die Maßnahmen der Schlafkrankheitsbekämpfung in der Breite nicht durchsetzbar waren, ließ nicht nur die Seuchenbekämpfung scheitern, sondern stellte auch die koloniale Autorität in Frage.

Was bedeutet nun das Postulat der Einleitung des vorliegenden Bandes »Grenzen machen Körper und Körper machen Grenzen« für die koloniale Seuchenbekämpfung? Auseinandersetzungen um koloniale Herrschaft wurden anhand von und auf Körpern ausgetragen, zeigte sich doch der kolonialstaatliche Versuch, territoriale Grenzen zu etablieren, in seinem Zugriff auf die Körper der Kolonialisierten. An kolonialen Grenzen ging es nicht nur um die Entscheidung, wer sie würde passieren dürfen. Auch die körperliche Kontrolle, das Einsetzen invasiver Techniken wie die Entnahme von Blut oder Zerebrospinalflüssigkeit, das Betrachten und Betasten von potentiell infizierten Afrikaner*innen brachte den Körper der Kolonialisierten als Wissensobjekt hervor. So fand die Beschäftigung mit afrikanischen Körpern an kolonialen Grenzen ihren Widerhall in der europäischen Forschungslandschaft, wurden doch die Beobachtungen und Erkenntnisse der Mediziner intensiv in Fachzeitschriften diskutiert. Das breite Interesse der europäischen Forschungslandschaft, ihre Beschreibung der Schlafkrankheit als eine afrikanische Krankheit, die man an afrikanischen Körpern studierte, erinnert an das Phänomen der von der postkolonialen Theoretikerin Gayatri Chakravorty Spivak beschriebenen »epistemischen Gewalt«, fügt es sich doch ein in »das aus der Distanz orchestrierte, weitläufige und heterogene Projekt, das koloniale Subjekt als Anderes zu konstituieren.«⁵⁰ Die koloniale Schlafkrankheitsbekämpfung verstetigte damit die Rassifizierung afrikanischer

50 Gayatri Chakravorty Spivak, *Can the subaltern speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation* (Wien: Turia + Kant, 2008), Mit einer Einleitung von Hito Steyerl.

Körper, die kolonialer Herrschaft zugrunde liegt und die insbesondere an Grenzen immer wieder aufs Neue durchgesetzt und erlebt wurde.

Die Frage nach Körpern, die Grenzen machen, wird verbildlicht durch die Lager, die an den Grenzen entstanden und die mit Kranken gefüllt waren. Sie lenkt den Blick aber außerdem auf den Gouvernance-Charakter der Medizinkampagnen: Ist das Einsetzen von Checkpoints in Regionen, in denen Verwaltung zuvor absent war und Grenzen einzig auf dem Papier existierten, nun eine herrschaftliche oder eine medizinische Technik? Was bedeutet die Einführung von Gesundheitspässen bei einer Bevölkerung, die zuvor keinerlei Ausweisdokumente benötigte? Kolonialverwaltungen und -mediziner erprobten Grenztechniken, weil sie versuchten, die Krankheit zu kontrollieren, indem sie den Raum kontrollierten. Potentiell infizierte Afrikaner*innen, die sich ungehindert im Raum bewegten, verkörperten für die Kolonialmächte die Gefahr, die von der Schlafkrankheit ausging und auf die sie mit Grenztechniken reagierten. Kolonialmediziner bedienten sich also in der Seuchenbekämpfung Techniken, die mit staatlicher Herrschaft assoziiert werden, hier aber staatlicher Präsenz vorausgingen. Damit trieb die koloniale Medizin nicht nur das Prinzip des Territorialstaates voran, sondern brachte zudem koloniale Herrschaftsansprüche auch in die Fläche der Kolonialgebiete.⁵¹ Für die kolonialisierte Bevölkerung wurde damit die Grenze zum Erfahrungsraum nicht nur kolonialer Medizin, sondern auch kolonialer Gewalt. Gleichzeitig öffnete die Grenze für sie aber auch den Raum, koloniale Herrschaft zu verhandeln, sie herauszufordern und zu unterlaufen.

Bibliographie

- Aminzade, Ronald. *Race, Nation, and Citizenship in Post-Colonial Africa: The Case of Tanzania*. Cambridge studies in contentious politics.
- Bado, Jean-Paul. *Médecine coloniale et grandes endémies en Afrique 1900–1960: Lèpre, trypanosomiase humaine et onchocercose*. Collections »Hommes et sociétés«. Paris: Éditions Karthala, 1996.
- Bassenge, R. »Rezension von ›Feldmann, Die Schlafkrankheit im Bezirk Schirati‹, in Deutsche Medizinische Wochenschrift, No. 14, 1908.« *Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene* 13 (1909): 188–189.
- Borowy, Iris. *Coming to Terms with World Health: The League of Nations Health Organization, 1921–1946*. Frankfurt am Main, New York: Peter Lang, 2009.

51 Für einen Vergleich deutscher kolonialer Grenzräume und östlicher Gebiete s. Dörte Lerp, *Imperiale Grenzräume: Bevölkerungspolitiken in Deutsch-Südwestafrika und den östlichen Provinzen Preußens 1884–1914*, 1. Aufl. (Frankfurt am Main: Campus, 2016).

- Brinkman, Inge, und Koen A. G. Bostoen, Hg., *The Kongo Kingdom: The origins, dynamics and cosmopolitan culture of an African polity*. Cambridge: Cambridge University Press, 2018.
- Castryck, Geert, Hg., »The Bounds of Berlin's Africa: Space-Making and Multiple Territorialities in East and Central Africa.« Sonderheft, *International Journal of African Historical Studies* 52, Nr. 1 (2019).
- Coghe, Samuel. »Sleeping Sickness Control and the Transnational Politics of Mass Chemoprophylaxis in Portuguese Colonial Africa.« *Portuguese Studies Review* 25, Nr. 1 (2017): 57–89.
- Crozier, Anna. *Practising Colonial Medicine: The Colonial Medical Service in British East Africa*. London, New York: I. B. Tauris, 2007.
- Doflein, Franz. »Tiere als Krankheitsquellen.« *Süddeutsche Monatshefte* 11, Nr. 1 (1913): 208–323.
- Dutton, Joseph E., und John L. Todd. »Human Trypanosomiasis and its Relation to Congo Sleeping Sickness.« *Journal of Tropical Medicine* 8 (1905): 90.
- Eckart, Wolfgang U. »Medical Experiments at the Colonial Periphery: The Fight against Sleeping Sickness in German East Africa and Togo.« In *Twentieth Century Ethics of Human Subjects Research: Historical Perspectives on Values, Practices, and Regulations*, herausgegeben von Volker Roelcke, 65–82. Medical history. Stuttgart: Steiner, 2004.
- Ehlers, Sarah. *Europa und die Schlafkrankheit: Koloniale Seuchenbekämpfung, europäische Identitäten und moderne Medizin 1890–1950*. 1. Auflage. Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft Band 232. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2019.
- Escherich, Georg. *Quer durch den Urwald von Kamerun*. Berlin: G. Stilke, 1923.
- Fèvre, Eric M., P. G. Coleman, Susan C. Welburn und Ian Maudlin. »Reanalyzing the 1900–1920 Sleeping Sickness Epidemic in Uganda.« *Emerging Infectious Diseases* 10, Nr. 4 (2004): 567–573.
- Ford, John. *The Role of the Trypanosomiasis in African Ecology: A Study of the Tsetse Fly Problem*. Oxford: Clarendon Press, 1971.
- Gouzien, P. »La maladie du sommeil dans le Haut-Sénégal et Niger.« *Annales d'hygiène et de médecine coloniale* 11 (1908): 29–71.
- Gradmann, Christoph. *Krankheit im Labor: Robert Koch und die medizinische Bakteriologie*. Wissenschaftsgeschichte. Göttingen: Wallstein, 2005.
- Great Britain. House of Commons, Parliamentary Papers. *Treaty Series. No. 28. 1908. Agreement and Protocol between United Kingdom and Germany with regard to Sleeping Sickness. [Cd. 4319]*.
- Haberer. »Kamerun. Schlafkrankheit.« In *Medizinal-Berichte über die Deutschen Schutzgebiete für das Jahr 1909/10*, herausgegeben von Reichs-Kolonialamt, 304–12. Berlin: Ernst Siegfried Mittler und Sohn, 1911.
- Headrick, Daniel R. »Sleeping Sickness Epidemics and Colonial Responses in East and Central Africa, 1900–1940.« *PLOS Neglected Tropical Diseases* 8, Nr. 4 (2014): 1–8.
- Headrick, Rita. *Colonialism, Health and Illness in French Equatorial Africa: 1885–1935*. Atlanta GA: African Studies Assoc. Press, 1994.
- Hearsey, H. »Sleeping Sickness. Diary, Part IX.« *Journal of Tropical Medicine* 13 (1910): 167–169.
- Hoppe, Kirk A. *Lords of the Fly: Sleeping Sickness Control in British East Africa, 1900–1960*. Westport CN: Praeger, 2003.

- Hunt, Nancy R. *A Colonial Lexicon of Birth Ritual, Medicalization, and Mobility in the Congo*. Body, commodity, text. Durham NC: Duke University Press, 1999.
- Isobe, Hiroyuki. *Medizin und Kolonialgesellschaft: Die Bekämpfung der Schlafkrankheit in den deutschen »Schutzgebieten« vor dem Ersten Weltkrieg*. Berlin: Lit-Verlag, 2009.
- Jeanselme, E., und E. Rist. »Trypanosomiose humaine (Maladie du Sommeil).« In *Précis de Pathologie Exotique*, herausgegeben von E. Jeanselme und E. Rist, 90–124. Paris: Masson, 1909.
- Koch, Robert. »Schlußbericht über die Tätigkeit der deutschen Expedition zur Erforschung der Schlafkrankheit.« In Schwalbe, *Gesammelte Werke von Robert Koch, Band 2*, 534–46.
- »Über den bisherigen Verlauf der deutschen Expedition zur Erforschung der Schlafkrankheit in Ostafrika (1906).« In Schwalbe, *Gesammelte Werke von Robert Koch, Band 2*, 509–24.
- Lerp, Dörte. *Imperiale Grensräume: Bevölkerungspolitiken in Deutsch-Südwestafrika und den östlichen Provinzen Preußens 1884–1914*. 1 Aufl. Frankfurt am Main: Campus, 2016.
- Lyons, Maryinez. *The Colonial Disease: A Social History of Sleeping Sickness in Northern Zaire, 1900–1940*. Cambridge history of medicine. Cambridge, New York: Cambridge University Press, 1992.
- Marks, Shula, und Neill Anderson. »Typhus and Social Control: South Africa, 1917–1950.« In *Disease, Medicine, and Empire: Perspectives on Western Medicine and the Experience of European Expansion*, herausgegeben von Roy M. MacLeod und Milton J. Lewis, 257–83. London, New York: Routledge, 1988.
- Martin, Gustave, und Alexandre Lebœuf. »Étude clinique sur la trypanosomiose humaine (maladie du sommeil).« *Annales d'hygiène et de médecine coloniale* 11 (1908): 381–393.
- Martin, Gustave, Alexandre Lebœuf und Émile Roubaud, Hg., *Rapport de la Mission d'Études de la Maladie du Sommeil au Congo Français 1906–1908*. Paris: Masson, 1909.
- Marx, Christoph. »Die Grenzen des Staates in Afrika.« *Berliner Republik* 6 (2014): 41–44.
- McKelvey, John J. *Man against Tsetse: Struggle for Africa*. Ithaca NY: Cornell University Press, 1973.
- Neill, Deborah. »Paul Ehrlich's Colonial Connections: Scientific Networks and Sleeping Sickness Drug Therapy Research, 1900–1914.« *Social History of Medicine* 22, Nr. 1 (2008): 61–77.
- *Networks in Tropical Medicine: Internationalism, Colonialism, and the Rise of a Medical Specialty, 1890–1930*. Stanford CA: Stanford University Press, 2012.
- Roesener, Karl. »Die menschliche Trypanosomiasis und die Schlafkrankheit: Nach Berichten von Stabsarzt Freyer, Oberarzt Dr. Roesener, Oberarzt Dr. Stechele, Stabsarzt Schachtmeyer, Stabsarzt Dr. Nägele, Assistenzarzt Dr. Schömig, Stabsarzt Dr. Pistner.« In *Medizinal-Berichte über die Deutschen Schutzgebiete für das Jahr 1911/12*, herausgegeben von Reichs-Kolonialamt, 385–406. Berlin: Ernst Siegfried Mittler und Sohn, 1915.
- Sambon, Louis. »The Elucidation of Sleeping Sickness.« *Journal of Tropical Medicine* 7 (1904): 61–63.
- Schlee, Gunther, und Watson, Elizabeth E., Hg., *Changing Identifications and Alliances in North East Africa: Sudan, Uganda, and the Ethiopia-Sudan Borderlands*. New York: Berghahn Books, 2009.
- Schwalbe, Julius, Hg., *Gesammelte Werke von Robert Koch, Band 2*. Leipzig, 1912.

- Sleeping Sickness Bureau. »Preventive Measures in North-Eastern Rhodesia.« *Sleeping Sickness Bulletin* 1 (1909): 119–120.
- »Preventive Measures in Uganda.« *Sleeping Sickness Bulletin* 1 (1909): 118–119.
 - »French West Africa.« *Sleeping Sickness Bulletin* 3 (1911): 431–432.
- Sleeping Sickness Commission. »Summary of Work Done by Commission.« *Reports of the Sleeping Sickness Commission of the Royal Society*, Nr. 16 (1914): 5–8.
- Spivak, Gayatri C. *Can the subaltern speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Wien: Turia + Kant, 2008. Mit einer Einleitung von Hito Steyerl.
- Stoler, Ann L. *Along the Archival Grain: Epistemic Anxieties and Colonial Common Sense*. Princeton NJ: Princeton University Press, 2009.
- Todd, John L. »The Prevention of Sleeping Sickness.« *British Medical Journal*, 10. 10. 1908, 1061–1063.
- Tymowski, Michał, und Henri J. M. Claessen. *The origins and structures of political institutions in pre-colonial Black Africa: Dynastic monarchy, taxes and tributes, war and slavery, kinship and territory*. Lewiston [etc.]: The Edwin Mellen Press, op. 2009.
- Worboys, Michael. »The Comparative History of Sleeping Sickness in East and Central Africa, 1900–1914.« *History of Science* 32 (1994): 89–102.

Archivalien

Archives de l'Institut Pasteur Paris, Frankreich (AIPP):
Fonds Brumpt.

Bundesarchiv Berlin Lichterfelde (BArch):
Bestand des Reichskolonialamts: BArch R 1001/5883, BArch R 1001/5895, BArch R 1001/5896, BArch R 1001/5899, BArch R 1001/5900, BArch R 1001/5903, BArch R 1001/5916
Bestand des Reichsgesundheitsamts: BArch R 86.

Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin (GstA PK):
Bestand des Kultusministeriums: GstA PK, I. HA Rep. 76.

The National Archives, Kew, Großbritannien (NA):
Colonial Office and predecessors: NA, CO 344, NA, CO 96/235.

Fabio Santos

Migration und Gewalt an den vergessenen Rändern der Europäischen Union

Cette contribution porte sur la violence subie et exercée le long des frontières extérieures des »régions ultrapériphériques« de l'UE, peu prises en considération, et les pratiques de »sécurisation« des frontières qui y sont établies. Des milliers de personnes risquent leur vie chaque année aux frontières de la Guyane, de Mayotte, de Melilla, de Ceuta et des îles Canaries entre autres, afin de se rendre en Union Européenne par de nombreux espaces postcoloniaux. Selon cette contribution, ces voix d'accès alternatives toujours plus hermétiques, et en particulier la frontière franco-brésilienne, peuvent être considérées telles des microcosmes d'un système global de stratification: d'une part les inégalités sont reproduites par les institutions étatiques et supranationales et, d'autre part, ces dernières sont contestées par les migrants au péril de leur vie et de leur intégrité physique.

Am 18. November 2020 wiederholte sich an der Flussmündung des Oyapock, der das französische Übersee-Département Französisch-Guyana von Brasilien trennt, ein tragisches, wenig beachtetes Unglück: In dem Gebiet, in dem der Oyapock auf die Wellen des Atlantiks trifft, fielen mehrere Dutzend Menschen von Bord eines lokal als *piroque* und *catraia* bezeichneten Boots, das zu den Hauptverkehrsmitteln in dieser abgelegenen Region am Rande des Amazonasgebiets zählt.¹ Begrenzte Aufmerksamkeit erlangte das Unglück durch ein verstörendes halbminütiges Video, das in den sozialen Netzwerken zirkulierte und unter anderem von der linken, im französischen Senat vertretenen Politikerin Marie-Laure Phinéa-Horth auf Twitter geteilt wurde: Vermutlich aufgenommen und kommentiert von einem brasilianischen Mann, der sich an Land gerettet hatte, zeigt es neben auf offener See verteilten Kanistern und Säcken auch Menschen in orangefarbenen Rettungswesten, die sich an die Felsen am Fuße des auf französischer Seite gelegenen *Montagne d'Or* klammern. Trotz der medialen Verbreitung durch eine ranghohe, aber in Frankreich kaum bekannte Politikerin aus Französisch-Guyana wurde dieses tragische Ereignis, bei dem vermutlich

1 Für ihre kritische Lektüre und hilfreichen Ratschläge bedanke ich mich bei Sarah Ehlers und Sarah Frenking.

mehrere Menschen zu Tode gekommen sind, in den französischen Medien kaum zur Kenntnis genommen. Über Guyane² und die dortigen sozialen Probleme wird in Frankreich und Europa kaum berichtet – und das, obwohl das in etwa der Größe von Österreich entsprechende Territorium integraler Bestandteil sowohl der französischen Republik als auch der Europäischen Union ist. Phinéa-Horths Tweet wurde ein einziges Mal kommentiert und zweimal geteilt.

Guyane und die meisten anderen, von der EU als »Gebiete in äußerster Randlage« (»régions ultrapériphériques«) bezeichneten Territorien spielen im kolonialgeschichtlich wenig geschulten Europa kaum eine Rolle, was ihnen die Bezeichnung »Vergessene Europas« einbrachte.³ Dieses Vergessen erschwert es, die europäischen Außengrenzen in Südamerika, der Karibik, dem Atlantik, dem Pazifik und dem Indischen Ozean – kurzum: in aller Welt – zu verorten (s. Abb. 1).⁴ An diesen Rändern lassen sich kaum erforschte Migrationsmuster beobachten, die in der von Migrant*innen am eigenen Leib erfahrenen Gewalt den lebensgefährlichen Passagen über das Mittelmeer und durch Wüstengebiete ähneln.⁵ Insbesondere Guyane als einziges kontinental gelegenes Überseeterritorium (Ceuta und Melilla werden offiziell von der EU nicht als Überseeterritorien klassifiziert) hat mit den teils verbundenen Dschungel-, Fluss- und Meeresrouten gleich mehrere (Um-)Wege für den Großteil von Menschen, denen die Überquerung der einzigen Brücke über den Grenzfluss Oyapock verweigert wird. Guyane hat sich zu einem Laboratorium einer nach »Übersee« verlagerten Grenzpolitik entwickelt, in dem Flucht- und Migrationsbewegungen⁶ vor dem

2 Französisch-Guyana und Guyane werden in diesem Kapitel synonym verwendet.

3 Manuela Boatcă, »Forgotten Europes. Rethinking Regional Entanglements from the Caribbean«, in *Critical Geopolitics and Regional (Re)Configurations: Interregionalism and Transnationalism between Latin America and Europe*, hg. Breno Bringel und Heriberto Cairo (London: Routledge, 2019), 96–116.

4 Manuela Boatcă, »Caribbean Europe: Out of Sight, out of Mind?«, in *Constructing the Pluriverse: The Geopolitics of Knowledge*, hg. Bernd Reiter (Durham: Duke University Press, 2018), 197–218; Manuela Boatcă, »Thinking Europe Otherwise: Lessons from the Caribbean«. *Current Sociology* (October 2020); Fabio Santos, »Re-Mapping Europe. Field Notes from the French-Brazilian Borderland«, *InterDisciplines. Journal of History and Sociology* Nr. 8 (2017): 173–201; Tracy Sharpley-Whiting und Tiffany Ruby Patterson, »The Conundrum of Geography, Europe d'outre Mer, and Transcontinental Diasporic Identity«, in *Black Europe and the African Diaspora*, hg. Darlene Clark Hine, Stephen Small und Trica Danielle Keaton, 84–91 (Urbana: University of Illinois Press, 2009).

5 Paolo Cuttitta und Tamara Last, Hg., *Border Deaths: Causes, Dynamics and Consequences of Migration-Related Mortality* (Amsterdam: Amsterdam University Press, 2019).

6 In Anlehnung an die Kritische Migrationsforschung und im Wissen um die empirische Vielschichtigkeit weise ich auf die Problematik der oftmals als Dichotomie verstandenen (freiwilligen) Migration vs. (erzwungenen) Flucht hin. Die Perpetuierung dieses Gegensatzpaares führt allzu oft zu dem Ausschluss von Menschen von internationalem Schutz, den sie eigentlich benötigen, s. Heaven Crawley et al., *Unravelling Europe's »Migration Crisis«: Journeys over Land and Sea* (Bristol: Policy Press, 2017), 8. Migration verstehe ich als Oberbegriff für

Hintergrund andauernder kolonialer Verflechtungen und globaler Ungleichheiten analysiert werden können.⁷

Es wird vergessen und oftmals bezweifelt, dass die in »äußerster Randlage« lebenden Menschen – im Falle Guyanes vor allem Schwarze Menschen und Indigene – EU-Bürger*innen sind: Sie sind »pas-tout-à-fait-français« in den Augen weißer, in der französischen Metropole lebender Menschen.⁸ In Anlehnung an Stuart Hall ließe sich sagen, dass die Bewohner*innen Guyanes »in but not of Europe« sind – mit dem Unterschied, dass in ihrem Fall auch das »in« prekär ist.⁹ Gebiete in äußerster Randlage sind nicht Teil kollektiver Vorstellungen von Europa, obwohl weithin bekannt ist, dass die Europäische Union und das geographisch verstandene Europa keineswegs deckungsgleich sind.¹⁰ Neben den Gebieten in äußerster Randlage, die nicht nur integrale Bestandteile des jeweiligen Nationalstaats, sondern auch der Europäischen Union sind, zählen auch die von der EU als »überseeische Länder und Gebiete« (»pays et territoires d'outre mer«) bezeichneten Teile der Welt zu den Vergessenen Europas: Obwohl die Bewohner*innen etwa von Grönland, Aruba und Französisch-Polynesien EU-Bürger*innen sind, gehören die Territorien selbst nicht zur EU.¹¹

Migration an den EU-Außergrenzen und damit auch an den wenig beachteten äußersten Rändern ist nicht ohne Perspektive auf den Körper zu verstehen, der wiederum eine zentrale Grundlage für die Durchführung rassistischer Ausweiskontrollen darstellt (*racial profiling*). Zu versuchen, diese Grenzen zu überwinden, bedeutet, die eigene körperliche wie auch seelische Unversehrtheit aufs Spiel zu setzen. Die Toten an den EU-Außergrenzen sind extremer Ausdruck dieser Gefahr. Auch Überlebende berichten von der Überquerung von Gewässern, Wüsten, Zaunanlagen und weiteren Hindernissen vielfach als traumatisches körperliches Erlebnis, das von Erfahrungen massiver Erschöpfung, Durst, Panik, Seekrankheit, drohendem Ertrinken und körperlicher wie psy-

Mobilität, der selbst bei nur einer Person verschiedene Beweggründe und Dringlichkeiten zu verschiedenen Zeitpunkten und an verschiedenen Orten zugrunde liegen können.

- 7 Fabio Santos, »Von Zentralafrika nach Brasilien und Französisch-Guyana: Transnationale Migration, globale Ungleichheit und das Streben nach Hoffnung«, *Global Processes of Flight and Migration. The Explanatory Power of Case Studies / Globale Flucht- und Migrationsprozesse. Die Erklärungskraft von Fallstudien*, hg. Eva Bahl und Johannes Becker (Göttingen: Göttingen University Press, 2020), 63–82.
- 8 Paul Dewitte, »Des citoyens à part entière, ou entièrement à part ?«, *Hommes & Migrations*, Nr. 1237 (Mai-Juni 2002), 1.
- 9 Stuart Hall, »In but not of Europe.« Europe and its Myths«, *Soundings*, Nr. 22 (2003): 57–69.
- 10 Zum zweifelhaften Status Europas als Kontinent, s. Martin W. Lewis und Kären Wigen, *The Myth of Continents: A Critique of Metageography* (Berkeley: University of California Press, 1997).
- 11 Für einen Überblick, s. Rebecca Adler-Nissen und Ulrik Pram Gad, Hg., *European Integration and Postcolonial Sovereignty Games: The EU Overseas Countries and Territories* (London: Routledge, 2013).

chischer Gewalt geprägt ist.¹² In dieser Hinsicht verweist die »europäische Flüchtlingskrise«¹³ auch auf die Unmöglichkeit für weite Teile der Weltbevölkerung, ohne Gefährdung des Körpers und damit des Lebens, die europäischen Außengrenzen zu überwinden.

Das vorliegende Kapitel adressiert diese Gewalt, indem ein geographischer Perspektivwechsel vollzogen wird: Aufbauend auf eine Darstellung des administrativen Status der in aller Welt verstreuten Überseeterritorien der EU, gebe ich einen Einblick in die tagtäglich von Gewalt und Tod geprägten Grenzgebiete um Ceuta, Melilla, Mayotte und die Kanarischen Inseln. Anschließend widme ich mich mit Rückgriff auf ethnographische Vignetten, Medienberichte und statistische Daten einer Analyse des stark von Migration geprägten Überseeterritoriums Französisch-Guyana und gehe auf die Migrationsmuster und -routen ein, die sich an der Grenze mit dem brasilianischen Bundesstaat Amapá entwickelt haben.

Neue Kartographien der Migration: Andere Europas, andere Grenzen

Neun Territorien der Europäischen Union werden sperrig als Gebiete in äußerster Randlage bezeichnet. Sie »sehen sich mit einer Reihe von Schwierigkeiten konfrontiert, die sich aus ihren jeweiligen geographischen Eigenschaften ergeben. Zu diesen Besonderheiten zählen insbesondere Abgelegenheit, Insellage und Klima sowie eine geringe Größe und eine schwierige Topografie.«¹⁴ Von diesen neun Territorien ist eines ein französisches Überseegebiet (Saint-Martin), fünf sind französische Übersee-Départements (Martinique, Mayotte, Guadeloupe, Französisch-Guyana und Réunion), zwei sind portugiesische autonome

12 Für einen Überblick, s. Cuttitta und Last, *Border Deaths*. Für eine konkrete Lebensgeschichte, s. Santos, »Von Zentralafrika nach Brasilien und Französisch-Guyana«.

13 Wie von zahlreichen Migrationsforscher*innen aufgezeigt wurde, sind dem Diskurs um die »Europäische Flüchtlingskrise« rassistische Zuschreibungen gegenüber nicht-europäischen Anderen inhärent, die angeblich eine »Krise« ausgelöst haben, obwohl es de facto jene Zuflucht suchenden Menschen sind, die Krisen entfliehen und oftmals auch den Weg nach und die Ankunft in Europa als Krise erleben. S. beispielsweise Manuela Bojadzijev und Sandro Mezzadra, »Refugee Crisis« or Crisis of European Migration Policies?«, *Focaalblog*, 12. November 2015, <https://tinyurl.com/u8u4bh32>; Nicholas de Genova, »The »Migrant Crisis« as Racial Crisis: Do *Black Lives Matter* in Europe?«, *Ethnic and Racial Studies* 41, Nr. 10 (August 2018): 1765–82; Fabian Georgi, »The role of racism in the European »Migration Crisis«: A Historical Materialist Perspective«, in *Racism After Apartheid: Challenges for Marxism and Anti-Racism*, hg. Vishwas Satgar (Johannesburg: Wits University Press, 2019), 96–117.

14 Europäisches Parlament, Gebiete in äußerster Randlage, zuletzt geändert im Februar 2020, <https://www.europarl.europa.eu/factsheets/de/sheet/100/outermost-regions-ors->.

Regionen (Madeira und die Azoren), und eines hat den Status einer spanischen autonomen Gemeinschaft (die Kanarischen Inseln). Zusammengenommen beherbergen diese vollwertigen EU-Territorien fast fünf Millionen Menschen, von denen die meisten EU-Bürger*innen sind. All diese Territorien gehen auf koloniale Siedlungsgebiete zurück, mit anderen Worten: »colonial history has created ›Europeans‹ far away from geographical Europe.«¹⁵ Als Teil der Eurozone sind diese Gebiete mit Ausnahme von Saint-Martin und Mayotte links unten auf den Euro-Banknoten visualisiert; sie unterliegen der EU-Gesetzgebung und sind Teil des Zollgebiets der Europäischen Union. Anders als die sechs französischen Gebiete gehören Madeira, die Azoren und die Kanarischen Inseln zum Schengen-Raum. Die neun Gebiete in äußerster Randlage sind jedoch nicht die einzigen territorialen kolonialen Überbleibsel der EU und ihrer Mitgliedstaaten. Vielmehr sind sie Teil einer größeren Figuration nicht-souveräner Gebiete: Zusätzlich zu den neun Gebieten in äußerster Randlage gibt es weltweit 13 sogenannte überseeische Länder und Gebiete, darunter Grönland, Bonaire und Neukaledonien. Obwohl die überseeischen Länder und Gebiete verfassungsrechtlich Teil eines EU-Mitgliedstaates sind, gehören sie nicht zur EU. Mit dem Brexit hat sich die Anzahl der überseeischen Länder und Gebiete von vormals 26 auf 13 reduziert, was bei der folgenden, nicht mehr aktuellen Karte (Abb. 1) berücksichtigt werden muss.

Neben den genannten »messy boundaries«¹⁶ gibt es mit den spanischen Exklaven Ceuta und Melilla (beide an Marokko grenzend) zwei weitere Territorien, die zwar weder als Regionen in äußerster Randlage noch als überseeische Länder und Gebiete geführt werden, de facto aber auch zu den kolonial verflochtenen Gebieten gehören. Ihr Status als spanische »autonome Städte« und die sich daraus ergebende Zugehörigkeit zur EU wird von der marokkanischen Regierung bis heute angefochten. In der Vergangenheit haben diese beiden hoch militarisierten Gebiete vielleicht am deutlichsten gezeigt, wie »die letzten Kolonien«¹⁷ durch Migrationsmuster mit den ehemaligen Kolonien Europas verbunden sind: Neben den lebensgefährlichen Mittelmeer-Überquerungen per Schiff und Boot sind die Stacheldrahtzäune um Ceuta und Melilla zum Inbegriff des gewaltvollen europäischen Grenzregimes geworden.¹⁸ Dieses Grenzregime schließt

15 Karis Muller, »Concentric Circles« at the Periphery of the European Union«, *Australian Journal of Politics & History* 46, Nr. 3 (September 2000): 335.

16 Gurinder K. Bhambra, »Postcolonial Europe, or Understanding Europe in Times of the Postcolonial«, in *The SAGE Handbook of European Studies*, hg. Chris Rumford, 69–85 (Los Angeles: SAGE, 2009), 71.

17 John Connell und Robert Aldrich, *The Ends of Empire: The Last Colonies Revisited* (London: Palgrave Macmillan, 2020).

18 S. beispielsweise das Foto von José Palazón, das auf dem Buchcover dieses Sammelbands und folgender Monographie abgebildet ist: Michel Agier, *Borderlands: Towards an Anthropology of the Cosmopolitan Condition* (Malden: Polity, 2016).

EU Overseas Countries and Territories (OCT) and Outermost Regions (OMR)

- ★ **Madeira** Outermost Regions of the EU
- ☆ **Aruba** Overseas Countries and Territories
- **Crozet** OCT Dependencies
- Exclusive Economic Zone
- ⋯ Territorial claims in Antarctica

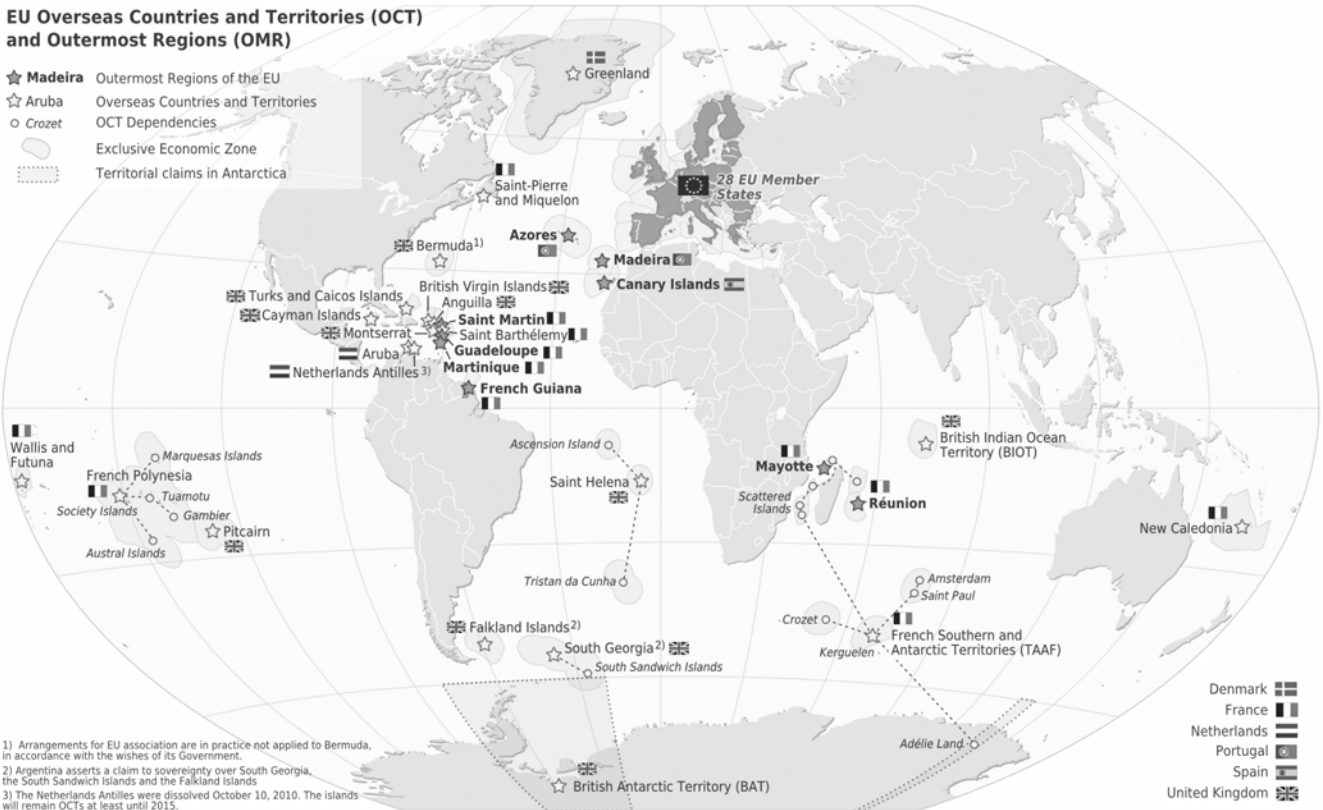


Abb. 1: Karte der überseeischen Länder und Gebiete sowie der Gebiete in äußerster Randlage.
Quelle: Wikimedia commons.

Menschen aus, die ihre Position mittels Grenzüberschreitung in einem globalen Stratifikationsystem zu verbessern suchen, das hauptsächlich auf dem qua Geburt und daher zufällig erlangtem Kriterium der Staatsbürgerschaft beruht.¹⁹ So haben sich Politiken der »Grenzsicherung« entlang der ehemals leicht zu überschreitenden Grenzen zwischen Spanien und Marokko (Ceuta und Melilla) bezeichnenderweise parallel zum spanischen EU-Beitritt im Jahr 1986 entwickelt.²⁰ Ihren buchstäblichen Höhepunkt erreichten die Maßnahmen der »Grenzsicherung«, als die Zäune im Jahr 2005 von drei auf sechs Meter erhöht und unter Anwendung von Schusswaffen verteidigt wurden. Beides erschwerte die Einreise nach Ceuta und Melilla und ist als Reaktion auf den Versuch der Grenzüberquerung mehrerer Tausend Menschen Anfang desselben Jahres zu deuten.²¹ Die Umzäunung Ceutas und Melillas führte wiederum zu einer Umleitung der Migrationsrouten in ein Gebiet in äußerster Randlage:

»As Spanish and Moroccan forces ›closed‹ the route into the enclaves of Ceuta and Melilla in 2005, in response to the ›border crisis‹ at the ›enclaves‹ fences that year, a new pathway opened up from West Africa towards the Canary Islands – leading to the 2006 ›boat crisis‹ in the archipelago. Worse, both these crises occurred in anticipation of imminent (and much-publicised) border reinforcement, in a trend that resonates with the 2015 surge in arrivals across the Mediterranean. As the Canaries entry point was eventually ›closed‹ through close collaboration with West African states, routes were gradually pushed towards the Sahara desert.«²²

Im Jahr 2006 erreichten fast 32.000 Menschen mit Booten von der westafrikanischen Küste aus die Kanarischen Inseln²³, was die EU-Agentur Frontex dazu veranlasste, an den atlantischen Grenzen zu patrouillieren. Diese Einsätze gegen illegalisierte Einwanderung auf die Kanarischen Inseln wurden zu einem Ver-

19 Roberto Patricio Korzeniewicz und Timothy Patrick Moran, *Unveiling Inequality: A World-Historical Perspective* (London: Russell Sage Foundation, 2009); Ayelet Shachar, *The Birthright Lottery: Citizenship and Global Inequality* (Cambridge, MA: Harvard University Press, 2009).

20 Eva Bahl, »Precarious Transnational Biographies: Moroccan Juveniles in the Spanish Enclaves of Ceuta and Melilla«, in *Biographies in the Global South: Life Stories Embedded in Figurations and Discourses*, hg. Gabriele Rosenthal und Artur Bogner (Frankfurt am Main: Campus, 2017), 185.

21 Gabriele Rosenthal, Eva Bahl und Arne Worm, »Illegalized Migration Courses from the Perspective of Biographical Research and Figurational Sociology: The Land Border between Spain and Morocco«, in *Biographies in the Global South: Life Stories Embedded in Figurations and Discourses*, hg. Gabriele Rosenthal und Artur Bogner (Frankfurt am Main: Campus, 2017), 114.

22 Ruben Andersson, »Europe's Failed ›Fight‹ against Irregular Migration: Ethnographic Notes on a Counterproductive Industry«, *Journal of Ethnic and Migration Studies* 42, Nr. 7 (Mai 2016): 1062.

23 Ruben Andersson, *Illegality, Inc.: Clandestine Migration and the Business of Bordering Europe* (Oakland: University of California Press, 2014), 42.

suchslabor für ein bald darauf zu exportierendes Modell des »Migrationsmanagements«.²⁴ Da diese Einsätze die Zahl der migrierenden Menschen innerhalb weniger Jahre deutlich verringert hatten, sollte dieses »Erfolgsmodell« (aus Sicht der Grenzkontrollinstitution) auch im Mittelmeerraum durchgeführt werden. Wenn heutzutage hitzig über Migrationsrouten über das Mittelmeer diskutiert wird, lohnt sich daher die Erinnerung daran, dass Maßnahmen der »Grenzsicherung« und »-überwachung« durch die Europäische Union nicht nur mehr als ein Jahrzehnt zurückreichen, sondern auch von den früheren Erfahrungen in Nordafrika und vor der westafrikanischen Küste beeinflusst wurden.

Im Winter 2020, als letzte Änderungen an diesem Kapitel vorgenommen wurden, haben sich die Kanarischen Inseln erneut zum Ziel Tausender Menschen entwickelt, die sich auf die gefährliche Route über den Atlantik begeben. Am 18. November 2020, dem Tag des eingangs geschilderten Bootsunglücks an der Mündung des Oyapock, wurde mehrere Tausend Kilometer entfernt eine zweite temporäre Unterkunft für Geflüchtete auf Gran Canaria errichtet. Bis zu diesem Zeitpunkt haben circa 20.000 afrikanische Geflüchtete die Kanarischen Inseln im Jahr 2020 erreicht, etwa 8.000 davon allein in den vorherigen 30 Tagen.²⁵ Die prekären Unterbringungsbedingungen inmitten der Corona-Pandemie waren so verheerend, dass in den Medien gar von einem spanischen Moria die Rede war.²⁶ Laut der Internationalen Organisation für Migration starben bis zu diesem Zeitpunkt mindestens 563 Menschen auf der sogenannten Atlantischen Route. Erst kurz vor der Errichtung des zweiten temporären Lagers ist ein Schiff mit mehr als 200 Menschen an Bord gekentert. Mindestens 140 Menschen sind ertrunken.²⁷

Doch nicht nur in Nord- und Westafrika spielen sich Migrationsszenarien in äußerster Randlage ab. Auch vor der ostafrikanischen Küste kommt es zu kaum erforschten Migrationsbewegungen in die Europäische Union: Mayotte, seit 2011 ein französisches Übersee-Département und seit 2014 eine Region in äußerster Randlage, gilt angesichts der hohen Migrationszahlen in der kritischen Forschungsliteratur als »second Lampedusa, overwhelmed by illegal immigration from the Comoros, East and even Central Africa«.²⁸ In einem Referendum von 1974 haben die Bewohner*innen der drei Inseln, die heute die Union der Komoren bilden (Grande Comore, Mohéli und Anjouan), für die Unabhängigkeit

24 Ebd., 69.

25 The Guardian, »This lack of humanity can't go on: Canary Islands struggle with huge rise in migration«, 29. November 2020. <https://tinyurl.com/xntuhjpc>.

26 Zeit Online, »Gestrandet im neuen Moria«, 27. November 2020. <https://tinyurl.com/4yduk5v7>.

27 IOM, »Deadliest Shipwreck of the Year Claims at Least 140 Lives«, 29. Oktober 2020. <https://www.iom.int/news/deadliest-shipwreck-year-claims-least-140-lives>.

28 Muller, »Concentric Circles«, 193.

von Frankreich gestimmt. Doch auf Mayotte, der vierten Insel der Komoren, sprach sich nur ein Viertel der Bevölkerung für die Unabhängigkeit aus. Mithilfe des umstrittenen Schritts, die Stimmen Insel für Insel zu zählen und nicht als Ganzes, gelang es der französischen Regierung, ihre kolonialen Beziehungen zu Mayotte aufrechtzuerhalten.²⁹ Der unterschiedliche Status der zu einem Archipel gehörenden Inseln hat in den vergangenen Jahrzehnten zu massiven Migrationsbewegungen geführt, insbesondere nach der Einführung des umstrittenen Balladur-Visums, mit dem komorische Staatsbürger*innen die Einreise auf die Schwesterinsel Mayotte verwehrt werden sollte und die Nachbar*innen eines historisch eng verwobenen Archipels mit einem Schlag zu »illegalen« Einwander*innen wurden.³⁰ Tatsächlich resultierte die Einführung dieser ungleichen Mobilitätsregelung in illegalisierten und lebensgefährlichen Überfahrten in überfüllten Fischer*innenbooten (*kwassa-kwassa*) nach Mayotte, etwa 70 Kilometer von Anjouan entfernt: Tagtäglich geraten Menschen auf der Suche nach einem sicheren Leben, einer besseren Gesundheitsversorgung, höheren Bildungs- und Beschäftigungsmöglichkeiten und ähnlichen Gründen vor der Küste Mayottes in Lebensgefahr. »The disasters«, schreibt der Politikwissenschaftler Tor Sellström (2015: 318), »bear a close resemblance to those occurring when African refugees and economic migrants try to reach the Mediterranean island of Lampedusa, Italy, in search of EU shelter and jobs. In the case of Mayotte, they take place in silence, far away from any international media coverage or public debate«. Beschwiegen werden auch die körperlichen Torturen und die vielen Toten: »Dead bodies are regularly washed ashore on the beaches of western Mayotte. Those lucky enough to avoid death and detention join Mayotte's huge illegal population.«³¹ Wie Sellström weiter ausführt, gibt es keine vertrauenswürdigen Statistiken zu den auf dem Weg nach Mayotte ertrunkenen Menschen. Schätzungen des französischen Senats von 2012 gehen allerdings von 7.000 bis 10.000 Toten seit Einführung des Balladur-Visums 1995 aus. Durchschnittlich ist also täglich mindestens eine Person vor der Küste Mayottes verstorben.³²

Die tödlichen Überfahrten über das Meer wurden auch nach dem formellen EU-Beitritt Mayottes im Jahr 2014 fortgesetzt. Lokale Medien informieren wöchentlich über die Ankunft und den Tod von Menschen aus den benachbarten Komoren, doch in den französischen Medien – ganz zu schweigen von den europäischen – finden sich kaum Berichte über die Tragödien, die sich um die südöstliche Außengrenze der EU im Indischen Ozean abspielen. Ein seltenes

29 Ebd., 189ff.

30 Rémi Armand Tchokothe, »Balladur Visa« or »Visa of Death? Questioning »Migration« to Europe via the Comoros Archipelago«, *Journal of Identity and Migration Studies*, 12, Nr. 2 (2018): 60–80.

31 Tor Sellström, *Africa in the Indian Ocean: islands in ebb and flow* (Leiden: Brill, 2015), 318.

32 Ebd., 318–319.

Beispiel für eine erhöhte Medienaufmerksamkeit wurde 2017 unfreiwillig durch Emmanuel Macron ausgelöst, als er bei einem Besuch auf Mayotte sagte, dass die traditionellen *kwassa-kwassa* weniger fischten als dass sie komorische Migrant*innen herbrachten.³³ Diese Aussage wurde unter anderem von dem Präsidenten der *Fondation des Comores* kritisiert, der an den Tod von mehr als 10.000 Menschen auf offener See innerhalb von etwa zwanzig Jahren erinnerte, d. h. seit der Einführung des Balladur-Visums.³⁴ Anders als im Falle der Kanarischen Inseln wurden die Operationen zum »Schutz« der Grenze rund um Mayotte jedoch nicht von Frontex, sondern von der französischen *Police aux Frontières* durchgeführt.

All diese Beispiele unterstreichen die Notwendigkeit, die Regionen in äußerster Randlage und anderweitig kolonial verflochtene Gebiete (Ceuta und Melilla) in gesellschaftliche wie wissenschaftliche Migrationsdebatten zu integrieren. Durch diesen Perspektivwechsel wird deutlich, dass ähnliche Muster vor und parallel zu den viel stärker diskutierten Migrationen und Todesfällen von Asylsuchenden über das Mittelmeer oder die sogenannte Balkanroute auch andernorts stattfanden und -finden. Die EU und die jeweiligen Nationalstaaten (in den genannten Fällen Spanien und Frankreich) tragen die Gewalt der Außen Grenzen auch an die Ränder der Überseeterritorien. Von dieser Gewalt, die sich in körperlichen (Grenz-)Erfahrungen widerspiegelt, zeugen die vielen beschwigenen Toten und Verletzten.

Die aufgeführten Beispiele verweisen auf die westlichen, nördlichen und östlichen Ränder Afrikas. Im Folgenden lege ich den Schwerpunkt mit Französisch-Guyana auf einen Kontext, in dem sich – geographisch gesehen – die Karibik und die Amazonasregion treffen und – politisch gesehen – Europa und Südamerika begegnen.

Europa und Südamerika überbrücken: Routen nach Französisch-Guyana

Französisch-Guyana sticht durch seine Größe und kontinentale Lage zwischen Brasilien und Suriname hervor – alle anderen Überseeterritorien sind Inseln und deutlich kleiner. Mit gerade einmal 290.691 dokumentierten Einwohner*innen – hinzu kommen geschätzt 20 Prozent, d. h. circa 60.000 nicht registrierte Mi-

33 Le Monde, »Kwassa-Kwassa«: Les Comoriens exigent des excuses de Macron, qui prône l'apaisement«, 5. Juni 2017. <https://tinyurl.com/k4a24e6s>. In Mayotte werden die kleinen Fischer*innenboote *kwassa-kwassa* genannt. Obwohl die offizielle Amtssprache Französisch ist, werden vor Ort im Alltag vor allem Shimaore und Kibushi gesprochen.

34 Le Monde, »M. Macron, les Kwassa-Kwassa ont fait plus de 10 000 Morts«, 7. Juni 2017. <https://tinyurl.com/9tchwfd>.

grant*innen³⁵ – hat Guyane allerdings eine kleinere Bevölkerungszahl als andere Territorien wie beispielsweise Martinique und Guadeloupe und gehört mit durchschnittlich weniger als drei Einwohner*innen pro Quadratkilometer zu den am geringsten besiedelten Regionen der Erde.³⁶ Die Bevölkerungsstruktur Guyanes ist äußerst komplex und setzt sich unter anderem aus sich selbst als Créoles, Noirs Marrons, Amérindiens oder Hmong bezeichnenden Gruppen zusammen. Hinzu kommen *weiße* Personen aus der Metropole, die vor allem im öffentlichen Dienst (Bildung, Polizei, Gesundheitssektor) arbeiten. Mehr als ein Drittel der in Guyane lebenden Bevölkerung besitzt keine französische Staatsbürgerschaft: Haiti, Suriname und Brasilien sind die mit Abstand häufigsten Herkunftsländer der nach Guyane migrierten Menschen. Zählt man auch die in anderen französischen Regionen geborenen Menschen hinzu, gelangt man zu dem Ergebnis, dass fast zwei Drittel der Bevölkerung im Alter zwischen 18 und 79 Jahren außerhalb Guyanes geboren wurde.³⁷ Dem Sozial- und Kulturanthropologen Richard Price zufolge unterscheidet diese Diversität Guyane klar von anderen Überseegebieten: »Guyane’s ethnically mixed population, dominated by immigrants, gives its society an edgy feel that is absent in the more French-style (bourgeois) islands of Martinique and Guadeloupe. Much greater inequality of wealth, many more non-French speakers, more crime and tremendous unemployment make Guyane feel Third World.«³⁸

Wie anhand des Eingangsbeispiels gezeigt, prägen gefährliche Fahrten über Gewässer auch die Migration in Richtung Guyane. Während der letzten Jahrzehnte erreichten Tausende Migrant*innen aus den nördlichen, von Armut geplagten Staaten Brasiliens auf kleinen, überfüllten Pirogen die Küste Französisch-Guyanas. Anstatt den Oyapock, den offiziellen Grenzfluss zwischen Brasilien und Frankreich, zu überqueren, versuchte eine Mehrheit der Migrant*innen über den Atlantik in die Hauptstadt Cayenne zu gelangen. Diese gefährliche Überfahrt geschieht in der Regel von dem Grenzort Oiapoque aus, der gegenüber der französischen Gemeinde Saint-Georges-de-l’Oyapock liegt. Anfang der 1990er Jahre berichtete selbst die *New York Times* davon: »Without life jackets and packed into precarious wooden canoes, hundreds embark every week from here [Oiapoque] for the perilous, seven-hour journey to Cayenne, the capital of

35 Catherine Benoit, »Fortress Europe’s Far-Flung Borderlands: ›Illegality‹ and the ›Deportation Regime‹ in France’s Caribbean and Indian Ocean Territories«, *Mobilities* 15, Nr. 2 (2020): 220–40.

36 World Atlas, »The 10 Least Densely Populated Places In The World«, 3. Februar 2020. <https://tinyurl.com/9mmmeka5>.

37 Serge Mam Lam Fouck, *La société guyanaise à l’épreuve des migrations du dernier demi-siècle, 1965–2015* (Matoury: Ibis Rouge Éditions, 2015), 72.

38 Richard Price, »The Oldest Daughter of Overseas France«, in *Locating Guyane*, hg. Sarah Wood und Catriona MacLeod (Liverpool: Liverpool University Press, 2018), 19.

the French department.«³⁹ Während meiner Forschungsaufenthalte in Guyane und Brasilien bin ich mehreren Personen begegnet, die sich bis weit in die 2000er Jahre auf diese Reise begaben. João, ein Mann um die fünfzig Jahre alt und ursprünglich aus dem brasilianischen Bundesstaat Pará stammend, erzählte mir zum Beispiel, dass er nie vergessen werde, wie er als junger Mann in den 1990er Jahren diese Reise unternommen habe.⁴⁰ Als ich mich mit ihm auf der Veranda einer Kneipe in Vila Vitória, einem Stadtteil von Oiapoque gegenüber von Saint-Georges unterhielt, erzählte er mir, dass mehr als 40 Menschen in einem Boot saßen, das für 20 Personen vorgesehen war, und dass er Angst gehabt hatte, er würde von Bord fallen. Heute lebt er mit legaler Aufenthaltsgenehmigung (*carte de séjour*) in Cayenne und arbeitet als Sänger. Die ebenfalls in Cayenne lebende Caroline, eine Brasilianerin Anfang Dreißig, nahm in den 2000er Jahren die Route über den Atlantik, nachdem sie schwanger geworden war. Wie João erinnert sie sich an die gefährliche Bootsahrt, insbesondere an die hohen Wellen. Dennoch beschrieb sie ihre Erfahrung in der Wohnung einer mit uns beiden befreundeten Familie in Saint-Georges als unproblematisch im Vergleich zu anderen, die schwere Unfälle erlebten. Fast alle ihre brasilianischen Freund*innen und Bekannten in Cayenne, so erzählte sie mir, kamen über diesen Weg, und einige von ihnen gerieten in Seenot und überlebten nur, indem sie sich an Plastikkanistern festhielten. Ein ähnliches Bild wird nicht nur durch das eingangs beschriebene, medial verbreitete Video an der Mündung des Oyapock vermittelt. Erst wenige Wochen vor seiner Aufnahme kam es zu einem anderen Unglück, auf das Phinéa-Horth den *Ministre des Outre-mers* Sébastien Lecornu im Senat hingewiesen hat.⁴¹ Vor der Küste Cayennes geschah am 3. Oktober 2020 ein Bootsunglück, bei dem sechs Personen, darunter ein zweijähriges Kind, in den frühen Morgenstunden gerettet wurden. Die Bilder, wie ein Mann von den Rettungskräften per Helikopter gerettet wurde, zirkulierten in Guyane. Wie viele sich von dem in Oiapoque losgefahrenen Boot noch in der Nacht an Land retten konnten oder aber im Meer zu Tode kamen, ist ungeklärt geblieben.⁴² Im Senat wurde Phinéa-Horth, die stärkere Grenzkontrollen verlangte und den »massiven Zuzug« von Migrant*innen als Überforderung für Guyane darstellte, von

39 »Perilous Jungle Passage leads Poor to ›France‹«, New York Times, 4. Juli 1992. <https://tinyurl.com/bbapnxxmp>.

40 Für alle im Text erwähnten Personen (mit Ausnahme von Personen des öffentlichen Lebens wie beispielsweise Politiker*innen) wurden Pseudonyme gewählt.

41 Sénat, »Chavirage de canots de clandestins au large de Cayenne«, 6. November 2020. <https://tinyurl.com/8fej8tsx>.

42 Guyane la Première, »L'enquête se poursuit dans l'affaire du chavirage du canot de clandestins: des naufragés dont des enfants manquent à l'appel«, 12. November 2020. <https://tinyurl.com/sh28hmk>.

Lecornu weitere Unterstützung für den Ausbau der ohnehin schon starken »Grenzsicherung« zugesichert.

Neben diesem gefährlichen Seeweg haben sich weitere Routen etabliert.⁴³ Mit einer Länge von 730 km ist die französisch-brasilianische Grenze die längste Außengrenze Frankreichs. Obwohl die Grenzkontrollen durch die *Police aux Frontières* vor allem in den französischen Grenzorten Saint-Georges und Camopi zugenommen haben, ist es schier unmöglich, die inmitten des Amazonas-Regenwaldes gelegene Grenze komplett zu überwachen. Über weite Strecken ist die Grenze im wahrsten Sinne des Wortes fließend und leicht mit dem Boot zu überqueren. Solche Flussüberquerungen in weniger polizeilich kontrollierten Gebieten führen jedoch dazu, dass die Migrant*innen in abgelegenen Teilen des Regenwaldes ankommen, weit entfernt von Dörfern und Straßen. Diese *ruta pelo mato* (»Dschungelroute«) wird oft von Menschen genutzt, die in unerlaubten Goldschürfungsbereichen arbeiten wollen. Aber auch Caroline wählte sie Ende der 2000er Jahre, nachdem sie aus privaten Gründen nach Brasilien zurückkehren musste. Nach einem langen Marsch durch den Regenwald wird der Weg mit Autos fortgesetzt. Diese Fortsetzung ist aber erst jenseits der Tag und Nacht von der Polizei durchgeführten Personenkontrolle an der einzigen nach Cayenne führenden Straße möglich. Dieser Checkpoint befindet sich in dem Ort Regina, etwa 80 Kilometer nördlich von Saint-Georges gelegen.

Diese gefährlichen Routen über Wasser und/oder Land stehen in merkwürdigem Kontrast zu der 2017 eingeweihten Brücke über den Oyapock, der ersten Brücke zwischen dem brasilianischen Bundesstaat Amapá und Französisch-Guyana. Von vielen Politiker*innen als Symbol der Freundschaft und Zusammenarbeit gefeiert, hat sich die Brücke als eine Einbahnstraße entpuppt, die Mobilitätsungleichheiten auf Basis von Staatsbürgerschaft und legalen Aufenthaltsgenehmigungen fördert.⁴⁴ Bis heute herrscht zwischen Brasilien und Guyana

43 In den Grenzstädten Saint-Georges (Frankreich) und Oiapoque (Brasilien) ist es ein offenes Geheimnis, dass auch heute noch nachts Boote von Oiapoque in Richtung Cayenne ablegen. Hin und wieder werden die Organisator*innen dieser Migrationsrouten über den Seeweg – vor allem für Brasilianer*innen und Haitianer*innen – gefasst, doch neue Netzwerke werden rasch gebildet: 2015 wurde eine Gruppe von sogenannten Schmuggler*innen verhaftet, die angeblich für den Transport von mehr als sechstausend Menschen innerhalb von zwei Jahren verantwortlich sein sollen, s. »En Guyane, une importante filière d'immigration illégale démantelée«, *Le Monde*, 2. Dezember 2015. <https://tinyurl.com/24cae24z>. Auf ähnliche Weise kam es 2018 zu einer weiteren Verhaftung, nachdem Hunderte von Personen in weniger als einem Jahr transportiert worden waren. Diese Verhaftung war insofern anders, als sie ein Menschenhandels-Netzwerk aufzudecken schien, das eng mit dem illegalisierten Goldabbau in Französisch-Guyana verbunden ist, s. *Guyane la Première*, »Immigration Clandestine : une filière de grande ampleur démantelée«, 8. Dezember 2018. <https://tinyurl.com/42jua5hk>.

44 Fabio Santos, »The Oyapock River Bridge as a one-way street: (un)bridgeable inequalities in Saint-Georges (French Guiana) and Oiapoque (Brazil)«, in *Twin Cities across Five Continents*:

keine Visa-Reziprozität: Während französische und EU-Staatsbürger*innen den Oyapock problemlos überqueren und in der gegenüberliegenden Grenzstadt Oiapoque ein Tourismus-Visum für 90 Tage erhalten können, müssen brasilianische und die meisten anderen Nicht-EU-Bürger*innen Monate vor Betreten französischen Bodens in Südamerika ein Visum beantragen, was für die größtenteils arme Bevölkerung Nord- und Nordostbrasilien nicht nur kompliziert und kostspielig, sondern in aller Regel auch nicht von Erfolg beschieden ist. Zu den Antragsgebühren kommen die Kosten für einen in Nordbrasilien keinesfalls selbstverständlichen Reisepass hinzu; auch müssen dem Antrag Gehaltsnachweise und eine Kranken- und Rücktransportversicherung mit einem Mindestbetrag von 30.000 Euro beigelegt werden. Die Einführung einer sogenannten *carte de transfrontalier*, die französischen und brasilianischen Bürger*innen mit offiziellem Wohnsitz in Saint-Georges und Oiapoque einen 72-stündigen Aufenthalt in dem jeweils anderen Grenzort gewährt, vermochte es nicht, die Ungleichheiten in und zwischen den Grenzstädten Saint-Georges und Oiapoque zu lindern.⁴⁵ Das Fehlen einer reziproken Visumpolitik ist nicht nur angesichts des traditionell auf Gegenseitigkeit beruhenden brasilianischen Ansatzes in der Visumpolitik auffällig. Auch fällt die Tatsache ins Auge, dass brasilianische Staatsbürger*innen ohne vorherigen Visumsantrag für 90 Tage in alle anderen Regionen Frankreichs mit Ausnahme des geographisch benachbarten Guyane reisen können.

Während Brasilianer*innen häufig an das brasilianische Flussufer zurückgeschickt werden, wenn sie die erforderlichen Dokumente in Saint-Georges nicht vorweisen können (*carte de séjour* oder *carte de transfrontalier*), können asyl-

Interactions and Tensions on Urban Borders, hg. Ekaterina Mikhailova und John Garrard (London: Routledge, 2022).

45 Die *carte de transfrontalier* wurde eingeführt, um die grenzüberschreitende Mobilität französischer und brasilianischer Bürger*innen mit offiziellem Wohnsitz in Saint-Georges und Oiapoque zu fördern. Das Dokument kann bei der *Police aux Frontières* (im Falle brasilianischer Staatsangehöriger) und bei der *Policia Federal* (im Falle französischer Staatsangehöriger) beantragt werden. Die Bearbeitungszeit beträgt etwa sechs Monate, und die Karte hat eine Gültigkeit von zwei Jahren. Sie ermöglicht es den Einwohner*innen beider Seiten, das Stadtzentrum der jeweils anderen Stadt für eine Dauer von 72 Stunden zu besuchen, ohne hierfür ein Visum beantragen zu müssen. Obwohl dies einen wichtigen Schritt hin zu einem ausgewogeneren Verhältnis in puncto grenzüberschreitender Mobilität darstellt, ist zu beachten, dass alle französischen Staatsbürger*innen (d.h. über Saint-Georges hinaus) für neunzig Tage visumfreien Zugang in ganz Brasilien haben, während nur brasilianische Staatsangehörige mit gemeldetem Wohnsitz in Oiapoque sich für drei Tage legal in einem kleinen Teil Frankreichs (Saint-Georges) aufhalten können. Zur Kontroverse um die Oyapock-Flussbrücke, s. auch Olivier Thomas Kramsch, »Spatial Play« at the Ends of Europe: Oyapock Bridge, Amazonia«, *Tijdschrift Voor Economische en Sociale Geografie* 107, Nr. 2 (April 2016): 209–13; Carmentilla das Chagas Martins, »Cooperação internacional em território fronteiriço: novas sociabilidades e novos controles«, *Textos e Debates* 1, Nr. 27 (2015): 177–96.

suchende Personen offiziell nicht zurückgewiesen werden.⁴⁶ Da Guyane ein integraler Bestandteil Frankreichs und der Europäischen Union ist, müssen die dortigen Behörden jeden Fall sorgfältig prüfen. Jede Person, die einen Asylantrag stellt, hat das Recht, sich auf französischem Grund und Boden aufzuhalten, selbst wenn dieser sich »in äußerster Randlage« inmitten dichten tropischen Regenwaldes befindet. Im Laufe der vergangenen Jahre haben viele Menschen dieses Recht genutzt und zu neuen Migrationsmustern beigetragen. Eine Perspektive auf diese Muster vermag es, die »Europäische Flüchtlingskrise« zu dezentrieren. Allwöchentlich – vor, während und nach meiner Feldforschung – kamen Asylsuchende aus Ländern wie Haiti, Syrien oder Afghanistan zur Polizeistation in Saint-Georges. Nach Erläuterung ihrer Anliegen wurden sie in die zwei bis drei Stunden entfernte Hauptstadt Cayenne gebracht, wo die Asylanträge offiziell gestellt werden. Unter ihnen befand sich auch Mohammed, ein 27-jähriger Syrer aus Homs, der dem Nachrichtenmagazin *Newsweek* von seiner Reise über Beirut und Brasilien nach Guyane berichtete: »The cost of flight to Brazil is nearly the same price as the illegal journey across the Mediterranean. The trip cost him about \$3,000, including airfare and travel costs from Brazil to French Guiana. Mohammed has urged his younger brother, 23, to make the same journey.«⁴⁷

Statistische Daten verdeutlichen, dass Mohammed Teil eines größeren strukturellen Wandels ist, der sich in den letzten Jahren – jenen der sogenannten Europäischen Flüchtlingskrise – vollzogen hat. Nach Angaben des *Office français de protection des réfugiés et apatrides* verzeichnete Guyane 2015 den prozentual mit Abstand höchsten Anstieg an Asylsuchenden in ganz Frankreich.⁴⁸ Insgesamt wurden 2.511 Erstasylanträge in Guyane gestellt, was in etwa 1 Prozent der dortigen Bevölkerung im Jahr 2015 entspricht (259.865). Nimmt man alle französischen Départements zusammen, beträgt der Anteil aller Erstasylsuchenden (70.570) an der französischen Bevölkerung (66.992.699) im Jahr 2015 etwa 0,1 %. Mit anderen Worten: Obwohl die Zahl der Asylbewerber*innen in Französisch-Guyana in absoluten Zahlen und auf den ersten Blick marginal erscheinen mag, ist der Anteil von Asylsuchenden in Bezug auf die Bevölkerung zehnmal so hoch wie in den restlichen Teilen Frankreichs.

Woher kamen die Menschen, die 2015 in Guyane Asyl beantragt haben? Vier von fünf Asylsuchenden (79,8 Prozent) kamen aus Haiti, 10 Prozent aus der Dominikanischen Republik, 2,2 Prozent aus Peru, 1,4 Prozent aus Kolumbien und 6,6 Prozent aus »anderen Ländern«.⁴⁹ Zu den anderen Ländern gehören

46 Brasilianer*innen beantragen in der Regel kein Visum in Guyane.

47 *Newsweek*, »Syrian Refugees Find Brazilian Backdoor to Europe«, 13. April 2016. <https://www.newsweek.com/syrian-refugees-find-brazilian-backdoor-europe-446994>.

48 OFPRA, »Rapport d'activité 2015«, 2016, 37. https://ofpra.gouv.fr/sites/default/files/atoms/files/rapport_dactivite_ofpra_2015_hd.pdf.

49 OFPRA, »Rapport d'activité 2015«, 2016, 45.

kriegszerrüttete und geographisch weit entfernte Länder wie Syrien. Auch wenn die Zahl der Personen aus diesen Ländern im Jahr 2015 nur einige Dutzend betrug, berichteten lokale Medien relativ häufig über dieses neue Migrationsmuster, das sich in den Folgejahren noch verstärkte. Erst 2018 war in Französisch-Guyana ein deutlicher Rückgang der Asylanträge zu verzeichnen, ähnlich der allgemeinen Tendenz innerhalb der Europäischen Union. Im Vergleich zum Vorjahr halbierte sich die Zahl der Asylsuchenden in Guyane (2.383, -52 Prozent), allerdings blieb die Verteilung der Staatsangehörigkeit relativ stabil: 74,5 Prozent besaßen die haitianische Staatsbürgerschaft, 14,6 Prozent die dominikanische und 2,2 Prozent die syrische.⁵⁰

In Anbetracht der genannten Zahlen war Mohammed, der oben erwähnte junge Syrer, nur einer von mehreren Hundert geflüchteten Syrer*innen in Französisch-Guyana. Obwohl hier die Dringlichkeit betont werden soll, diese neuen Muster in gesellschaftlichen Diskussionen und wissenschaftlichen Untersuchungen zu der »Europäischen Flüchtlingskrise« zu berücksichtigen, wäre es unvollständig, die Herkunft der großen Mehrheit an Asylsuchenden zu ignorieren: die der haitianischen Migrant*innen. Es ist daher wichtig, diese in der französischen und europäischen Debatte selten beachtete Gruppe von Asylsuchenden hervorzuheben: eine Gruppe, die aus der ersten unabhängigen und Schwarzen Republik Lateinamerikas und der Karibik⁵¹ in eine der letzten nach wie vor nicht-souveränen Gebiete der Region fliehen.

Im Gegensatz zu der Migration von Syrer*innen stellt die Bewegung haitianischer Staatsbürger*innen nach Guyane keineswegs ein neues Muster dar. Tatsächlich gab es seit den 1960er Jahren eine relativ stabile Einwanderung, die in den 1980er Jahren an Intensität gewann und zu einer großen haitianischen Diaspora in Französisch-Guyana führte.⁵² In den 1980er Jahren erschwerte Frankreich mit einer strikteren Visumpflicht die legale Einreise von Haitianer*innen, was wiederum in der Bildung klandestiner Netzwerke und illegalisierter Migrationsrouten durch Suriname oder Brasilien mündete.⁵³ Heute stellen Haitianer*innen rund 30 Prozent der eingewanderten Bevölkerung in

50 OFPRA, »Rapport d'activité 2018«, 2019, 23. https://ofpra.gouv.fr/sites/default/files/atoms/files/rapport_dactivite_2018.pdf.pdf.

51 Laurent Dubois, *Avengers of the New World: The Story of the Haitian Revolution* (Cambridge, MA: Harvard University Press, 2004).

52 Joseph Handerson, *Diaspora. As dinâmicas da mobilidade haitiana no Brasil, no Suriname e na Guiana Francesa* (Rio de Janeiro: Universidade Federal do Rio de Janeiro/Museu Nacional, 2015); Maud Laëthier, *Être migrant et haïtien en Guyane* (Paris: CTHS, 2011).

53 Maud Laëthier, »The Role of Suriname in Haitian Migration to French Guiana: Identities on the Move and Border Crossing«, in *In and out of Suriname: Language, Mobility and Identity*, hg. Eithne Carlin, Isabelle Léglise, Bettina Migge und Paul Brendan Tjon Sie Fat (Leiden: Brill, 2015), 233.

Französisch-Guyana dar.⁵⁴ Dabei ist die Beantragung eines Asylbescheids ein relativ neues Muster, das sich erst in den letzten Jahren herausgebildet hat, in denen Haiti von Umweltkatastrophen und zunehmender politischer Instabilität geprägt war sowie von Unsicherheit im öffentlichen wie privaten Raum, die die körperliche Unversehrtheit gefährdet.⁵⁵ So haben sich mehr und mehr Haitianer*innen entschlossen, das zu tun, was in haitianischem Kreolisch als »chèche lavi« bezeichnet wird: Wörtlich übersetzt geht es darum, »ein Leben zu suchen«, konkret gemeint ist die Auswanderung.⁵⁶ Im Gegensatz zu den neu angekommenen Syrer*innen können Asylsuchende aus Haiti oftmals auf Netzwerke von Familienmitgliedern und Bekannten zurückgreifen, die bereits zuvor nach Guyane gegangen sind. Doch schützen diese Netzwerke in der von Rassismen und Ungleichheiten durchzogenen Gesellschaft und Sozialstruktur Französisch-Guyanans nicht vor Ausgrenzung: Wie ich in meiner Feldforschung feststellen konnte und nun auch in anthropologischen Studien nachgewiesen wurde, weisen die vornehmlich von *weißen* Polizist*innen durchgeführten Kontrollen in Guyane, wie auch in anderen Überseeterritorien, Praktiken des *racial profiling* auf.⁵⁷ Zahlreiche juristische Ausnahmen, die vom status quo der französischen Metropole abweichen, vereinfachen Kontrollen und schnelle Abschiebungen. So erfordern beispielsweise Identitätskontrollen in der Metropole anders als in den Überseeterritorien den schriftlichen Antrag der Staatsanwaltschaft.⁵⁸ In genau demarkierten Gebieten, vor allem an Meeresküsten, Flussufern und auf den Hauptverkehrsrouten, kann die Polizei ohne eine solche Genehmigung Identitätskontrollen durchführen und tut dies auch: im verschlafenen Grenzort Saint-Georges vergehen keine zehn Minuten, ohne dass man einem Polizeiauto begegnet. Ich selbst wurde als *weißer* Mann ohne französischen Pass in sechs Monaten kein einziges Mal kontrolliert. Schwarze Menschen mit und ohne französischen Pass hingegen haben mir berichtet, dass sie des Öfteren kontrolliert werden – manchmal mehrmals pro Woche. Zudem konnte ich diese Praxis mit eigenen Augen beobachten.

Bei genauer Betrachtung des weitläufigen französisch-brasilianischen Grenzgebiets wird deutlich, dass dieses durch völlig unterschiedliche Realitäten und (Un-)Möglichkeiten der Passage geprägt ist: Während für EU-Bürger*innen und Menschen mit legaler Aufenthaltsgenehmigung in Guyane die Brücke als sichere Grenzüberquerung geschaffen wurde, ist dieser Weg ohne den »richtigen« Pass oder ein entsprechendes Visum kaum begehbar. Als lebensgefährliche Zugänge

54 Ebd., 229.

55 OFPRA, »Rapport d'activité 2015«, 2016, 53.

56 Laëthier, »The Role of Suriname«, 231.

57 Benoît, »Fortress Europe's Far-Flung Borderlands«, 222; Santos, »The Oyapock River Bridge as a one-way street«.

58 Ebd., 226.

bleiben der Dschungel, der Fluss und das Meer. Wie an vielen anderen Grenzen weltweit wird auch am Oyapock anhand ineinandergreifender Kriterien sozialer Ungleichheiten bestimmt, wie (weit) Menschen sich bewegen dürfen: Obgleich Staatsbürgerschaft der offensichtlichste Mechanismus zur Begrenzung der Mobilität wie auch der entsprechenden Ressourcen (Gesundheit, Bildung, usw.) ist, spielen auch Kategorien wie *race* (*racial profiling*) und Klasse (Mittel zur Visumsbeantragung) eine nicht zu unterschätzende Rolle. In diesem Sinne verstehe ich Guyane im Allgemeinen und das französisch-brasilianische Grenzgebiet im Besonderen als Mikrokosmos eines globalen Stratifikationsystems, in dem Ungleichheiten einerseits vonseiten staatlicher und supranationaler Institutionen reproduziert und andererseits von Migrant*innen unter Gefährdung von Leib und Leben zu überwinden versucht werden.

Schlussbetrachtung

Das vorliegende Kapitel regt dazu an, die Grenzen der EU in Französisch-Guyana und anderen Gebieten in äußerster Randlage sowie überseeischen Ländern und Gebieten zu verorten und sie folglich stärker mit Debatten über Flucht und Migration in einem oft zu einseitig gedachten Europa zu verzahnen. Dass dies bislang kaum geschehen ist, kann in Anlehnung an Manuela Boatcăs Arbeiten als Konsequenz einer nach wie vor durch koloniales Vergessen gekennzeichneten Erinnerungskultur gedeutet werden.⁵⁹ Kritischer Europa-, Migrations- und Grenzforschung muss es gelingen, diese Kolonialität und den an sie gekoppelten Okzidentalismus produktiv herauszufordern. Geschieht dies unter Einbeziehung der äußersten Ränder, so zeigt sich, dass dort ein überdurchschnittlich hoher Anstieg an Zuwanderung verzeichnet wurde und die Ränder mancher Territorien gar als Laboratorien für Praktiken der »Grenzsicherung« gedient haben. Diese Praktiken sind für ohnehin benachteiligte Menschen lebensgefährlich: Migrant*innen erfahren die Gewalt der Grenze am eigenen Leib, etwa durch tagelanges Laufen bei Hitze im unwegsamen Dschungel oder in wankenden, teils umkippenden Pirogen im Fluss, in der Flussmündung oder im Atlantik. Wurde die strategische Nutzung der lebensgefährlichen Umwelt durch Grenzkontrollinstitutionen bereits anhand anderer geographischer Kontexte aufgezeigt⁶⁰, so blieb dieser vergessene Rand der EU in Südamerika bislang unterbeleuchtet.

In Französisch-Guyana verschmelzen alte und neue Migrationsmuster. Ich habe gezeigt, dass Brasilianer*innen zu den größten Gruppen zugewanderter

59 Boatcă, »Forgotten Europes«, »Caribbean Europe«, »Thinking Europe Otherwise«.

60 Cuttitta und Last, *Border Deaths*; s. auch Jason de León, *The Land of Open Graves: Living and Dying on the Migrant Trail*. (Oakland: University of California Press, 2015).

Menschen gehören. Obwohl sie in den seltensten Fällen Asyl beantragen, haben sie aus Mangel an sicheren Alternativen oft genug gefährliche Routen genommen, die durchaus Ähnlichkeiten zu den viel präsenteren Tragödien im Mittelmeer aufweisen. Auch hat mein Beitrag betont, dass Haitianer*innen in den letzten Jahren die konstante Kerngruppe an Asylsuchenden in Französisch-Guyana darstellen: Aufgrund der interdependenten politischen, wirtschaftlichen und ökologischen Krisen Haitis haben viele das Land in Richtung Guyane verlassen, wo sich viele Haitianer*innen trotz rechtlicher und rassistischer Ausgrenzung sprachlich und zum Teil auch kulturell zu Hause fühlen. Eine vergleichsweise neue Gruppe, die Jahr für Jahr in Französisch-Guyana ankommt, besteht aus Staatsangehörigen aus Ländern Afrikas und des sogenannten Nahen Ostens (insbesondere Syrer*innen), die in der Regel über Brasilien einwandern. Auch wenn dieses Muster auf den ersten Blick marginal erscheinen mag, so veranschaulicht es doch eindrucksvoll, welche Kosten, Mühen und (Um-)Wege Menschen in ihrer Verzweigung in Kauf nehmen.⁶¹ Ähnliches gilt für die Zehntausenden von Menschen, die sich andernorts auf den lebensgefährlichen Weg nach den Rändern der EU gemacht haben, etwa im Atlantik (Kanarische Inseln) oder im Indischen Ozean (Mayotte).

Bibliographie

- Adler-Nissen, Rebecca, und Ulrik Pram Gad, Hg. *European Integration and Postcolonial Sovereignty Games: The EU Overseas Countries and Territories*. Routledge: London, 2013.
- Agier, Michel. *Borderlands: Towards an Anthropology of the Cosmopolitan Condition*. Malden: Polity, 2016.
- Andersson, Ruben. *Illegality, Inc.: Clandestine Migration and the Business of Bordering Europe*. Oakland: University of California Press, 2014.
- Andersson, Ruben. »Europe's Failed ›Fight‹ against Irregular Migration: Ethnographic Notes on a Counterproductive Industry«. *Journal of Ethnic and Migration Studies* 42, Nr. 7 (Mai 2016): 1055–75.
- Bahl, Eva. »Precarious Transnational Biographies: Moroccan Juveniles in the Spanish Enclaves of Ceuta and Melilla«. In *Biographies in the Global South: Life Stories Embedded in Figurations and Discourses*, herausgegeben von Gabriele Rosenthal und Artur Bogner, 185–208. Frankfurt am Main: Campus, 2017.
- Benoît, Catherine. »Fortress Europe's Far-Flung Borderlands: ›Illegality‹ and the ›Deportation Regime‹ in France's Caribbean and Indian Ocean Territories«. *Mobilities* 15, Nr. 2 (2020): 220–40.

61 S. auch Santos, »Von Zentralafrika nach Brasilien und Französisch-Guyana«.

- Bhambra, Gurminder K. »Postcolonial Europe, or Understanding Europe in Times of the Postcolonial« In *The SAGE Handbook of European Studies*, herausgegeben von Chris Rumford, 69–85. Los Angeles: SAGE, 2009.
- Boatcă, Manuela. »Caribbean Europe: Out of Sight, out of Mind?« In *Constructing the Pluriverse: The Geopolitics of Knowledge*, herausgegeben von Bernd Reiter, 197–218. Durham: Duke University Press, 2018.
- Boatcă, Manuela. »Forgotten Europes. Rethinking Regional Entanglements from the Caribbean.« In *Critical Geopolitics and Regional (Re)Configurations: Interregionalism and Transnationalism between Latin America and Europe*, herausgegeben von Breno Bringel und Heriberto Cairo, 96–116. London: Routledge.
- Boatcă, Manuela. 2020. »Thinking Europe Otherwise: Lessons from the Caribbean«. *Current Sociology*, October 2020.
- Bojadzije, Manuela, und Sandro Mezzadra. »Refugee Crisis« or Crisis of European Migration Policies«. *Focaalblog*, 12. November 2015. <https://tinyurl.com/u8u4bh32>.
- Connell, John, und Robert Aldrich. *The Ends of Empire: The Last Colonies Revisited*. London: Palgrave Macmillan, 2020.
- Crawley, Heaven, Franck Düvell, Katharine Jones, Simon McMahon und Nando Sigona, Hg. *Unravelling Europe's »Migration Crisis«: Journeys over Land and Sea*. Bristol: Policy Press, 2017.
- Cuttitta, Paolo, und Tamara Last, Hg. *Border Deaths: Causes, Dynamics and Consequences of Migration-Related Mortality*. Amsterdam: Amsterdam University Press, 2019.
- Dewitte, Paul. »Des citoyens à part entière, ou entièrement à part ?« *Hommes & Migrations*, Nr. 1237 (Mai-Juni 2002): 1.
- De Genova, Nicholas. »The »Migrant Crisis« as Racial Crisis: Do Black Lives Matter in Europe?« *Ethnic and Racial Studies* 41, Nr. 10 (August 2018): 1765–82.
- De León, Jason. *The Land of Open Graves: Living and Dying on the Migrant Trail*. Oakland: University of California Press, 2015.
- Dubois, Laurent. *Avengers of the New World: The Story of the Haitian Revolution*, Cambridge, MA: Harvard University Press, 2004.
- Europäisches Parlament, »Gebiete in äußerster Randlage«, zugegriffen am 18. August 2020. <https://www.europarl.europa.eu/factsheets/de/sheet/100/outermost-regions-ors->.
- Gad, Ulrik Pram, und Rebecca Adler-Nissen. »Introduction: Postcolonial Sovereignty Games«. In *European Integration and Postcolonial Sovereignty Games. The EU Overseas Countries and Territories*, herausgegeben von Rebecca Adler-Nissen und Ulrik Pram Gad, 1–24. London: Routledge, 2013.
- Georgi, Fabian. »The role of racism in the European »Migration Crisis«: A Historical Materialist Perspective«. In *Racism After Apartheid: Challenges for Marxism and Anti-Racism*, herausgegeben von Vishwas Satgar, 96–117. Johannesburg: Wits University Press, 2019.
- Guyane la Première. »Immigration Clandestine : une filière de grande ampleur démantelée«, 8. Dezember 2018. <https://tinyurl.com/42jua5hk>.
- Guyane la Première. »L'enquête se poursuit dans l'affaire du chavirage du canot de clandestins: des naufragés dont des enfants manquent à l'appel«, 12. November 2020. <https://tinyurl.com/sh28hmk>.
- Hall, Stuart. »In but not of Europe.« Europe and its Myths«. *Soundings*, Nr. 22 (2003): 57–69.

- Hoefte, Rosemarijn, Matthew Louis Bishop und Peter Clegg. »Still Lonely After All These Years? Contemporary Development in the ›Three Guianas‹«. *Caribbean Studies* 43, Nr. 2 (2015): 83–113.
- IOM. »Deadliest Shipwreck of the Year Claims at Least 140 Lives«. 29. Oktober 2020. <https://www.iom.int/news/deadliest-shipwreck-year-claims-least-140-lives>.
- Joseph, Handerson. *Diaspora. As dinâmicas da mobilidade haitiana no Brasil, no Suriname e na Guiana Francesa*. Rio de Janeiro: Universidade Federal do Rio de Janeiro/Museu Nacional, 2015.
- Korzeniewicz, Roberto Patricio, und Timothy Patrick Moran. *Unveiling Inequality a World-Historical Perspective*. London: Russell Sage Foundation, 2009.
- Kramsch, Olivier Thomas. »Spatial Play: at the Ends of Europe: Oyapock Bridge, Amazonia«, *Tijdschrift Voor Economische en Sociale Geografie* 107, Nr. 2 (April 2016): 209–13.
- Laëthier, Maud. *Être migrant et haïtien en Guyane*. Paris: CTHS, 2011.
- Laëthier, Maud. »The Role of Suriname in Haitian Migration to French Guiana: Identities on the Move and Border Crossing«. In *In and out of Suriname: Language, Mobility and Identity*, herausgegeben von Eithne Carlin, Isabelle Léglise, Bettina Migge und Paul Brendan Tjon Sie Fat, 229–51. Leiden: Brill, 2015.
- Le Monde. »En Guyane, une importante filière d’immigration illégale démantelée«, 2. Dezember 2015. <https://tinyurl.com/24cae24z>.
- Le Monde. »Kwassa-Kwassa: Les Comoriens exigent des excuses de Macron, qui prône l’apaisement«, 5. Juni 2017. <https://tinyurl.com/k4a24e6s>.
- Le Monde. »M. Macron, les Kwassa-Kwassa ont fait plus de 10 000 Morts«, 7. Juni 2017. <https://tinyurl.com/9tchwfdz>.
- Lewis, Martin W. und Kären Wigen. *The Myth of Continents: A Critique of Metageography*. Berkeley: University of California Press, 1997.
- Mam Lam Fouck, Serge. *La société guyanaise à l’épreuve des migrations du dernier demi-siècle, 1965–2015*. Matoury: Ibis Rouge Éditions, 2015.
- Martins, Carmentilla das Chagas. »Cooperação internacional em território fronteiriço: novas sociabilidades e novos controles«. *Textos e Debates* 1, Nr. 27 (2015): 177–96.
- Muller, Karis. »Concentric Circles at the Periphery of the European Union«. *Australian Journal of Politics & History* 46, Nr. 3 (September 2000): 322–35.
- Muller, Karis. »Between Europe and Africa: Mayotte«. In *European Integration and Post-colonial Sovereignty Games. The EU Overseas Countries and Territories*, herausgegeben von Rebecca Adler-Nissen und Ulrik Pram Gad, 187–202. London: Routledge, 2013.
- New York Times. »Perilous Jungle Passage Leads Poor to ›France‹«. 4. Juli 1992. <https://tinyurl.com/bbapnxml>.
- Newsweek. »Syrian Refugees Find Brazilian Backdoor to Europe«. 13. April 2016. <https://www.newsweek.com/syrian-refugees-find-brazilian-backdoor-europe-446994>.
- OFpra. »Rapport d’activité 2015«. 2016. https://ofpra.gouv.fr/sites/default/files/atoms/files/s/rapport_dactivite_ofpra_2015_hd.pdf.
- OFpra. »Rapport d’activité 2018«. 2019. https://ofpra.gouv.fr/sites/default/files/atoms/files/s/rapport_dactivite_2018.pdf.pdf.
- Price, Richard. »The Oldest Daughter of Overseas France«. In *Locating Guyane*, herausgegeben von Sarah Wood und Catriona MacLeod, 17–32. Liverpool: Liverpool University Press, 2018.

- Rosenthal, Gabriele, Eva Bahl und Arne Worm. »Illegalized Migration Courses from the Perspective of Biographical Research and Figurational Sociology: The Land Border between Spain and Morocco«. In *Biographies in the Global South: Life Stories Embedded in Figurations and Discourses*, herausgegeben von Gabriele Rosenthal und Artur Bogner, 103–59. Frankfurt: Campus, 2017.
- Santos, Fabio. »Re-Mapping Europe. Field Notes from the French-Brazilian Borderland«. *InterDisciplines. Journal of History and Sociology* 8, Nr. 2 (Februar 2018): 173–201.
- Santos, Fabio. »Crisscrossing the Oyapock River: Entangled Histories and Fluid Identities in the French-Brazilian Borderland«. In *Migrants, Refugees, and Asylum Seekers in Latin America*, herausgegeben von Raanan Rein, Stefan Rinke und David Sheinin, 217–241. Leiden: Brill, 2020.
- Santos, Fabio. »Von Zentralafrika nach Brasilien und Französisch-Guyana: Transnationale Migration, globale Ungleichheit und das Streben nach Hoffnung«. In *Global Processes of Flight and Migration. The Explanatory Power of Case Studies / Globale Flucht- und Migrationsprozesse. Die Erklärungskraft von Fallstudien*, herausgegeben von Eva Bahl und Johannes Becker, 63–82. Göttingen: Göttingen University Press, 2020.
- Santos, Fabio. »The Oyapock River Bridge as a one-way street: (un)bridgeable inequalities in Saint-Georges (French Guiana) and Oiapoque (Brazil)«, in *Twin Cities across Five Continents: Interactions and Tensions on Urban Borders*, herausgegeben von Ekaterina Mikhailova und John Garrard. London: Routledge, 2022.
- Sénat. »Chavirage de canots de clandestins au large de Cayenne«, 6. November 2020. <https://tinyurl.com/8fej8tsx>.
- Sharpley-Whiting, Tracy, und Tiffany Ruby Patterson. »The Conundrum of Geography, Europe d'outre mer, and Transcontinental Diasporic Identity«. In *Black Europe and the African Diaspora*, herausgegeben von Darlene Clark Hine, Stephen Small und Trica Danielle Keaton, 84–91. Urbana: University of Illinois Press, 2009.
- Sellström, Tor. *Africa in the Indian Ocean: Islands in Ebb and Flow*. Leiden: Brill, 2015.
- Shachar, Ayelet. *The Birthright Lottery: Citizenship and Global Inequality*. Cambridge, MA: Harvard University Press, 2009.
- Tchokothe, Rémi Armand. »Balladur Visa« or »Visa of Death? Questioning »Migration« to Europe via the Comoros Archipelago«. *Journal of Identity and Migration Studies* 12, Nr. 2 (2018): 60–80.
- The Guardian. »This lack of humanity can't go on: Canary Islands struggle with huge rise in migration«. 29. November 2020. <https://tinyurl.com/xntuhjpc>.
- World Atlas. »The 10 Least Densely Populated Places In The World«. 3. Februar 2020. <https://tinyurl.com/9mmme5>.
- Zeit Online. »Gestrandet im neuen Moria«. 27. November 2020. <https://tinyurl.com/4yduk5v7>.

Autor*innenverzeichnis – Les contributeur-ice-s

Dr. Katell Brestic est Maîtresse de conférences au département d'études germaniques à l'université d'Angers depuis septembre 2018. Ayant une double formation d'historienne et de germaniste, elle a rédigé une thèse de doctorat publiée sur les exilé·e-s de langue allemande en Bolivie entre 1933 et 1945. Par le prisme de l'histoire sociale et culturelle et avec les outils des études postcoloniales, elle travaille sur les processus de construction des identités de groupes marginalisés ou invisibilisés de l'espace germanophone, notamment en contexte de guerre.

Dr. Adrien Cascarino est psychologue et docteur en psychologie. Ses recherches s'inspirent de la psychanalyse et de la sociologie et portent sur les scarifications, leurs représentations dans la littérature scientifique et dans les médias actuels et leurs effets sur les soignants qui tentent de les prendre en charge. Il a publié plusieurs articles sur le lien entre l'automutilation, l'art et la politique. Ses écrits récents incluent également des travaux sur le transhumanisme et les études sur le handicap.

Dr. Sarah Ehlers ist Historikerin und als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forschungsinstitut für Technik- und Wissenschaftsgeschichte des Deutschen Museums in München tätig. Sie wurde an der Humboldt-Universität zu Berlin mit einer Arbeit zu kolonialer Medizin promoviert. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Global-, Umwelt-, Wissenschafts- und Medizingeschichte. In ihrem aktuellen Forschungsprojekt untersucht sie Auseinandersetzungen um gefährliche Pestizide im Globalen Süden in den 1970er und 1980er Jahren.

Sarah Frenking ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Globalgeschichte der Universität Erfurt. Nach dem Studium der Germanistik und Geschichte (Göttingen/ Sorbonne, Paris 1) hat sie an der Universität Göttingen zu Grenzüberschreitungen und polizeilichen Kontrollpraktiken an der deutsch-französischen Grenze vor 1914 promoviert. Ihre Forschungsschwer-

punkte sind border studies, die Geschichte des nation building sowie Polizei-, Kriminalitäts- und Geschlechtergeschichte.

Marie-Dominique Gil est doctorante contractuelle à Paris VIII depuis octobre 2017. Dans le cadre du Laboratoire d'études de genre et de sexualité, elle consacre ses recherches, sous la direction d'Hélène Marquié, à l'iconographie des femmes en cage dans les arts, du surréalisme à la période contemporaine. Après des études de lettres et de droit, elle est entrée à l'École du Louvre où elle a poursuivi son cursus jusqu'en Master II. Spécialisée en arts modernes et contemporains, elle est recrutée par l'EDL comme chargée de travaux dirigés devant les œuvres de 2014 à 2016. Elle a travaillé au Centre Pompidou en tant que *curator assistant*, d'abord auprès de Christine Macel puis auprès de Didier Ottinger.

Dr. Kristin Kastner ist Ethnologin und als Akademische Rätin am Institut für Ethnologie der Ludwig-Maximilians-Universität München tätig. Sie beschäftigt sich schwerpunktmäßig mit Fragen zu Migration, Körper, Mode und Gender. Aktuell arbeitet sie zu Modepraktiken und handwerklicher Kreativität im Senegal und der senegalesischen Diaspora in Paris.

Dr. Sarah Kleinmann ist Empirische Kulturwissenschaftlerin. Nach ihrem Studium der Empirischen Kulturwissenschaft, Politikwissenschaft und Neueren sowie neuesten Geschichte promovierte sie an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen zur Darstellung nationalsozialistischer Täterinnen und Täter in Ausstellungen. Sie arbeitet zu Erinnerungskulturen bezüglich der nationalsozialistischen Verbrechen, Antisemitismus, Antiziganismus, Grensräumen sowie gesellschaftlichen Perspektiven auf Kriminalität und Devianz.

Nina Régis est doctorante à l'université Toulouse Jean Jaurès depuis 2016 et a été membre de l'Institut historique allemand Paris (IHA/DHIP) entre 2019 et 2021. Germaniste et historienne, elle a étudié en France, en Allemagne et au Canada dans le cadre de cursus bi- et tri-nationaux, notamment entre l'université d'Heidelberg et l'EHESS. Ses recherches portent sur le pain de guerre et l'arrière allemand durant la Première Guerre mondiale qu'elle explore à travers l'histoire culturelle de l'alimentation et des sensibilités avec une attention particulière pour le corps, les émotions et la vie quotidienne, ainsi que pour les médias et la propagande.

Dr. Fabio Santos ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lateinamerika-Institut der Freien Universität Berlin. Seine soziologische Doktorarbeit »Bridging Fluid Borders: Entanglements in the French-Brazilian Borderland« hat er im Rahmen des deutsch-mexikanischen DFG-Graduiertenkollegs »Zwischen Räumen« an-

gefertigt. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen neben der Grenz-, Raum- und Migrationssoziologie auch die Erforschung interdependenter Ungleichheiten und verflochtener Geschichten.

Verena Triesethau studierte Philosophie und Linguistik an der Universität Leipzig. Sie promoviert am Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig zur Frage sexueller Erfahrungsweisen aus leibphänomenologischer Perspektive. Ihr Projekt wurde durch ein Promotionsstipendium der Hans-Böckler-Stiftung gefördert. Zu ihren Arbeitsfeldern zählen feministische Philosophie und Leibphänomenologie, Body Studies, kritische Theorie und materialistischer Feminismus, mit welchen sie sich auch als Redakteurin des Zeitschriftenkollektivs *outside the box – Zeitschrift für feministische Gesellschaftskritik* beschäftigt.

Dr. Tonio Weicker ist Osteuropawissenschaftler am Leibniz-Institut für Länderkunde in Leipzig. Als Stadt- und Mobilitätsforscher beschäftigt er sich derzeit im EU-finanzierten Forschungsprojekt »Public transport as public space in European cities« mit Konstruktionen von Öffentlichkeit und Privatheit im alltäglichen Begegnungsraum ÖPNV.

